

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter Mitwirkung von

Anton Dörrer und Hanns Koren

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie

Band 8

Gesamtserie

Band 57



Wien 1954

ÖSTERREICHISCHER BUNDESVERLAG FÜR
UNTERRICHT, WISSENSCHAFT UND KUNST, WIEN

**Dieser Jahrgang
erscheint mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
und des
Magistrates der Stadt Wien
über den
Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs**

INHALT

Abhandlungen und Mitteilungen

Gustav Gugitz, Eine unbekante Quelle zum österreichischen Kinderspiel aus dem 18. Jahrhundert	1
Paul G. Brewster, Fadenspiele aus dem mittleren Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika (aus dem Englischen übersetzt von Elfriede Rath) (Mit 7 Abbildungen)	23
Leopold Höfer, Notizen zur Wiener Kindersprache	33
Rudolf A. Hrandek, Der Männerschmuck einer niederösterreichischen Arbeitergruppe (Mit 2 Abbildungen)	43
Werner Lynge, Die Vierjahreszeitenspiele	51
Leopold Schmidt, Zu den Vierjahreszeitenspielen	57
Elfriede Rath, Volkskunde in den Vereinigten Staaten im europäischen Blickfeld. Versuch einer Literaturübersicht	59
Herbert Klein, Das Aussterben der Bauern-Badstuben in Salzburg. Eine amtliche Erhebung über die Badstuben aus dem Jahre 1793 (Mit 6 Abbildungen und einer Karte)	97
Leopold Schmidt, Salzburger Heimatdichtung und Volkskunde	115
Anton Avanzin, Einige Quellen der lustigen Geschichten von Franz Resl	124
Elfriede Lies, Ein Wetteranzeiger aus Ferleiten (Mit 2 Abbildungen)	137
Matthias Mayer, Das Gehängenschmalz	139
Bela Gunda, Beiträge zur Volksheilkunde der Donauschwaben	141

Chronik der Volkskunde

Elfriede Rath, Kongreß der CIAP in Namur	70
Ein Österreichischer Volkskundeatlas (A. Haberlandt)	71
Archiv der österreichischen Volkskunde (L. Schmidt)	72
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen	72, 148
Ausstellungen 1953—1954	73, 147
Theodor Körner-Förderungspreis	73
Leopold Schmidt, Der Kopenhagener Pflugforschungskongreß	144
Landeskommission der CIAP	147
Volkskunde in der Denkmalpflege	147
Ausstellungen 1954	147
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen	148
Gustav Gugitz 80. Geburtstag	148
Titelverleihung	148
Nekrolog	74, 148

Literatur der Volkskunde

Gustav Gugitz, Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten (Schmidt)	75
Karl Haiding, Österreichs Märchenschatz (Rath)	77
Leopold Schmidt, Spaten-Forschungen (Richard Weiss)	79
Karl M. Klier, Das Blochziehen (Kretzenbacher)	81
Ernst Burgstaller, Das Fragewerk zu den volkskundlichen Karten (Kretzenbacher)	83
Leopold Kretzenbacher, Weihnachtsskrippen in Steiermark (Karl Spiess)	85
Maja Loehr, Thörl (Schmidt)	86
Gustav Gugitz, Kärntner Wallfahrten im Volksglauben und Brauchtum (Schmidt)	86
Oswin Moro, St. Oswald ob Kleinkirchheim. Volkskundliches aus dem Kärntner Nockgebiet (Schmidt)	87

Maria Lang-Reitstätter, Schule im Umbruch. Der Rosentalplan (Schmidt)	87
Karl Böck, Das Bauernleben in den Werken bayerischer Barockprediger (Schmidt)	88
Werner Schuder, Universitas Litterarum (Schmidt)	88
Edmund Schneeweis, Feste und Volksbräuche der Sorben (Schmidt)	88
Felix Genzmer-Festschrift: Edda, Skalden, Saga (Schmidt)	89
Walter Luedrach, Das bernische Stöckli (Schmidt)	89
I. U. Könz, Das Engadiner Haus (Schmidt)	89
Werner Schmitter, Waldarbeit und Waldarbeiter im Prätigau (Schmidt)	90
Fernand Benoit, La Provence et le comtat Venaissin (Schmidt)	90
Smaskrifter fra Norsk Etnologisk Gransking (Schmidt)	90
Norske Bygder, Bd. VI: Numedal (Schmidt)	92
Bela Bartok und Zoltan Kodaly, A Magyar nepzene tara (Adalbert Riedl)	92
Mirko R. Barjaktarovic, Über die Grundstücksgrenzen bei den Serben (Kretzenbacher)	94
Hans Rupprich, Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters (Schmidt)	150
Johann Knobloch, Romani-Texte aus dem Burgenland (Schmidt)	151
Keil-Becker-Arnberger, Atlas von Niederösterreich (Schmidt)	151
J. Killian, Chronik von Frauenhofen (Schmidt)	152
Josef Grubmüller, Heimatbuch des Bezirkes Bruck a. d. Leitha (Schmidt)	153
Franz Brauner, Steirische Heimathefte (Kretzenbacher)	154
Leopold Kretzenbacher, Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südost-Alpenländern	155
Leopold Kretzenbacher, Frühbarockes Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark (Hans Moser)	155
Reiner Puschnig, Geschichte des Marktes Weißkirchen in Steiermark (Schmidt)	157
Mohammed Rassem, Die Volkstumswissenschaften und der Ektatismus (Schmidt)	158
Hermann Holzmann, Pfeifer Huisele (Schmidt)	158
Dörrer-Grass-Sauser-Schadelbauer, Hippolytus Guarinonius (Schmidt)	159
Richard Beitzl, Im Sagenwald (Schmidt)	160
Max Gottschald, Deutsche Namenkunde (Schmidt)	161
Gottfried Henssen, Volk erzählt. 2. Aufl. (Rath)	162
Ernst Wasserzieher, Woher? (Rath)	162
Ernst Wasserzieher, Hans und Grete (Rath)	162
Georg Schreiber, Deutsche Wissenschaftspolitik von Bismarck bis Hahn (Schmidt)	163
Josef Blau, Die Glasmacher im Böhmer- und Bayerwald (Schmidt)	164
Deutsche Zeitschriften für Volkskunde (Schmidt)	165
Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien, Bd. III (Klier)	169
Arnulf Rüssel, Das Kinderspiel (Klier)	171
Stig Walin, Die schwedische Hummel (Klier)	171
Špiro Kulišić, Ursprung und Bedeutung des weihnachtlichen Kultbrottes bei den Südslawen (Kretzenbacher)	171
Niilo Valonen, Geflechte und andere Arbeiten aus Birkenrindenstreifen (Schmidt)	173
Richard Bernheimer, Wild Men in the Middle Ages (H. Bausinger)	174

Eine unbekannte Quelle zum österreichischen Kinderspiel aus dem 18. Jahrhundert

Von Gustav Gugitz

Das Kinderspiel in Österreich hat noch kein grundlegendes Werk erfahren. Wenn auch darüber, namentlich über den überlebenden Brauch der Spiele, manche Zeugnisse¹⁾ verdienstlich aufgesammelt sind, obschon die volkskundliche Forschung auf diesem Gebiet eine regere sein könnte, so ermangelt es doch sehr an aufgezeigten Quellen aus älterer Zeit, die uns auch die Rückschau in historischer Hinsicht bieten würde und Werkmaterial, sei es für Abgekommenes, sei es für die Erforschung und Vergleichung der lebenden Überlieferung, der Entwicklung einzelner Spiele, Variationen und einstweilen endgiltigen Gestaltung aufschlußreich überlieferten. Solche historische Quellen scheinen für Österreich leider nur wenig zu Tage zu treten, und wenn schon, so nur tropfenweise in einzelnen Miscellen, daher es wohl willkommen sein mag, eine solche, die ergiebiger fließt, aus ihrer Verborgenheit, wo sie bis jetzt nutzlos dahinrann, dem Gesichtsfeld des Forschers zuzuführen. Diese Quelle führt sicher noch in die frühe erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück und zeigt uns in verhältnismäßig reichem Maße und aus unbedenklicher eigener Anschauung und eindringlichem Miterlebnis heraus, zugleich in einem terminus a quo, wie es die österreichische Kinderwelt mit ihren Spielen gehalten und welche in ihr damals vorherrschend und beliebt waren.

Diese Aufzeichnungen sind an einer Stelle untergebracht, an der sie kaum jemand vermuten würde, in den Kollektaneenheften des bedeutenden österreichischen, aus der Steiermark gebürtigen Philologen und Naturforschers Joh. Sigm. Valentin Popowitsch (1705—1774), der längere Zeit in Kremsmünster, am Theresianum und seit 1753 an der Wiener Universität lehrte und zu Perchtoldsdorf ein einsames und sonderbares Gelehrtenleben beschloß. Leider ist ein großer Teil seiner Aufzeichnungen zur

¹⁾ Es sei hier nur auf die vorbildliche Arbeit von Karl Haiding, Der Stand der Kinderspielforschung in Wien und Niederdonau (Wiener Zs. f. Volkskunde XLV, 1940, S. 25 ff.) mit ausführlicher Bibliographie aufmerksam gemacht.

vergleichenden Sprachwissenschaft mit ihm entschwunden und nur vielleicht den kleinsten hat ein wackerer Piarist Anton Wasserthal aus schwer leserlichen Zetteln auf unsere Tage gebracht. Sie sind in den Codices 9502—9503 (Popowichii Lexicon orthographicum), 9504—9505 (Popowichii Vocabula Austriaca et Stiriaca) und namentlich in cod. 9507 (Glossarium germanicum) unter „Lusus pueriles“ enthalten. Die Bedeutsamkeit dieser Aufsammlungen österreichischer Kinderspiele, wobei auch die reichsdeutschen herangezogen werden, wird noch dadurch erhöht, — abgesehen davon, daß Popowitsch gewiß die Erinnerungen seiner Kinderjahre, die in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts fallen, zu Rate gezogen haben wird; — daß der gelehrte Forscher stets schon eine vergleichende Methode anwandte und diese Spiele mit jenen in anderen Gegenden in Zusammenhang brachte. Auch in dieser Weise steht Popowitsch, den man wohl zu den ersten Bahnbrechern der Volkskunde in Österreich rechnen muß, in völlig moderner Richtung zur Erkenntnis seiner Aufgabe in jener Zeit einzigartig da, indem er seine Überlieferungen in einen Zusammenhang mit anderen zu bringen sucht, auf das geographische und frühere Vorkommen, die Verbreitung dieser Spiele hinweist, auf ihre älteste Herkunft bzw. auf ihre Differenz. Wir übergeben nun diese Quellen einfach als Werkmaterial für die zuständige Forschung und begnügen uns, gelegentlich eine ergänzende Bemerkung nach anderen Quellen dazu zu machen. Nach der Art der Spiele wurde jedoch eine Einteilung nach Gruppen vorgenommen, um die in den verschiedenen Codices zerstreuten Mitteilungen in dieser Hinsicht übersichtlich zu sammeln und zu ordnen. Wir gruppieren sie 1. in Wurf-, Schlag- und Zielspiele, die bei weitem größte Gruppe, 2. in die Lauf-, Spring-, Hasch-, Hupf- und Hinkespiele, also in solche, die mit einer stärkeren, zum sportlichen hin geneigten Bewegung des Körpers verbunden sind, 3. in die Such- und Ratespiele, 4. in die Gesellschaftsspiele, die unbedeutendste Gruppe, doch würden auch einige der Gruppe 3 in sie fallen können, und 5. in die Unterhaltung mit Spielzeugen. Es ist daraus zu ersehen, daß die Spiele, die damals im Schwung waren, hauptsächlich Spiele im Freien waren, die körperliche Gewandtheit und Kraft erforderten, außerdem auch oft eine gewisse Freude und Anteilnahme am Gewinn (Kugeln, Nüsse, sogar Geld) auslösten. Sie näherten damit die Jugend eigentlich schon den sozusagen sportlichen Bewegungs- und Kampfspielen der reiferen Jahre, des Mannesalters, was für die Zeit charakteristisch ist. Einige wenige Spiele, die überliefert wurden, gehören ja auch nicht geradezu der Domäne der Jugend an, wie es ja oft schwer ist, bei Spielen eine schärfere

Grenze des Altersunterschiedes der Spielenden zu ziehen. Sicher steht die Unterhaltung der bäuerlichen Jugend im Spiele im Vordergrund, doch kommt die städtische auch hinlänglich zum Ausdruck. Zimmer- und Gesellschaftsspiele, wie sie die bürgerliche und kultivierte Welt, besonders bei schlechter Jahreszeit pflegt, scheinen fast nicht auf und sind Popowitsch nicht aufgefallen. Möglich, daß er in diese Kreise weniger gekommen ist oder daß sie damals weit weniger in eine auffallende Erscheinung, mit Ausnahme der Glücksspiele, getreten sind, sonst hätte er sie herangezogen. Diese Spiele, mehr in der Oberschichte und erst späterhin gepflegt, hat die bäuerliche Jugend, der Popowitsch gewiß näher gestanden ist, wohl kaum gekannt oder doch meist verschmäht. Sie dürften auch in der Oberschicht damals nicht so ausgebreitet gewesen sein, und die Jugend des 18. Jahrhunderts hat ihre Spielfreudigkeit charakteristisch eben hauptsächlich noch in der gesunden und natürlichen Bewegung und Gewandtheit des Körpers, seiner Ertüchtigung in der Kampfprobung gesucht und gefunden.

Wir zitieren im Folgenden den Standort der Überlieferung von Popowitsch mit V. A. (für *Vocabula Austriaca et Stiriacae*), mit Gl. (für *Glossarium germanicum*) und L. O. (für *Lexicon orthographicum*), sodann den Band mit I. und II. und das Blatt mit f a und f b.

1. Wurf-, Schlag- und Zielspiele

Gl. f. 98 a: *A m ü n z s p i e l*, Das, in der Niederpfalz, ist ein Kinderspiel mit dem Messer werfen. Das Gepräge oder das eingeschlagene Zeichen des Messerschmiedes, der die Klinge gemacht hat, nennen sie die Münz; die andere leere Seite Amünz, welches aus der alten Aumünz, d. i. ohne Münz zusammengezogen ist. Sie nehmen nun ein Knappmesser, d. i. ein zusammengelegtes, so eine Feder hat (in der Noth auch ein Brodmesser), werfen es in die Höh und wetten vorher für ein Pfand, Münz oder Amünz! Wenn nun Münz oder Amünz fällt, so gewinnen diejenigen, welche darauf gewettet haben. Mal oder Unmal sprechen die Kinder im Eichfeldischen; was die Pfälzischen Münze heißen, das nenen diese Mal, signum, Rücken oder Schneide in Franken oder Schwaben ist etwas ähnliches (s. d.). S. auch wäpeln öst. — Dazu: Gl. f. 100 a: *R ü c k e n* oder *Schneide*, in Schwaben, Franken etc. *R u c k* oder *Schneid*, ist eine Losung, mittelst welcher zwei streitende Kinder auseinandergesetzt werden. Z. B. die Mutter gibt zwei Kindern zwei Äpfel zu ihrem Vieruhressen, welches die Österreicher die *J a u s e* nennen. Wenn aber ein Apfel grösser ist als der andere, so entsteht der Zank um den grösseren und

das kleinere Kind will sich nicht bescheiden lassen den kleinen Apfel zu nehmen, sondern schreit um den grösseren. Der Handel wird durch folgendes Los entschieden. Ein drittes legt sich in das Mittel, befiehlt die zwei Kinder sollen sich verstehen. Diese Person legt die zwei Äpfel auf den Tisch und ein Messer dazwischen, sodann fragt sie: Ludwig, willst du Rücken oder Schneide? welche Seite des Messers er nennt, derselbe Apfel gehört diesem Kinde und der andere dem anderen. S. wäpeln öst. — Dazu: V. A. II. f 206 a b: wäpeln öst. ein Knabenspiel, so mit dem Anmäuerln verwandt ist. In beiden Spielen wird eine Münze oder ein Rechenpfennig an die Mauer geworfen, daß er zurückprellet. Der Unterschied besteht darin, daß bei dem Anmäuerln die Spielenden sich bestreben, die von der Mauer zurückfallende Münze der anderen am nächsten zu bringen, die voraus geworfen worden. Bei dem Wäpeln hergegen wetten sie, ob von dem an die Mauer geworfenem Gelde . . . „die Kopfseite oder die Wappenseite auffallen wird.“ Wenn das Stück so fällt, wie der Werfende gewettet hat, so haben die anderen, welche wider ihn gewettet haben, ihren Satz verloren, fällt das Stück nicht so, wie der Werfende gewettet hat, so muß er einem jeden so viel zahlen, als das geworfene Geld weist. Ostraciada; recti adversique numi sorte ludere. Die römischen Kinder spielen auch so und wetten, testa o scudo. Wenn die Seite fällt auf welche der andere gewettet hat, so gehöret das Stück sein. In der Lausiz und weiter in Sachsen spielen die Jungen auch so; sie sprechen Bild oder Wappen. An einigen Orten wie in der Churpfalz, werfen die Kinder ein Messer und sprechen Münz oder Unmünz? Münz . . . tête ou fleurs^{1a)}.

V. A. I. f. 14 a b: A n m ä u e r l e n (das letzte e ist stumm), ein Zeitwort, so ein österreich. Spiel der Gassenjungen bedeutet. Eines wirft eine Münze oder einen Rechenpfennig wider die Wand, der dann auf eine gewisse Weise wegprellt. Der andere macht es mit seinem Stück ebenso, fällt des zweiten Münze so nahe zu des ersten seiner, daß sie sich mit der Spanne erreichen läßt, so hat der erste die seinige verloren. Die österr. Gassenjungen heissen dieses Spiel auch schienkerlen. Sie sprechen aber weder in Anmäuerlen noch in Schinkkelen das e vor dem n aus. La Pate der französischen Kinder. S. Rondraus Erklärung dazu S. 636 f. das achte. Die wälschen Jungen heißen dieses Spiel Batti-

^{1a)} Vgl. dazu F. K. B ö h m e, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. 1897, S. 635 (Nr. 530). Bei den Römern auch caput aut navi genannt. — I. V. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. Innsbruck 1873, S. 28. Müller, Nördlinger Merkwürdigkeiten, 1824, S. 48, unter den Spielen, die in dem Nördlinger Spielgesetz vom Jahre 1726 der Jugend erlaubt wurden, befindet sich auch: Ruck oder Schneid.

muro und machen es wie die österreichischen. *Anschlagen* im Hohenlohischen. Da wird aber keine Münze oder Rechenpfennig sondern ein messingener Knopf wider die Wand geworfen und damit verfahren wie mit der Münze. Die Jungen brauchen im Hohenlohischen der Knöpfe zu mehr Spielen als zum gräbeln usf., wo die österreichischen Nüsse, Marillensteine etc. nehmen. *Anwerfeln* heißt ein gleiches Spiel in Schwaben, allein da nehmen die Knaben Steine anstatt der Rechenpfennige.

Gl. f. 98 a: *Becken* (mit den gefärbten Ostereiern *becken*) ist ein Spiel der österr. Knaben. Welcher das Ei des anderen, so wol die Spitze als den dickern Teil (den Arsch) mit s(einem) Ei einschlägt, der hat desselben Ei gewonnen. Das Wort wird nach der alemannischen Mundart hart (*pecken*) ausgesprochen — *picken* spricht man im Elsass, in Schwaben (wie zu Augsburg, im Württembergischen, wie im Zabergäu), im Hohenlohischen. In allen jetzt erwähnten Gegenden sprachen die Knaben mit den roten Eiern *picken*, wir wollen *picken*, willst mit mir *picken*? *Spiz* oder *Arsch-Kippen* sagt man zu Würzburg, an einigen Orten in Schwaben, wie im Greichgau um Ravensburg. Aber auch *kippen* mit den Eiern, *ova collidere* — *tutschen* sagt man zu Grätz. Ich weiß nicht, ob das zufälligerweise mit dem französischen *toucher* übereinkommt. *Tultschen* ist ein anderes Spiel mit den roten Eiern. Die Knaben lassen sie über einen Abhang herablaufen; das mit s(einem) Ei ein anderes berührt, dasselbe hat er gewonnen. *Wir wollen tutschen* in Mähren zu Znaim; das ist ohne Zweifel das franz. *toucher* — *härten* unweit Koburg, gleichsam forschen, wessen Ei härter ist. — Dazu Gl. f. 98 ab: *Eierwalzen* in Dörfern um Wien, ein Spiel mit roten Eiern, die sie über einen Hang herablaufen lassen, der eines trifft, dem gehört es. Trifft er keines, so muss er seines liegen lassen. Wenn die Kinder in der Osterzeit miteinander reden, so setzen sie das Wort *Eiergar* nicht dazu, sondern sagen, wir wollen wälzeln. *Eiertultschen* der steiermärkischen Kinder. *Wir wollen bollern* in Franken gegen Sachsen hin. — Dazu Gl. f. 101 a: *Wälzeln*, das, das *Aiwälzeln*, was die Steiermärker *tultschen* heissen, ex Vind. *dol. deorsum, missus per declive*. — Dazu: L. O. II, f. 12 b: *Kippen* Knabenspiel. An einigen Orten in Schwaben (wie im Greichgau), am Rheine und in Thüringen sagt man, mit den roten Eiern *kippen*, welches andere *picken*, die Österreicher *pecken* heissen.

Gl. f. 98 b: *Fünffrossspiel* zu Wien und um Wien. Das *Fünfstenspiel* um Meissau. Das *Fünffrossspiel* wird zu Wien von den Gassenjungen mit 5 Steinen gespielt. Ist nur eine Veränderung des *Städelmärtschens* der Steiermärkischen Schüler. Um

den auszuforschen, der anfangen soll, werfen sie die 5 Steine in die Luft und fangen sie mit der verkehrten Hand auf. Der die meisten auffängt, der ist der erste. Sodann werden die 5 Steine auf den Boden hingeworfen und die erste Schul gemacht, indem ein Stein in die Luft geworfen wird, muss der Spieler einen aufklauben und zugleich den fallenden auffangen und so bis alle viere aufgehoben sind. Hernach müssen 2 zugleich aufgehoben werden; das ist die zweite Schul. Sodann drei; das ist die dritte Schul; etliche nennen dieses das *Ross beschlagen*, denn nachdem der Knab drei Steine zugleich aufgehoben hat so bleibt einer liegen, der muß auch weggenommen werden, allein um dieses dem Spielenden sauer zu machen, muß er in der Zeit, als der Luftstein fliegt, mit der rechten Hand zweimal auf den Boden schlagen und den noch liegenden Stein aufheben, wie auch zugleich den fliegenden auffangen. Bei der vierten Schule müssen, unter dem Wurf des fünften, alle vier Steine zugleich mit der Hand zusammengegrafft werden. Das heisst *Schulern* zu Grätz. In dem Striche von Österreich gegen Mähren das *Steindelfangen*. Dort spielen es auch die Mädchen. S. *Schulern*. Steyr. — Dazu: V. A. II, f. 116 a: Das *Schulern* ist ein Spiel der Gräzerischen Schüler. Wird mit 5 Steinlein gespielt. Erstlich wird ein Stein in die Luft geworfen und indessen einer der 4 liegenden aufgehoben und mit derselben Hand der zurückfallende gefangen und so mit den übrigen darinn. Das heißt die erste Schul. Hernach werden 2 aufgehoben, sodann 3, endlich alle vier; das ist die zweite, dritte, vierte Schul. In Wien heißt das fünf *Ross-Spiel*. In Mähren und Böhmen spielen es die Mädchen. Das ist vom *Ständelmärtchen* der Steirischen Schüler unterschieden. S. *Fünffrossspiel*, österr. Lus. pueril. Ist vom *Schulern* der Kinder in der Stadt Steyr unterschieden. S. *Siebenschulern*. Lus. pueril. — Dazu V. A. I, f. 127 a: *Fünffrossspiel*, ein Kinderspiel mit 5 Steinen. S. *Lusus pueriles* u. *Schulern*. Steir. Ist vom *Schulern* der Kinder in der Stadt Steyr unterschieden. S. *Siebenschulern* Lus. pueril. ²⁾

²⁾ Vgl. besonders E. L e m k e, *Das Fangsteinchenspiel*. (Zeitschrift d. Ver. f. Volkskunde, Jg. XVI, Berlin 1906, S. 46 ff., XVII, 1907, S. 85 ff. Ergänzungen Jg. XXI, 1911, S. 274 ff.): Sehr gut belegt ist das *Stollenspiel*, das die Kinder bei uns mit fünf Steinchen oder fünf *Stollen* . . . spielen. Es werden mit den Steinchen die verschiedenst gearteten Würfe ausgeführt . . . Typische Stellungen dieses Spieles finden sich schon auf griechischen Topfscherben. In allen Ländern Europas, ja selbst von den Negern Afrikas gekannt. — Vgl. B ö h m e, S. 603 (Nr. 468); W. v. S c h u l e n b u r g, *Wendisches Volkstum*, Berlin 1882, S. 192 f.; Carinthia 1893, S. 25: *Standln* (Gailtal); L e x e r, Sp. 240: *Datschelspiel*; L. A l b r e c h t und K. P a g a n i n i, *Kinderspiele aus Niederösterreich*. Wien 1929, S. 36 f. (*Stoandlschupfen*). E. R o c h h o l z, *Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz*. Leipzig 1857, S. 447 f. (*Krölein*, *Kröcheln*).

V. A. I, f. 115: fläckern, Jungfernschießen, Fröschen machen . . . ἐποσρακισμος, das Spiel, testarum jaculatione ludere; faire de ricochets sagen die Franzosen in der Bedeutung von Jungfern machen — fläckern heißt in der Sprache der öst. Jungen einen flachen Stein dergestalt nach der Oberfläche des Wassers werfen, dass er auf demselben öfters aufhüpft. Diese Sprünge des Steines nennen sie Jungfern. Mein Stein hat vier Jungfern gemacht. Jungfern schiessen sagen die Kinder im Eichsfeldischen. Ich habe 6 Jungfern geschossen. Um Etlingen im Teutschherrischen in Franken sagt man Wasserpfutschen, um Mannheim steinpfutschen, zu Eisenach schlechtweg pfutschen, zu Stein an der Donau wasserschupfen und wasserschleudern, Wassermännle werfen zu Würzburg, an der Pleisse Fröschen machen; dies scheint der beste Ausdruck zu sein. Denn der Stein hüpfet über dem Wasser wie ein Frosch. Jungfernewarpen, d. i. werfen im Untereichsfeldischen; Jungfernsprung machen, sagen die Steyrischen Knaben. Der Stein hat vier etc. Jungfernsprung gemacht. In Schlesien Platten schießen — püttjen schmyten, sagen die Knaben zu Hamburg. Richey Idiot. 196. Diejenigen Kinder, welche die Spielsprache besser verstehen wollen, unterscheiden fläckern von dem Jungfern machen; Jenes, sagen sie, ist ein Spiel mit flachen grösseren Steinen, die nach einem ebenen Wege geworfen werden. Vide Vide Pollux Onomast. l. 9, c. 7 ἐποσρακισμος. Eustat. ad Iliad. s. Etymol. magni auctor totidem verbis in Suida et Phavorino. Minutius Felix p. m. 24 beschreibt dieses Kinderspiel³⁾.

Gl. f. 98b: Grübeln: ein Knabenspiel mit Schussern, mit Marillensteinen etc. zu Wien; zu Steyr Schöckeln. Das wird auf versch. Art gespielt. Etlliche wetten, wie viel Stücke sie in die dazu gemachte Grube werfen werden. Auf eine andere Weise wirft der erste seine Steine in die Grube; und die herausen geblieben sind, die trachtet er durch das Schnellen mit dem Daumen, in die Grube zu bringen. Fehlet er, so tut es der folgende. Dies heisst zu Wien noch grübeln, zu Steyr Rückeln. Im Hohen-

³⁾ Rochholz, a. a. O. S. 465: Scherben über Wasser tanzen lassen. Vgl. dazu Matthias Höfer, Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland . . . üblichen Mundart. Linz 1815, Bd. II, S. 101: „Jungfern machen oder werfen: ein Spiel, da man platte Steine so geschickt auf der Oberfläche des Wassers hinwirft, daß sie einige Male wieder aufspringen. Diese Steine heißen als dann Jungfern, weil sie gleichsam unberührt auf dem Wasser dahinglitschen. In einigen Gegenden heißt dieses Götten ausführen, nämlich Paten, selbe aus dem Wasser heben oder Frosch erlösen.“

lohischen spielen die Jungen mit messingenen Knöpfen auf eine ähnliche Art⁴⁾.

Gl. f. 98 b, 99 a: Kindeln, Das, das Kindelspiel, der Kindling, Name eines Ballspiels der österr. Knaben. Sie graben an einem Fußpfade, wo ein fester, glatt getretener Grund ist, so viele Löcher aus als zugegen sind, die spielen wollen. Über diese nahe aneinander in die Länge stehenden Grübchen wird der Ball geschoben. In dessen Grübchen er liegen bleibt, der muß eilend hinzuspringen, den Ball ergreifen und einen der inzwischen entlaufenen übrigen Spielgesellen damit zu treffen suchen. Der Getroffene muss ein Steinlein in seine Grube werfen und sodann wie der Vorhergehende, den Ball über die Grübchen laufen lassen. Fehlt aber der, welcher den Ball nach dem Entlaufenen geworfen hat, so muss er ein Steinlein in seine Grube werfen und mit dem Ball verfahren wie vorher. Welcher die meisten Steine in seiner Grube hat, der bekommt Schläge oder er muss eine andere Strafe ausstehen. Der Grübelballing zu Perchtoldsdorf. Grübeln oder Ballgrübeln in Schwaben und in der Schweiz. Rollepolle spielen an einigen Orten in Schwaben. Das Hurenkind zu Würzburg; die Knaben sagen, wir wollen das Hurenkind spielen. Dieses Spiel ist vom Grübeln und vom Schweintreiben unterschieden⁵⁾.

Gl. f. 99 a: Kreistucken, Das, ein österr. Spiel mit Nüssen. Die Knaben machen mit zusammengelegten Nüssen einen Kreis, in die Mitte stellen sie eine Nuss, die heisst das Hendel, pullus. Darauf stehen sie mit Nüssen. Wer die Mittelnuss trifft, dem gehört der ganze Kreis. Im Riess in Schwaben heisst dieses Spiel das Spackern. Die Nuss im Kreis ist die Spackerin. Die Kinder nehmen aber auch Schneller (Schnellknäulchen, Schusser), wenn sie keine Nüsse haben. S. auch Nussstechen.

Gl. f. 99 a: Nussbockeln. So nennen die österr. Knaben ein Spiel mit Nüssen. Sie stellen 5 Nüsse zusammen und die vierte darüber. Dieser Haufen heisst ein Bock, castellum, nuces castelatum dispositae. Sie machen mehr Böcke und schieben mit Nüssen darnach, welches Nussbockeln oder schlechtweg bockeln heisst. Häufeln spricht man zu Würzburg. Giocar ai castelletti; zu Trento. Giocare ai mudi sagen wenigere. — Dazu: V. A. II, f. 57 a: Der Bock sind in Österreich, in Bayern 4 Nüsse, davon die

⁴⁾ Vgl. dazu Albrecht-Paganini, a. a. O. S. 27 f. (Grüaberlscheiben); Rochholz, S. 422 (mit Kugeln).

⁵⁾ Böhme, a. a. O. S. 611 f. (Nr. 482): Lodbball. Steckle grubligs. Th. Vernalcken und F. Branky, Spiele und Reime der Kinder in Oesterreich, Wien 1876, S. 9. (Kindling): Rochholz, a. a. O. S. 398: Stecklegrüblig, Löchlballen.

Knaben drei nebeneinander stellen und die vierte wird darüber gesetzt. Das heisst man *nuces castellatim dispositas* u. Ovid, de *nuce* hat dieses Spiel so ausgedrückt: *Cum sibi suppositis additur una tribus*. Vier Kirschen, deren Stile zusammenhängen, heissen zu Wien auch noch ein Bock. Auf einen Bock von 4 Nüssen schieben die Knaben mit einer Nuss. Welcher denselben damit umschlägt, dem gehören die 4 Nüsse. In Schlesien und anderen Ländern, wo wenig Nußbäume wachsen, spielen die Kinder mit den Nüssen nicht, denn diese sind allda theuer. Dort ist der Name Bock in dieser Bedeutung unbekannt. Ein Häuflein sagen die Schwäbischen und Fränkischen Kinder wie im Würzburgischen und das Spiel heißt häufeln, Häufel spielen. — Dazu V. A. III, f. 55 b: Häufeln, ein Kinderspiel mit 4 Nüssen. S. Nusspockeln, *Lusus pueriles* ⁶⁾.

Gl. f. 99 a b: *Nussstechen*. Das, der österr. Knaben ist ein Nusspiel. Ovid hat dieses Spiel beschrieben:

*Has (nuces) puer aut certo rectas diverberat istu
Sul pronus digito bis ne semel ac petit (De nuce).*

Ein jeder Knab, der mitspielen will, gibt eine bestimmte Zahl der Nüsse her. Der Ausspruch hängt von dem grössten u. mutigsten Knaben ab, dem die andern sich unterwerfen aus Furcht, Schläge zu bekommen. Die zusammengeschossenen Nüsse werden in einer geraden Reihe quer über die Bahn gesetzt, darnach die Spielenden mit einer Nuss werfen. Welcher die erste Nuss sticht, dem gehört die ganze Reihe zu. Der die mittelste herausschlägt, der nimmt die halbe Reihe; allein die Gesetze werden nach der Willkür und durch gemeinschaftliche Einstimmung der Spielenden noch anders aufgefasst und auf verschied(ene) Art verändert. Das *Schlangenspiel* zu Würzburg; allein das wird mit Marillenkernen gespielt welche die Knaben auch in gerader Zeile nach der Quere stellen. Das *Pegurspiel* nennen es die Knaben der Juden in der Reichsstadt Friedberg in der Wetterau, vielleicht von *pegur destructio*, *devastatio*, weil die Zeile der Nüsse zerstört wird. S. auch *Tuschen*, und *Kreisstücken*, andere Nusssp. d. österr. Knaben. — Dazu Gl. f. 99 b: Das *Schlangenspiel* der Würzburgischen Knaben, welches zwar mit Marillenkernen angestellt wird, allein im Österreichischen mit Nüssen, wo es das *Nussstechen* genannt wird. Die Nüsse werden in gerader Zeile quer gestellt. Wer die erste mit s. geworfenen Nuss trifft, dem gehört die ganze Zeile. Der aus der Zeile eine heraussticht, der nimmt die folgende Reihe. Das *rectas* könnte auch *castellatim*

⁶⁾ Böhm e, a. a. O. S. 603 (Nr. 467); Rochholz, S. 428; Häckeln. Vlämisch: *hoopkens setten* (häufeln).

dispositas andeuten, wenn die vierte Nuss über 5 zusammengestellt gesetzt wird; allein dieses wird in den gleichfolgenden Versen beschrieben.

Quattuor in nucibus, non amplius alea tota est (Ein Häufele in Schwaben). Cum sibi suppositis additur una tribus (das heissen nuces castellatim dispositae).

Per tabulae clivium labi jubet alter, et optat
Tangat ut e multis quam libet una suam.

Bergerlkugeln nennen die österr. Knaben dieses Spiel, sie mögen Nüsse, rote Ostereier, Äpfel oder was sie haben, über einen Abhang herunterlaufen lassen. Cozzare sagen die Wälschen, tuzzare die Neapolitaner. Talis lusus cum ovis paschalibus in Stiria vocatur Eier tiltschen, dultschen, ex Vind. dol, deorsum.

Est etiam, par sit numerus, qui dicat, an impar?
Ut divinitas auferat augur opes.

Einer versteckt die Nüsse in die eine Hand oder in beide, oder unter das Kleid und lässt den anderen raten, ob die Zahl derselben gleich oder ungleich ist.

Fit quoque de creta, qualem coeleste figuram^{a)}
Sidua, et in graecis littera quarta gerit.

(Dazu die Anm. ^{a)}: Deltoton (deltoton), das nördliche Dreieck, ein Gestirn. Fit quoque de creta figura, quam triangulum boreale, et graecum Delta habet. Aus dem idiotismo Ovidiano de creta erkenne ich, dass das Gedicht de nuce von Ovidio ist. Das de brauchet er per pleonasmus, welches ich pleonasmum Ovidianum zu nennen pflege. Hier sollte es heissen fit quoque creta figura, man zeichnet ein Dreieck mit der Kreide . . . (weitere rein philologische Bemerkungen).

Haec^{a)} ubi distincta est gradibus^{b)}, qui constitit intus,
Quot tetigit virga, tot capit inde nuces.

(Dazu die Anm. ^{a)}: Figura triangula. — ^{b)} Lineis per intervalla distantibus, in quibus disponuntur nuces. Diesem Nussspiele ist das öst. Kreisstücken ähnlich.

Vos quoque saepe cavum, spatio distante locatur,
In quos missa levi nux cadat una manu.

Sie haben Nüsse von einem gewissen Ziele in einen Topf geworfen.

Gl. f. 99 b: Radenspiel, Radenschlagen (das), ein Knabenspiel, so in Oesterr., Steierm., Tirol etc., allein überall unter anderm Namen bekannt ist. Das Radenspiel heisst es ober-

halb Wien um Meissau. Die Knaben schnitzen sich ein vierkantiges, einen Daumen dickes und etwa 4 oder fünfte halb Zoll langes Hölzlein, welches der Raden heisst und an beiden Enden so zugespitzt ist, dass die Spitze niemals an der Erde aufliegt, es mag fallen, nach welcher Lage es auch sei. Dieses Hölzlein bemühen sich die Spieler in einen gemachten Kreis zu schlagen. Das Schlagwerkzeug ist eine Schindel oder ein Brettlein, so die Gestalt eines Rackets hat, u. welches die Wälschen bei eben diesem Spiele una paletta nennen. Am Künstlichsten aber wird der Raden nur mit einem Stecken geschlagen. Zu Wien und um Wien heisst dieser Zeitvertreib das Flochspiel, u. der Raden heisst der Floch, d. i. Floh zu lesen, weil dieses Hölzlein springt. Das Zobelspiel in Tirol, und das Hölzlein heisst der Zobel. Um Wien sagt man auch das Fröschelspiel. Der Raden heisst das Fröschel, weil er springt ⁷⁾.

Gl. f. 100 a: Schmerstechen heisst ein Knabenspiel im Lande ob der Äns, welches in Stöckel, Öst. beschrieben wird; paxillos defigere — spicken in Troppau u. Jägerndorf von picken — stechen. S. Spicker, Dial. — spikeln sagen die Wienerischen Knaben. — Der Spickel ist der gespitzte Pflöck, der Werkzeug, den ein jeder spielende Knab in der Hand führt — spickern sagen die Schlesischen Knaben in Troppau u. Jägernd. — stickeln im Hohenloh. u. der gespitzte Pflöck heisst der Stöckel. Stöckelschlagen sagen die niedersächsischen Knaben. Stöckstock spielen um Heiligenstadt im Eichsfelde — futsticheln in Schwaben — stöckeln spricht man im Hennebergischen. — Dazu V. A. II, f. 157 a b: Spickel (der), ein zugespitzter Prügel, paxillus ventus, ein gutes altes Wort, das die Kinder in Österreich durch ihr Spiel, so spickeln heisst, erhalten haben. Ein jeder Knab hat seinen Spickel. Der erste pflöcket ihn durch einen Wurf in die Erde. Die anderen trachten ihn durch gleiches Pflöcken herauszuschlagen, jedoch so, dass eines jeden seiner dafür stecken bleibe. Dieses Spiel heisst im Troppauischen u. Jägerndorfischen spicken u. spickern; Stöckeln im Hohenlohischen, und der Pflöck heisst der Stöckel. Stöckel schlagen u. Stöckstock spielen sagen die Knaben in Niedersachsen, zum wenigsten um Heiligenstadt

⁷⁾ W. Schwab, Das Heimatbuch von Schönkirchen. Schönkirchen 1925, S. 288: Das Flohspiel. Ein kleines beiderseits zugespitztes Stück Holz wird durch einen Schlag (mit der Peitsche) in die Höhe geschleudert und hierauf mit einem kräftigen Schlag möglichst weit geschleudert. Die Flugstrecke wird dann mit der Peitsche gemessen. Wer die größte Flugweite schlug, war Sieger. Carinthia 1893, S. 23 (Pantol-schlagen im Lurnfeld ähnlich); Böhme, S. 619 f. (Nr. 492): Niggelschlagen, Titscherl.

im Eichsfelde redet man auf die zweite Art. Im Anspachischen sagt man *futhammern*⁸⁾.

Gl. f. 100 a: *Schussern*, mit Schussern (Schnellkälchen) spielen, welches auf versch. Art geschieht. *S. Schusser* und *schussern*, öst. Grübeln mit Schussern, s. Grübeln, lus. puer. Sie paschen mit Sch. Mit marmelsteincernen Schussern unterhält sich ein Knab allein, er lässt den Schusser auf eine marmelne Platte fallen u. fängt ihn mit der Hand im zurückprallen. — *Arbeln* sagen die Knaben zu Znaim anstatt *schussern*⁹⁾.

Gl. f. 100 b: *Schweintreiben*, Das, das *Sautreiben* ist aus dem Oesterreichischen durch Schwaben, Thüringen bis in Niedersachsen bekannt. Swinko *wgosünt*¹⁰⁾ der Winden. Die Knaben machen so viel Löcher in einer Reihe auf dem Erdboden, dass ein jeder Spieler sein Loch hat. Der Schweintreiber muss suchen den Ball, der die Sau ist, mit s. Stecken in ein Loch zu bringen, welches ein jeder Besitzer u. Verwahrer des seinigen, der auch seinen Stecken darinnen hält, zu verhindern trachtet. Wenn der Sautreiber mit dem Balle schon nahegekommen ist, so gibt ihm der Nächste einen Schlag mit seinem Stecken, dass er ihn wieder weit her zu treiben hat. Indessen als einer schlägt, glitscht der Sautreiber, wenn er geschwinder ist, seinen Stecken in das unbewahrte Loch des anderen u. sodann muss dieser treiben. Bringt er den Ball in ein Loch, so laufen alle davon, ausser demjenigen, dem das Loch gehört; derselbe wirft den Ball nach den Entlaufenen und sucht einen zu treffen. Der Getroffene muss treiben, sonst bleibt es bei dem, der schon Treiber ist. Im Hohenlohischen wird dieses Sp. auch getrieben, allein anstatt des Balls haben die Jungen einen Fassspund und so viel kleine Löcher

⁸⁾ Böhme, a. a. O. S. 604 f. (Nr. 470): in aller Welt und in ältester Zeit bekannt; Rochholz, S. 451 f. (unter versch. Namen); Carinthia 1893, S. 23 f. (Wasen stechen). Dazu noch M. Höfer, Etymologisches Wörterbuch, a. a. O. III, S. 101: Schmerpecken: ein Spiel der Kinder, da man ein spitziges Stäbchen in die Erde hineinschneilet und mit einem anderen wieder hinweg zu drängen sucht. Es wird so genannt, weil man in weiches Erdreich wie in einen Schmerlaib hineinsticht. Frisch beschreibt es fast auf die nämliche Weise unter dem Ausdruck *pfunzen*. Adelung aber sagt: „daß bei diesem Knabenspiel ein Knittel durch einen Schlag fortgetrieben wird, welches vielleicht mit dem in Obersachsen sogenannten Minkenspiel übereinkommt.“ Von dem letzteren ist mir nichts bekannt, außer daß es bei dem Horneck vorkommt c 48: sie spielten ... Mingele.

⁹⁾ Zingerle, a. a. O. S. 28; Rochholz, S. 420 ff. (seit dem Mittelalter). Vgl. dazu M. Höfer, a. a. O. III, S. 49: „rückeln; bei den Kindern mit kleinen Kugeln spielen, welche sie Rückel, in Salzburg Spagonerl heißen. In Schwaben spricht man *marbela*, weil es kleine Kugeln von Marmor sind.“

¹⁰⁾ (?). Im Text unleserlich.

als Spieler sind, die graben sie um eine grosse Grube herum. Der Spund heisst Sau und der Sautreiber muss trachten, mit s. Stecken den Spund in das grosse Loch zu bringen. Das Spiel heisst der Sauspiel, denn dort ist die Wortfügung so: Wir wollen der Sau spielen, wir wollen des Ballen spielen. Giocare alle brusche zu Trient. La brusca heisst ein Steinlein, das in das Loch geworfen wird, wenn einer mit dem Balle nicht getroffen hat. Bei dem die ausgedingte Zahl von Steinen zuerst erreicht worden, der muß alle Löchern von Steinen reinigen u. indem er das tut, schlagen die anderen mit geflochtenen Schnupftüchern auf ihn. S. auch das Kinderspiel u. Grübeln¹¹⁾.

Gl. f. 100 b: Ständelmärtschen. Das, ein Spiel der Steyermärkischen Schüler, die einen Mantel auf der Erde ausbreiten und von neun ausgelesenen Steinen einen in die Höhe werfen, die andern aber zugleich aufklauben, ohne die dabei liegenden zu berühren. Unter den 9 Steinen muss ein roter sein, den sie aus einem gebrannten Ziegel herausgraben; dieser heisst der Bock-tächteln, mit einem sehr dicken und langgedehnten e in der ersten Sylbe, im Pustertale in Tirol — täppln (täppl'n) im Öttingischen in Schwaben.

2. Lauf-, Sprung-, Hasch-, Hüpf- und Hinkespiele

Gl. f. 100 a: Reiten, ein Spiel der Steyrischen Schüler. Drei, vier, nach dem die Anzahl der Spielenden gross oder klein ist, legen sich gebogen in einer Reihe einer an den andern so, dass die Brust des einen auf den Rücken des andern kommt und die Hände der einen um die Brüste des andern geschlagen u. geschlossen werden. Die übrigen, die etliche Schritte zurückgehen, schwingen sich im Laufen auf die Rücken der ersten. Wenn der letzte sitzend mit den Händen paschen kann, so müssen die andern nieder halten und der Springer springen. Wenn diese nicht alle aufsitzen können, oder der letzte sich nicht so lange auf seinem Sitze halten kann, dass er drei Klatscher mit den Händen tut, so haben diese verloren, sie müssen halten und jene springen. S. das ähnliche Spiel Eselreiten¹²⁾.

¹¹⁾ Böhme, a. a. O. S. 612 (Nr. 483); Rochholz, S. 95 ff. (Morenjagen usw.); Schulenburg, a. a. O. S. 192. Vernaleken, a. a. O. S. 5 ff. (Bärentreiben, Treibholz, Sauspiel usw.); Albrecht-Paganini, a. a. O. S. 28 (Bärentreiben); K. Wehrhahn, Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1909, S. 60 f.; A. v. Gennep, Le Folklore de la Flandre, Paris 1936, S. 333: Chassez le pore, nicht mit dem Ball, sondern als Radenspiel.

¹²⁾ Siehe unten Abteilung 3.

Gl. f. 100 a: Schneider, leih mir die Schär, ein Steir. österr. Knaben- und Mädchenspiel, womit sich aber auch grössere Leute unterhalten. Die Spielenden setzen sich im Zimmer so herum, dass in der Mitte ein leerer Raum für denjenigen bleibt, der, um die Scher zu borgen, von einem zum andern geschickt wird. Zu dem er kommt, zu dem sagt er: Schneider, leih mir die Schär. Dieser spricht, ich habe sie nicht, jener hat sie. Indem er zu dem geht, an den man ihn gewiesen hat, verändern die anderen ihre Sitze. Wenn er sich auf einen erledigten Sessel oder Stuhl setzen kann, so ist er vom Herumgehen befreit und derjenige muss es tun, dessen Sitz er eingenommen hat. Frau Geväterin leih mir die Schär, sagen sie auch in Öst.¹³⁾

Gl. f. 100 b: Siebenschulern zu Wien, um Wien. Schulern zu Steyer. Ueber einen glatt getretenen Wege oder anderen ebenen festen Boden werden mit der Kohle sieben grosse Striche gerissen, welche die sieben Schulen heissen. Der Knab muss auf einem Fusse hüpfend einen flachen Stein über diese Striche stossen, ohne einen Strich zu berühren¹⁴⁾.

3. Such- und Ratespiele

Gl. f. 98 a: Blinde-Mausspielen, ein Kinderspiel im Oesterreichischen. Einem der Spielenden werden die Augen verbunden, der unter anderen herumgeht und einen fangen muß. Der Gefangene muss sich anstatt des andern die Augen verbinden lassen und dasselbe tun.

Pollucis; jouer au colin — maillard. Das Mäuschen, Hederich in myinda. Der Blinzelmaus spielen spricht man im Hennebergischen, wie das Versteckerleins spielen. Die Namen der Kinderspiele werden allda, wie im Hohenlohischen, in Sachsen, mit dem Worte spielen im zweiten Biegefalle gesetzt. Die blinde Kuh der Sachsen; der Spate in Kuh, Hed. in Myinda, Rondrau in blind u. in Kuh, auch in collin maillard; der blinden Kuh spielen, so fügt er diese Redensart in blind und in Kuh. Die Blinzelkuh der Spate in Kuh, Wisch auf der Spate in Kuh. Gucken-

¹³⁾ Zingerle, a. a. O. S. 47 (mit zahlreichen Quellen). Bei Fischart: Rebecca, ruck den Stull! Jeder Vogel in sein Nest! — Carinthia 1891, S. 161; Böhme, a. a. O. S. 649 f. (Nr. 567); Vernaleken, a. a. O. S. 95: Gevatter, leih mir usw.

¹⁴⁾ Böhme, a. a. O. S. 599 (Abart: Paradiesspiel, Tempelhüpfen); Vernaleken, S. 38; Tempelhüpfen verwandt damit, aber komplizierter.

berger der Spate in Kuh; allein dieser Name scheint vielmehr das Versteckenspiel anzudeuten¹⁵⁾.

Gl. f. 98 b: Eselreiten oder Esel, wer reit dich? Ein Knabenspiel in Oesterreich. Einer sitzt, der heisst der Richter; ein anderer leget das Gesicht in seinen Schoss. Der Richter hält ihm mit beiden Händen die Augen zu, wie beim Stockschlagen. Einer von den Umstehenden setzt sich auf seinen Rücken, wie man sich auf ein Pferd setzt. Sodann spricht der Sitzende: Esel, wer reit dich? Der Esel muss raten, wer auf ihm sitzt. Trifft er denselben, so muss dieser halten. Trifft er ihn nicht, so muss er ferner und so lange der Esel sein, bis er einen errät, der ihn ablösen muss. S. auch reiten¹⁶⁾.

V. A. II, f. 152 a b: Das Gäckstechen ist ein Spiel. Einer hält einem andern mit den zwei Zeigefingern die Augenlider zu. Jemand von der Gesellschaft gibt dem, der nicht sieht, eine Maulschelle. Er muss raten, wer es getan hat. Wenn ein Neuling sich muss die Augen zuhalten lassen, so kann man ihn zu einem Gäcken machen, daher der Name des Spieles rührt. Man macht es nämlich so: der ihm die Augen zuhalten soll fährt mit beiden Zeigefingern nach seinen Augen, welche er behend selbst schließt. Der Blender leget zwei Finger einer Hand auf die Augen, mit der anderen schlägt er ihm auf die Backen. Er rät auf alle anderen, als auf den, der es getan hat. Das gibt der Gesellschaft viel zu lachen. Daher heisst Gäck auch ein Mensch, der sich für einen Narren halten lässt.

V. A. II, f. 212 a, 215 b: Kläubeln, kleib'ln ist zu Grätz unschuldiges Spiel derjenigen, die in Christnacht bis zur Metten wachen. Das Legegeld, so in neuen Kreuzern, Zweyern, Pfennigen bestand, als diese silberne Münze noch gangbar war, wurde auf dem Tische, um welchen die Spielenden sassen, in einen Kleyenhaufen geworfen und darunter vermengt. Aus diesem Haufen wurden so viel Häufchen abgetheilt, dass auf einen jeden Spieler eines kam. Sodann musste einer sich unter dem Tisch verstecken oder mit abgewendetem Gesicht auf die Seite treten u. jedem Spieler ein Häufchen zusprechen, denn, der sie gemacht hatte, fragte, wem gehört dieses? Und der Aussprechende sagte dem — dem. Das letzte blieb dem Mayer, der die Kleyen gemengt hat.

¹⁵⁾ Schon in Otfrieds Evangelienbuch wird des Blindekuhspiels Erwähnung getan, einer Unterhaltung, der sich auch Gustav Adolf gern an Rasttagen mit seinen Soldaten hingab. Zingerle, S. 44 mit zahlreichen Quellen; Böhme, a. a. O. S. 627 (Nr. 516); Vernaleken, S. 64; Rochholz, a. a. O. S. 431 f.

¹⁶⁾ Vgl. Böhme, S. 636 (Nr. 511, 531); Vernaleken, S. 83; Richter und Kläger, Variante; Carinthia 1891, S. 123.

Sodann durchsuchte ein jedes seinen Haufen und nahm zu sich, was ihm das Glück beschert hat. Das Mischen und das Verstecken geht nach der Reihe herum. *Giocare alle semole* zu Trento. La semola bedeutet Kleyen. Es kann auch sein, dass dieses Spiel vom Klauben, d. i. durchsuchen, den Namen hat. Sodann müsste es kläubeln geschrieben werden. — Der Kleibeltag. So hiess ehemals der Tag der Verkündigung Mariä. Wachter schlägt drei Auslegungen dieses Namens vor. — In Tirol spielen die Kinder auch mit der Erde so. In Schwaben, Franken, Schlesien ist dieses Spiel unbekannt.

V. A. I, f. 267 a: *Mäsen* (zumäsen) wird in Kärnten von einem Wachenden gesagt, wenn er die Augen zumacht. Das Versteckenspielen der Kinder heisst dort das *Mäsen verstecken* und zu dem, der die andern suchen muss, sagen die Spielenden. *mäs zu*.

Gl. f. 99 a: *Munkezen*, Das, ein Spiel zu Wien. Einem werden die Augen verbunden. Wenn das Spiel sich anfängt, so muss der erste durch losen oder durch das Auszählen ernennet werden. Man hat hiezu Sprüche wie das *Populleam virgam* etc. Eins, zwei, drei, picke, packe neu; picke packe, Haberstroh usw. Auch so: Eins, zwei, drei, alt ist nicht neu, neu ist nicht alt etc. Den das letzte Wort trifft, der muss in den Kreis, denn die übrige Gesellschaft macht einen Kreis um ihn herum. Wenn der Verbundene durch das Stampfen mit dem Fusse das Zeichen gibt, so reget sich der lebendige Kreis um ihn herum, wie ein Mühlrad um seine Wälle. Wenn er wieder das Zeichen gibt, so bleiben sie stehen. Er nähert sich dem Kreise und berührt, wo er ankommt, einen mit seinem Stäbchen. Der Berührte muss sich mit einem *Mm!* melden, welches *munkezen* heisst. Wenn er ihn an der Stimme erkennt und seinen Namen trifft, so muss er in den Kreis und sich die Augen verbinden lassen. Errät er ihn nicht, so muss er seine Verrichtung wieder von vorne anfangen. Die Spielenden müssen durch die Bewegung ihre Stellen ändern, und könnte der Forscher sie durch ihren Stand erkennen, den er sehend beobachtet hat. Er darf hingegen auch keinen mit der blossen Hand berühren, denn die Kleidung würde manchen verraten. — Dazu V. A. I, f. 277 a: *Munkezen* nennen die Wiener das, wenn jemand das *m* ohne einen Selbstlaut ausspricht. So bieten viele, die nicht gern reden, bei Tische eine Speise an, sie sagen *m* und deuten auf die Schüssel. Von diesem halb ausgesprochenen *m* hat das Spiel *munkezen* seine Benennung bekommen, womit sich junge Leute in Gesellschaften unterhalten¹⁷⁾.

¹⁷⁾ Vgl. Böhme, S. 629 (Nr. 512, 513). *Vernaleken*, S. 98 f. (Mungatzen); *Carinthia* 1891, S. 160 f.

Gl. f. 99 b: *Paschen*, ein Nusspiel der öst. Knaben. Sie machen eine Grube und werfen eine Handvoll Nüsse nach derselben, wetten aber vorher, ob eine gleiche oder ungleiche Zahl hineinfallen wird. Dieses Wort kommt auch in dem Würfelspiele erwachsener Leute auf dem sogenannten Damenbrette vor: denn hier heisst dieses ein *Pasch*, wenn auf beiden Würfeln gleich viele Augen oben zu stehen kommen¹⁸⁾.

Gl. f. 100 b: *Schusterspiel*, Das, oder das Schuhsuchen, ein Spiel der mährischen Schüler. Die Spielenden setzen sich in einen Kreis herum, breiten die Mäntel über ihre Knie so, dass alles gedeckt ist und sie einen Schuh unter den Knien einander durchgeben können. Der erste, der anfangen muss, den Schuh zu suchen, wird durch das Los ausgeforschet, wie in *Munkezen* berichtet wird. Wenn die Gesellschaft einen trillen will, so richten sie die Reime so ein, dass das letzte Wort denselben trifft, den sie haben wollen, wie die Schüler ihren Vorgesetzten, dessen Schläge sie ihm durch dieses Spiel erstatten. Er geht mit unbundenen Augen im Kreise herum und wenn er auf einen zugreift, bei dem er glaubt, den Schuh anzutreffen, so schlägt ihn ein anderer mit dem Schuh auf den Rücken und gibt denselben unter den Knien gleich wieder weiter. So wird mancher eine halbe Stunde gebläuet, bis er den Schuh bekommt, sodann muss derselbe suchen¹⁹⁾.

Gl. f. 101 a: *Stockschlagen*, Das, in Oesterr. und in Franken, wie zu Würzburg. Einer sitzt, das ist der Richter. Ein anderer legt den Kopf in den Schoss des Richters und dieser hält ihm die Augen zu. Von den Umstehenden schlägt einer mit der flachen Hand auf die Hosen des Aushaltenden, sodann muss derselbe erraten, wer ihn geschlagen hat. Frisch nennet dieses das *Stockspielen* in *Stock*. Die *Stockmutter spielen* sagt man zu Anspach, im Hohenlohischen; der Richter heisst die *Stockmutter*. Die *Unschuld*, das *Unschuldspiel* in Schlesien. Die Franzosen kennen auch dieses Spiel, allein sie führen sich züchtiger dabei auf. Einer legt seine Hand auf den Rücken, auf welche einer von den Herumstehenden schlägt. Der den Strich ausgehalten, muss erraten, wer es getan hat. Dieses Spiel nennen sie *le frappe-main*; die Botsknechte *la main chaude*. Die Teutschen sollten das ihrige *le derriere chaud*

¹⁸⁾ *Vernaleken*, a. a. O. S. 27.

¹⁹⁾ *Böhme*, S. 663 (Nr. 604). Das Spiel kommt auch in der Schweiz als „Schüeli-Schläuffe“ vor, ebenso in England, wo es der berühmte Th. Rowlandson in einem sehr galanten Stiche festgehalten hat (siehe G. Gugitz, *Erotische Gesellschaftsspiele*, in: *Bilderlexikon d. Kulturgeschichte*, 1928, S. 414).

heissen. — Dazu V. A. II, f. 146 b: stockschlagen nicht nur ein Kinderspiel, sondern auch eine Kurzweil für grössere Leute männl. Geschlechts, s. *lusus pueriles*²⁰⁾.

Gl. f. 101 a: *Versteckenspielen*, Das, der Oesterreicher und Schlesier ist ein Kinderspiel, wenn eines auf die Seite geht, indessen die andern sich verstecken und sodann von jenem aufgesucht werden. In Würzburg sagt man *Versteckeln*, das *Versteckelspiel*. Im Hohenlohischen sprechen die Kinder das *Versteckerlespielen*; da werden bei dem Zeitwortspielen, alle Namen der Spiele im zweiten Biegefall gesetzt. Die sächsischen Kinder heissen das an etlichen Orten *Spinkelwinkel*, die französischen *eligne-musette*²¹⁾.

4. Gesellschaftsspiele

Gl. f. 101 a: *Verdrussspiel*, Das, ein Spiel, damit sich junge Leute beiderlei Geschlechts bei Zusammenkünften einen Zeitvertreib machen, allein worauf oft ein wirklicher Verdruss entsteht; ja manche verlassen im währenden Spiele schnurrend die Gesellschaft. Die Spielenden setzen sich in einem Kreis herum. Eines wirft auf das andere ein Tellertuch und spricht: *ich bin bösaufdich*. Das andere antwortet, warum? Hier wird dem andern gesagt, was man an ihm Verborgenes weiss. Dieser rächt sich, wirft ihm das Tuch zurück u. sagt ihm ebenfalls seine ausgeforschten Heimlichkeiten vor, das währt so lange als eines von dem andern etwas weiss. Wenn man aus den Geberden des Gesichtes wahr nimmt, dass den andern der Vorwurf verdriessst oder wenn der Besitzer des Tuchs nichts mehr weiss, das er dem andern vorrücken könnte, so wird das Tuch einem anderen zugeworfen. Manche lieben dieses Spiel, um zu erfahren, was man von ihm redet, was man von ihrer Aufführung auszusetzen hat²²⁾.

5. Unterhaltung mit Spielzeugen

Gl. f. 98 a: *Cliquette*, la, ist das Spiel der Kinder, welche zwei Muschelschalen, eine mit dem Daumen, die andere mit dem Zeigefinger so halten, daß die Schalen mit dem Rücken einander berühren; hernach fahren die Knaben mit einem zweischneidigen

²⁰⁾ Böhme, S. 638 (Nr. 535): Richterspiel.

²¹⁾ Böhme, S. 561 f.

²²⁾ *Vernaleken*, S. 34: König Verdruss, ähnlich; Carinthia 1891, S. 159. — In diese Gruppe könnte man wohl auch Spiele aus der Gruppe 3 einteilen, so das Gäckspiel, Kleibeln, Munkezen, das Schusterspiel.

Hölzchen zwischen die 2 Schalenrücken durch, so macht er ein Geklitsche und sie können verschiedene Töne damit machen.

L. O. I, f. 179 a: *G ä u m a u l*. Das, heisst zu Augsburg ein Kinderspielwerk. Eine Menge Brettlein von der Grösse der Spielkarten werden jedes mit 3 Bündeln aneinandergehängt. Diese Täfelchen fallen immer herab, wenn man bald das eine, bald das andere Ende des ersten Brettleins höher hält. Zur Vermehrung der Kurzweil werden noch Schellen daran gebunden. Der *M a u l a u f* sagen einige zu Wien; andere ein hölzernes Gelächter. Die Berchtoldsgadener, welche dieses Spielwerk machen, nennen es selbst auf die zweite Art, allein irrig. Das hölzerne Gelächter ist ein Werk der Tonkunst.

V. A. I, f. 251 b: *B r u s t b e i n d l* (vom Federvieh) . . . Die steir. u. österr. Kinder nennen dieses Bein den Schlitten. Alle folgenden Namen haben von einem andern Spielwerke ihren Ursprung. Man spannet einen gedoppelten Faden von einem Ende der zwei Zacken dieses Beines zum andern Ende und wickelt denselben mit einem Hölzchen, bis er recht straff geworden ist. Sodann wird das Hölzchen in den Winkel des Zacken leise angelehnt. Wenn das Bein nun auf den Tisch gelegt wird, so macht die Schnellkraft über kurz und lang das Hölzchen los, worauf das Bein aufhüpfet. Daher nennet man es (zumal die spielenden Kinder) einen Schneller oder das Springbeindl. Ich habe zu Wien diesen Namen gehöret. Ein Springer sagen die Jungen zu Wien u. im Lande ob der Enns. Ein Sprungbock im Lande o. d. Enns. Ein Sprunggänsel heisst dieses Bein bei der Gans in Steiermark. Der *H u p f e r* in Tirol. Ein Frosch im Lande o. d. E. aus derselben Ursache.

V. A. I, f. 251 b: *K r o p f b e i n l e i n* b. Federvieh . . . man macht kurzweilige Künste mit diesem Beine bei Tisch. Man bohrt mit der Gabel ein Löchlein durch die breite Seite, wo die zwei Stücke zusammenhangen, man steckt sodann das ganze Bein auf die Nase als eine Brille und versuchet einen Faden durchzustecken, wie man ein Nadel einfädelt. Da entsteht ein Lachen, wenn der Künstler oder die Künstlerin das Loch nicht trifft, sondern weit davon den Faden einziehen will . . .

V. A. II, f. 51 a: *D i e P f n u r r e*. Die österreichischen Kinder höhlen eine Nuss oder einen Pferschenstein aus und machen drey Löcher dadurch, zwey nach gerader Richtung und eines nach der Quere. Durch die zwei geraden Löcher wird ein Hölzchen, so die Welle abgiebet, mit einem daran gewundenen Bindfaden dergestalt gesteckt, dass sie zugleich das äusserste Ende des Bindfadens durch das quere Loch herausbringen; das andere Ende des Bindfadens bleibet an dem Hölzchen fest angemacht, welches oben

und unten von dem Stein oder die Nuss hervorrage. An eines dieser Ende stecken sie eines Apfels oder Kreuz (sic. Kreuzes?) oder ein anderes Gewicht. Wenn sie nun die Schnur ziehen, so drähet sich die Welle oder Spindel nicht nur so lange, bis der Faden ganz abläuft, sondern noch länger, wodurch sich derselbe auf die andere Seite, so lang er ist, aufwindet, da wird wieder angezogen und so währet das Spielwerk und schnurrt, bis der Junge satt daran hat. Pfnurren drückt den Laut aus . . . Im Heumonate, da die wurmigen Aepfel beginnen abzufallen, gehet diese Unterhaltung auf der Seite der Jungen zugleich an. Die österreichischen Kinder nennen die Schnurröpfe noch Pfnurren, allein sie spielen nicht damit, außer in dem Kegelspiele auf einem Tische, wo die Pfnurre durch ihr Herumtanzen die Kegel umwirft. Eine Pfnurre der österreichischen Kinder (ä Pfnurren) heisst eine Schnurre in Franken wie im Würzburgischen, im Hohenlohischen. Frisch führet auch diesen Namen aus dem Pictorius an. Denn schnurren nennen die übrigen Teutschen, was die Oesterreicher mit ihrem pfnurren andeuten. S. auch Triller, Kreisel, Schnurropf.

V. A. II, f. 52 a: R ä t s c h e, Die, mehr Rättschen, ist im Oesterr. u. im Hohenlohisch. ein schnarrendes Spielwerk der Kinder, womit sie in der Karwoche in der Rasselmette, andere mit Klappern, ein Getöse erregen, welches zum Andenken des Lärmens angestellt wird, mit welchem die Juden unseren Heiland zum Tode verurteilt und gekreuziget wissen wollten. Auf den Kirchtürmen wird in den Tagen der Karwoche, da die Glocken nicht geläutet werden, mit einem grösseren Schnarwerke gerasselt, um das Volk in die Kirche zu laufen, oder andere Zeichen zu geben, welches sonst mit Glocken geschieht . . . An einigen Orten müssen die Nachtwächter, so oft die Uhr schlägt, mit den Rateln lärmern, um zu zeigen, dass sie wachen, daher sie Rattelwächter heissen.

V. A. II, f. 59 a: R i n g e l s p i e l, Das, ist eine Lustbarkeit für Kinder und grosse Leute; ein Drehgerüst mit hölzernen Pferden. Die Reitenden stehen mit einem Dolche bei ihrem Vorbeiziehen ausgesteckte Ringe herunter und wetten, wer mehrere bekommt. In der Leopoldstadt beim Hirschen. Das Ringelrennen in Würzburg. Die Scheibe zu Sondershausen in Thüringen. Hier stehen die Reitenden nach Köpfen.

V. A. III, f. 66 b: S a u t r e i b e n heisst im Troppauischen mit der Peitsche den Kreisel treiben. Der Kreisel ist die Sau.

L. O. II, f. 135 a: S c h n u r r o p f, der, der Sachsen und einiger Franken. So spricht man im Hohenlohischen. Ist ein hohler, inwendig ausgepichteter Kreisel, der an der Seite eine vier-

eckige Oeffnung hat, damit sich die Luft dadurch verfange, woraus bei der schnellen Umdrehung des Kreisels ein Schnurren entsteht. Die Schnurröpfe sind ganz von Holz gemacht und laufen auf keinem eisernen Dorne. Im Untereichsfelde haben die Knaben lauter hohle Kreisel, die heissen nach derselben Platt-Teutschen Mundart Kreisel u. werden nicht gepeitscht. Brummtopf; so sprechen die Schweizer und einige Sachsen. Der Brummtopf girrt, sagt man um St. Gallen, anstatt er schnurrt. Die Pfnurre sprechen die Kinder in Kärnten um Klagenfurt, wenn der Kreisel hohl ist und schnurrt. Der Pfnurrer, Oest. bei dem Kegelspiele auf dem Tische; auf dem Boden spielen sie weder mit dem Kreisel, noch mit dem Brummtopfe. Der Pfnurrer kommt von pfnurren, d. i. schnurren, dem Laute des Brummtopfs . . . Hürlibuben sprechen die schweizerischen Kinder.

L. O. II, f. 235 b: Triller, Der, heisst in Wetterau ein Kreisel, welchen sich die Kinder aus einem unüberzogenen Rockknopfe machen, indem sie ein Hölzchen durch sein Loch stecken, diese Spindel bei dem oberen Ende mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand fassen und derselben einen Drehschwung geben, dass sie auf dem unten zugespitzten Ende, samt dem Knopfe auf dem Tische umlaufen muss. Die Drechsler verfertigen noch dergleichen Spielwerk mit daran gedrehtem Zapfen (oder einer Spindel) aus ganzem Holze. Ein Trillerhölzchen zu Eisenach. Der Triebel spricht man zu Augsburg. In der Mühle ist ein ähnliches Rädlein, so ebenfalls der Triebel heisst. Der Türletanz der schles. Kinder im Troppauischen und Jägerndorfschen. Der erste Teil scheint von Türll genommen zu sein, welches einen Kreisel bedeutet. Der Spate. Der Laufer, das Lauferl der Oest., der tanzende Hanserl sprechen die steiermärkischen Kinder. Der tämische Hänserl sprechen die Kärntner um Klagenfurt. In Würzburg sprechen die Kinder ein Drehber, d. i. ein Dreher . . . in Schwaben sagen etliche der Drehdel, andere der Drehndel. Der Drandel sprechen einige im L. o. d. E., von dem alten Zeitworte draen, vertere, voloi. — Dazu: V. A. II, f. 178 a: Die Trandel, das Trandelspiel, trandeln, dieses Spiel spielen. Es ist eine runde Scheibe mit einem Zeiger, der an einem in die Mitte gestutzten herumläuft und auf Zahlen weiset, auf die Geld gesetzt wird. Einige Scheiben haben 18 Zahlen und zwischen jeder einen Fehler. Bei anderen sind die Treffer mit Gold gemalt. Das Spiel hat noch andere Gesetze.

Gl. f. 101 a: Zigzag, Der, ein Spielwerk der Kinder, womit sie einander schrecken. Es ist eine doppelte Reihe Schindeln, die an den Enden u. in der Mitte durch einen Nagel geheftet, aber gleichwohl beweglich sind. Wenn man das letzte Paar aus-

einander zerzt, so zieht man alle Schindeln kurz zusammen. Zieht man aber die zwei hintersten Schindeln zusammen, so schießen alle die übrigen weit vorwärts hinaus und stellen ein verschränktes Gitter vor, wo denn bei dem letzten Paare ein Storchschnabel angebracht ist, der das Kind erschreckt. Wenn die Enden der zwei letzten Schindeln als eine Zange aussehen, so ist es eine Verlängerungszange. So heisst auch ein anderes Kinderspiel von Brettchen, da jedes mit 5 Bändern an das andere geheftet ist, da alle herabfallen; wenn man das Erste auf eine Seite senkt. Erhebt man die gesenkte Seite, so fallen wieder alle herab. Die franz. Akad. schreibt ziczac; Trivoux u. der Gebrauch sind für zigzag.

Fadenspiele aus dem mittleren Westen der Vereinigten Staaten von Amerika

Von Paul G. Brewster

(aus dem Englischen übersetzt von Elfriede Rath)

Die folgenden Fadenspiele habe ich zufällig im Zuge volkskundlicher Sammelfahrten in Indiana und Illinois in den Jahren 1945 bis 1948 aufzeichnen können. Zweck dieser Fahrten war vor allem die Sammlung von Volksliedern, Erzählungen und Rätseln. Gelegentlich, da mir meine Gewährsfrau all ihr Wissen darüber mitgeteilt hatte, fragte ich sie eher scherzhaft, ob sie Fadenspiele kenne. Zu meiner Beunruhigung stand sie eilig auf und verließ das Zimmer. Ich fürchtete schon, sie ohne zu wollen verstimmt zu haben. Sie kehrte jedoch nach wenigen Augenblicken mit einem langen Stück Schnur zurück, setzte sich, schlang die Schnur um ihre Hände und hatte binnen kurzer Zeit mehr als ein halbes Dutzend einfacher Figuren zustandegebracht. Durch meine Bewunderung ihrer Geschicklichkeit angespornt, erbot sie sich, einige kompliziertere Figuren zu zeigen, wenn ich ihr dabei helfen wollte, wozu ich mich gern bereit erklärte. Das Ergebnis unserer gemeinsamen Bemühungen — geschickter Hantierung mit Schnüren und Schlingen auf ihrer und begeisterter, wenn auch einigermaßen stümperhafter Mitwirkung von meiner Seite — war die Serie von Figuren, die hier beschrieben werden sollen. Auf Grund dieser Erfahrungen fügte ich in der folgenden Zeit meinem Fragebogen regelmäßig eine Frage nach Fadenspielen bei, und dies mit solchem Erfolg, daß ich nach und nach mein Repertoire um mindestens ein Dutzend Figuren und Tricks bereichern konnte.

Ich möchte hinzufügen, daß alle Fadenspiele meiner kleinen Sammlung von Personen mittleren Alters und darüber stammen. In meiner Kindheit kannte noch beinahe jeder Bub und jedes Mädchen wenigstens ein oder zwei der einfacheren Figuren. Heutzutage ist diese Kunst den Kindern kaum noch geläufig, es sei denn in abgelegenen Gegenden.

Die Fadenspiele haben ihre eigene Terminologie¹⁾, die sich der Leser zu eigen machen muß, soll er die Manipulationen im einzelnen verstehen. Aus diesem Grunde möchte ich für jene, die mit Fadenspielen nicht vertraut sind, einige der geläufigeren Termini erläutern, beschränke mich jedoch auf jene, die für die im folgenden beschriebenen Figuren anzuwenden sind.

Die um die Finger gelegte Schnur wird als Schlinge bezeichnet. Jede Schlinge besteht aus zwei Schnüren; jene näher zum Spieler gelegene (ohne Rücksicht darauf, auf welchen Fingern die Schlinge liegt) nennen wir die Radial- (Speichen-) Schnur, die um die Außenseite des Fingers laufende hingegen die Ulnar- (Ellen-) Schnur. Die Schnur, die über der Innenfläche der Hand liegt, heißt Palmar- (Handflächen-) Schnur, jene über den Handrücken laufende ist die Dorsal- (Handrücken-) Schnur. Wenn, wie das öfters vorkommt, zwei Schlingen auf demselben Finger liegen, bezeichnet man die untere als die Proximal-Schlinge, die obere als die Distal-Schlinge.

Der Spagat, der für das Fadenspiel verwendet wird, soll glatt und schmiegsam, die beiden Enden mit einem Seemannsknoten oder noch besser ineinander verspleißt (verflochten) sein. Die Länge wird von der Größe und den Ausmaßen der Figuren abhängig gemacht werden müssen.

Die „Katzewiege“ (Cat's Cradle)

Die folgende Serie²⁾ besteht gewöhnlich aus fünf oder sechs Figuren mit einigen Variationsmöglichkeiten, sie erfordert zwei Spieler.

Der erste Spieler schlingt die Schnur um den Rücken jeder Hand, indem er die Radial-Schnur zwischen Daumen und Zeigefinger laufen läßt. Er schiebt nun die vier Finger der rechten Hand unter die Radial-Schnur und zieht die Hände auseinander, wiederholt dann dasselbe mit den vier Fingern der linken Hand. Über jede Hand laufen nunmehr zwei Dorsal-Schnüre und eine Palmar-Schnur. Nun zieht der Spieler die linke Palmar-Schnur über den Rücken des rechten Mittelfingers und die rechte Palmar-

¹⁾ Obwohl schon Boas im Zuge seiner Arbeit bei den Eskimos 1888 erstmalig versuchte, Fadenspiele mit allen Details zu beschreiben, wurden erst 1902 von Rivers und Haddon Richtlinien für die Aufzeichnung von Fadenspielen veröffentlicht. Diese Methode war geeignet, die Beschreibung der einzelnen Vorgänge zu stabilisieren und gaben dem Forscher eine Terminologie, die heute noch gilt. Vgl. Boas, Lit. 1, S. 229; Rivers und Haddon, Lit. 15, S. 146.

²⁾ Mitgeteilt von Mrs. Lillian Dwyer aus Trinity Springs, Indiana.

Schnur über den Rücken des linken Mittelfingers, zieht die Hände auseinander, bis alle Schnüre straff gespannt sind, und wendet die Hände nach abwärts. Die dabei entstandene Figur nennen amerikanische Spieler die „Katzenwiege“³⁾.

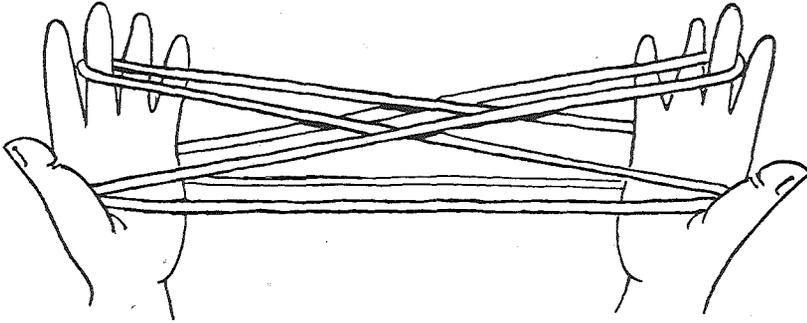


Abb. A

Der zweite Spieler erfährt nun von oben her mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand den Schnittpunkt der ulnaren (äußeren), um Mittel- und kleinen Finger laufenden Schnüre, mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand faßt er den Schnittpunkt der radialen (inneren), um Mittel- und Zeigefinger laufenden Schnüre. Er zieht sie erst über, dann unter die horizontalen Ulnar- und Radial-Schnüre, indem er Daumen und Zeigefinger auseinanderspreizt. Gleichzeitig läßt der erste Spieler alle Schnüre los, sodaß die vollständige Figur auf den Händen des zweiten liegt. Der Name derselben ist gewöhnlich „Soldatenbett“ (Soldier's Bed) (B)⁴⁾.

Für die nächste Figur erfährt der erste Spieler die Schnittpunkte der diagonal laufenden Schnüre von unten her mit Daumen und Zeigefinger beider Hände wie vorher, zieht sie über die

³⁾ Diese Bezeichnung wird häufig für die ganze Serie verwendet; viele Spieler kennen die Bezeichnungen wie „Soldatenbett“ (Soldier's Bed), „Kerzen“ (Candles), „Bett der Dame“ (The Lady's Bed), „Katzenaugen“ (Cat's Eyes), „Diamanten“ (Diamonds), „Schere“ (Scissors) oder andere für die einzelnen Figuren nicht. „Katzenwiege“ (Cat's Cradle) ist auch als Bezeichnung für die Fadenspiele im allgemeinen üblich geworden.

⁴⁾ Das ist ebenfalls eine im Englischen übliche Bezeichnung. Vgl. Gomme, Lit. 6, Bd. 1, S. 62. Unter den Griechen ist die Figur als „Kuchen“, „Matte“, „Matratze“, „Netz“, „Rauten“ oder „Fisch“ bekannt. Vgl. Brewster und Tarsouli, Lit. 2, S. 108.

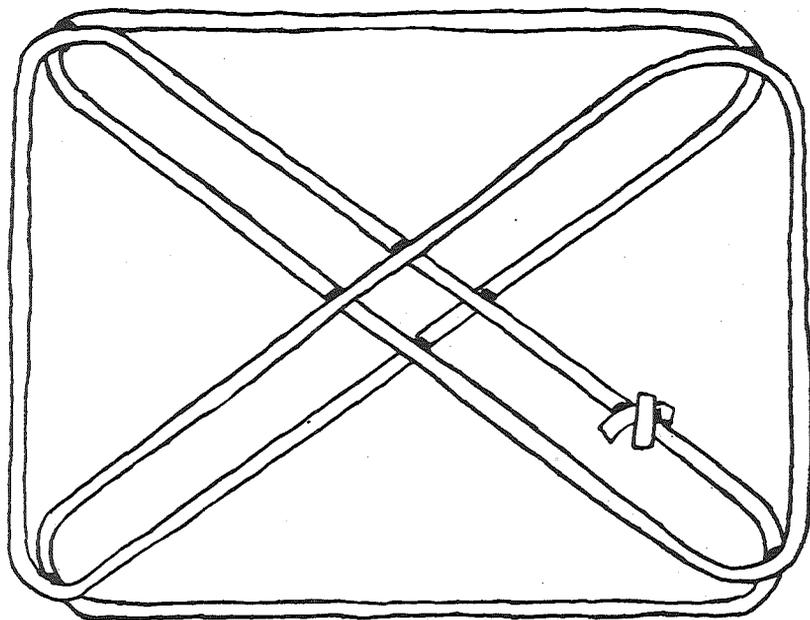


Abb. B

seitlichen Ulnar- und Radial-Schnüre hinweg und schiebt beide Hände durch die Mitte nach aufwärts, während er Daumen und Zeigefinger auseinanderspreizt und der zweite Spieler alle Schnüre losläßt. Diese Figur ist als die „Kerzen“ (Candles) bekannt (C) ⁵⁾.

Der zweite Spieler kreuzt nun die Hände und hakt die kleinen Finger der Rechten von unten her in die Ulnar-Schnur. Mit dem kleinen Finger der Linken faßt er in gleicher Weise die radiale, um die kleinen Finger des anderen liegende Schnur. Er zieht diese Schlingen auf und über die Schnüre, die die Figur seitlich begrenzen, schiebt beide Daumen und Zeigefinger durch die Mitte und zieht die Hände auseinander, ohne dabei die Schlingen auf den kleinen Fingern loszulassen. Dabei entsteht wieder die erste Figur, die „Katzenwiege“ (A), nur liegen jetzt die Schlingen auf dem kleinen und nicht, wie zuerst, auf den Mittelfingern.

⁵⁾ Dies ist der in den Vereinigten Staaten und England übliche Name. Vgl. G o m m e, Lit. 6. Bd. I, S. 61 f. Griechische Spieler nennen sie „Türe“, „Zisterne“ oder „Kleines Bett“.

An diesem Punkt der Serie angelangt, fahren manche Spieler mit der „Säge“ (Saw)⁶⁾, andere jedoch mit anderen Figuren fort. Die Säge kann natürlich schon von der ersten Figur ausgehend gemacht werden.

Um zur „Säge“ zu kommen, faßt der zweite Spieler, der nun den Faden hält, mit den Zähnen die radiale Daumen-Schnur, der erste erfaßt mit dem Zeigefinger die waagrechte Ulnar-Schnur. Der zweite Spieler zieht daraufhin die von den kleinen bzw. Mittelfingern gehaltene Schnur auseinander, während er alle

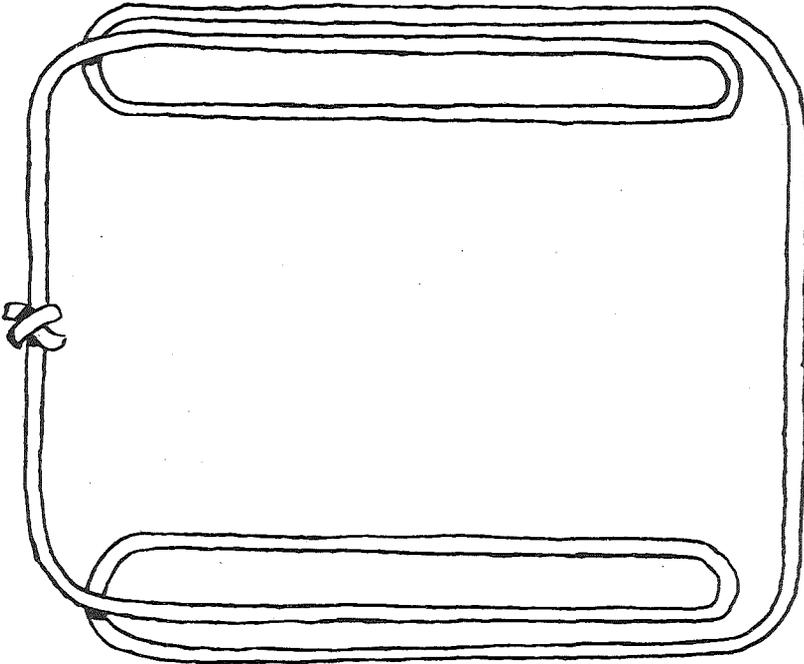


Abb. C

⁶⁾ In Griechenland wird diese Bezeichnung auf die ganze Serie angewendet. Nach Eckert, Lit. 5, S. 10, bezeichnen die Griechen in Kleinasien die Figur als „Lyra“. — Andere Beschreibungen dieser Figur mit Zeichnungen vgl. Haddon, Lit. 11, S. 78 (aus Indien); Culin, Lit. 3, S. 30 (China); Haddon, Lit. 12, S. 135 (Afrika). Letztere ist einzigdastehend, als die Bewegung des Sägens von einem Spieler hervorgebracht wird, der den linken Daumen, den linken kleinen Finger, Daumen und Zeigefinger der rechten Hand und das rechte Handgelenk zum Festhalten der Schlingen verwendet. Der Name hierfür ist „Afa“ (Blasebalg). Vgl. auch Griaule, Lit. 9, S. 182 und Taf. VII, 2.

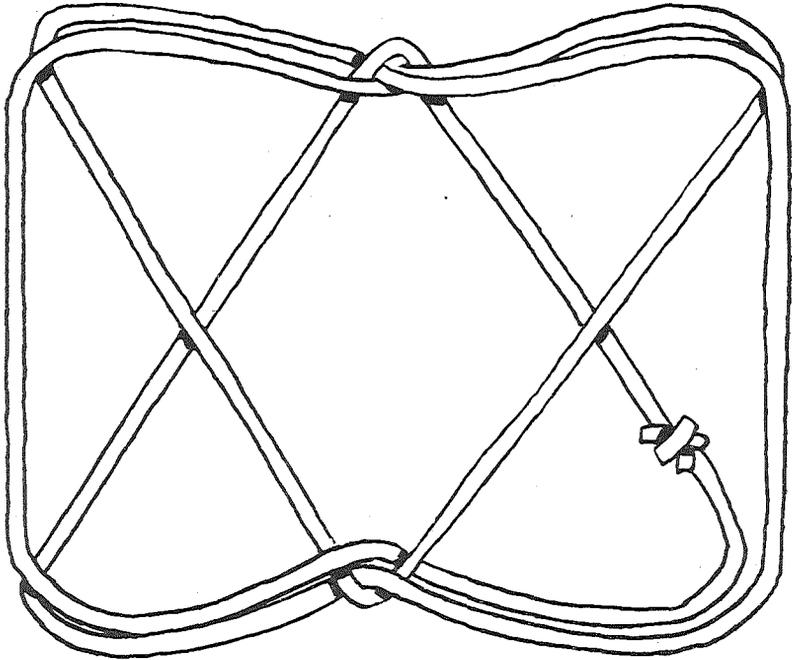


Abb. D

übrigen losläßt. Die so entstandene Figur hat die Form eines Kreuzes. Beide Spieler ziehen gleichzeitig, der eine mit Kopf und kleinen Fingern, der andere mit dem Zeigefinger.

Statt der Säge kann man jedoch nun auch eine Figur machen, die mit dem „Soldatenbett“ (B) identisch ist. Hierzu nimmt der erste Spieler von oben her die Schnittpunkte der gekreuzten Schnüre, die die Seiten der Figur 4 bilden, zwischen Daumen und Zeigefinger, hebt sie hoch und zieht sie über die horizontalen Schnüre, stößt sie durch die Mitte der Figur und spreizt Daumen und Zeigefinger auseinander⁷⁾.

Die nächste reguläre Figur der Serie, von englischen Spielern als „Katzenauge“ (Cat's Eye) oder „Diamant“ (Diamond), von chinesischen Kindern als „Augapfel der Kuh“ (Cow's Eyeball)⁸⁾

⁷⁾ Griechische Namen für diese Figur sind „Salat“ (Lattice) und „Bratpfanne“ (Frying Pan).

⁸⁾ Vgl. G o m m e, Lit. 6, S. 61 f.; C u l i n, Lit. 3, S. 30. Griechische Bezeichnungen hierfür sind unter anderem „Fenster“, „Kuchen“ und „Kleines Tor“.

bezeichnet, kann sowohl aus der zweiten als auch aus der sechsten Figur, eben dem „Soldatenbett“ (B) durch die gleiche Manipulation erzeugt werden. Der zweite Spieler erfaßt mit Daumen und Zeigefinger die Schnittpunkte der diagonal laufenden Schnüre, zieht sie über und unter die seitlich laufenden Schnüre, indem er die Hände durch die Mitte der Figur stößt und Daumen und Zeigefinger auseinanderspreizt (D).

Darauf folgt die Figur, die die meisten amerikanischen Spieler als „Jobs Sarg“ (Job's Coffin)⁹⁾ kennen. Hiezu führt der erste Spieler von unten Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in jene Winkel ein, die durch die Überschneidung der mittleren Raute und der Seitenschnüre außerhalb der Raute gebildet werden. Desgleichen führt er Daumen und Zeigefinger der linken Hand in die entsprechenden Winkel auf der anderen Seite der Raute ein, kehrt die Finger von oben durch das Zentrum der Figur und zieht auseinander (E).

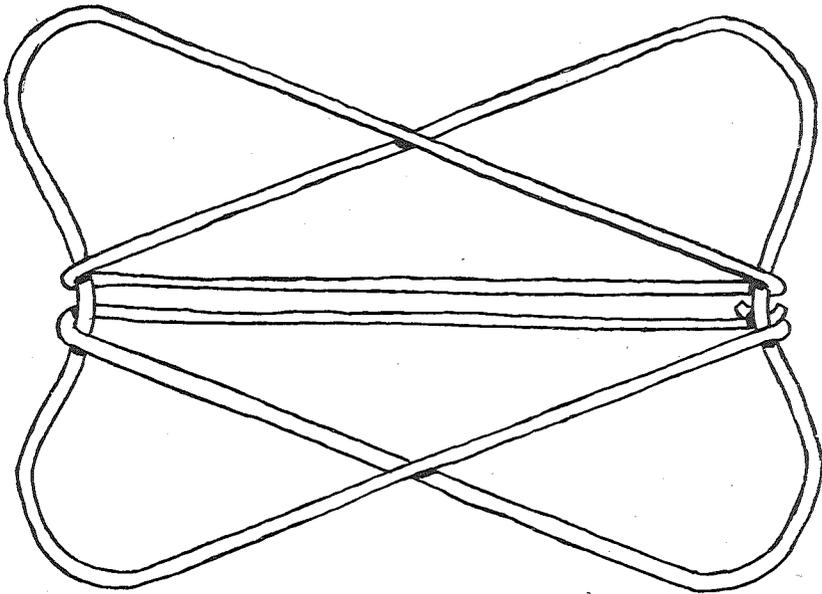


Abb. E

⁹⁾ Die parallelen Linien in der Mitte sollen Jobs Leichnam darstellen. In Griechenland kennt man diese Figur als „Weberschiffchen“, „Fischknochen“ oder „Fisch“.

Die letzte Figur dieser Serie, welche in den Vereinigten Staaten gewöhnlich „Krähenfuß“ („Craw's foot“) genannt wird¹⁰⁾, ist eine der bekanntesten. Wegen ihrer Einfachheit ist sie jedoch nicht gerade sehr geschätzt, ja, die Eskimos z. B. halten sie für recht dürftig¹¹⁾.

Der zweite Spieler faßt mit Daumen und Zeigefinger von unten her die Schnittpunkte der sich kreuzenden Schnüre, zieht sie auseinander und fährt von oben in die Zwischenräume zwischen den gekreuzten Schnüren und den zwei horizontalen Schnüren in der Mitte, während der andere sämtliche Schnüre losläßt. Daraufhin spreizt der Spieler Daumen und Zeigefinger, um die Figur sichtbar werden zu lassen (F)¹²⁾.

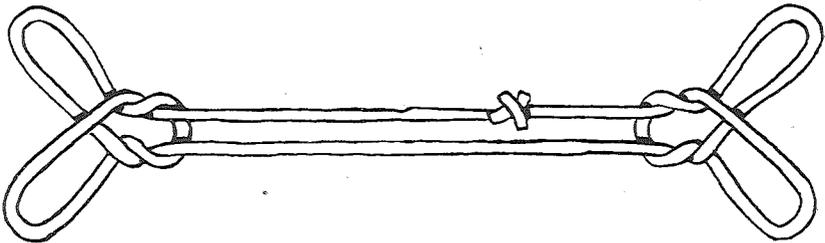


Abb. F

Der Baumkraxler (Boy Climbing a Tree)

Für diese Figur¹³⁾ sind zwei Spieler erforderlich, obgleich sich die Rolle des zweiten lediglich auf das Auseinanderziehen der fertigen Figur beschränkt.

Die Enden der Schlinge liegen über der Handfläche und laufen um Daumen und kleine Finger. Zuerst zieht der Spieler die linke Palmar-Schnur über den Rücken des rechten Zeigefingers

¹⁰⁾ Über diese und ähnliche Figuren siehe Haddon, Lit. 11, S. 72 f. (aus Schottland); Jayne, Lit. 13, S. 116 (Frankreich und Algier); American Anthropologist, Bd. V, 2, 1903, S. 217; Journal of the Anthropological Institute, Bd. XXXVI, 1906, S. 125; Griaule, Lit. 8, S. 78; Davidson, Lit. 4, S. 816 f.

¹¹⁾ Vgl. Gordon, Lit. 7, S. 17.

¹²⁾ Der reguläre „Krähenfuß“, in ganz anderer Weise ausgeführt, ist auf Mittel- und kleinen Finger ausgedehnt. Zeigefinger und kleinen Finger verwenden die australischen Eingeborenen, um eine ähnliche Figur auszuführen.

¹³⁾ Mitgeteilt von Miss Ila Raffaele aus Wood River, Illinois. Über eine ähnliche australische Figur vgl. Haddon, Lit. 12, S. 109 (als „Eidechse“ bezeichnet), und dies., Lit. 11, S. 69 f.

und spannt die Schnüre aus. Dasselbe wiederholt er mit der rechten Palmar-Schnur und dem linken Zeigefinger. Daraufhin schiebt er den kleinen Finger über die Zeigefinger-Schlingen, zieht die radialen Daumen-Schnüre über den Rücken der kleinen Finger und diese „navahoing“¹⁴⁾ wieder zurück.

Nun beugt er beide Zeigefinger in ihre eigenen Schlingen, während er die Schnüre, die über die Handflächen laufen, fest andrückt. Der zweite Spieler erfaßt die ulnaren, um die kleinen Finger laufenden Schnüre, indem er die Hände etwa in einem Abstand von 12—15 cm hält. Der erste Spieler läßt alle Schnüre los außer jenen, die er mit den Zeigefingern gegen die Handflächen gedrückt hält. Wenn er diese Schnüre aufwärts zieht, so kann man den Knaben den Baum hinaufklettern sehen. Der rautenförmige obere Teil soll seinen Körper, der untere dreieckige die Beine darstellen, welche um den Baum geklammert sind. Wenn der erste Spieler die Schnüre immer weiter nach oben zieht, verkleinert sich die Figur des Knaben beim Aufwärtsklettern und verleiht somit der Figur einen realistischen Zug.

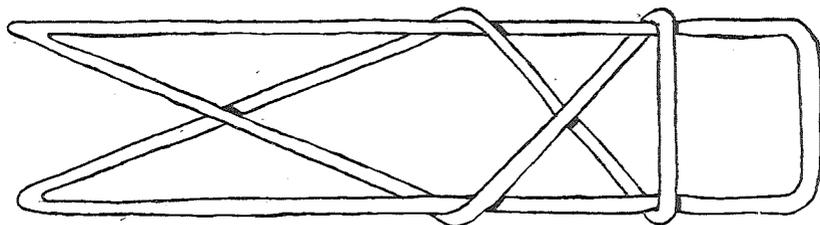


Abb. G

Literatur:

1. Boas, Franz, „The Game of Cat's Cradle“ (Internationales Archiv für Ethnographie, I, 1888).
2. Brewster, Paul G., und Georgia Tarsouli, „A String Figure Series from Greece“, (Επετηρίδον του Διογραφικου Αρχειου, Athen 1950.)
3. Culin, Stewart, Korean Games, with Notes on the Corresponding Games of China and Japan. Philadelphia 1895.
4. Davidson, D. S. Aboriginal Australian String Figures (= Proceedings of the American Philosophical Society, LXXXIV), Philadelphia 1941.

¹⁴⁾ Als „Navahoing“ bezeichnet man jene Manipulation, die die Proximalschnur über die Distalschnur auf dem selben Finger hebt. Diese Technik wurde erstmals bei Fadenspielen der Navaho-Indianer beobachtet, daher der Name.

5. Eckert, Georg. Griechische Fadenspiele (Volkskundliche Miszellen aus Macedonien, Heft 6). Thessaloniki 1944.
6. Gomme, A. B. The Traditional Games of England, Scotland, and Ireland. 2 vols. London 1894—98.
7. Gordon, G. B., „Notes on the Western Eskimo.“ (Transactions of the Department of Archaeology, Free Museum of Science and Art, University of Pennsylvania, II. 1, Philadelphia 1906.)
8. Griaule, Marcel, Jeux Dogons (Travaux et Mémoires de l'Institut d'Ethnologie, XXXII). Paris 1918.
9. Griaule, Marcel, Jeux et Divertissements Abyssins (Bibliothèque de l'École des Hautes Études, XLIX). Paris 1935.
10. Griffith, C. L. T., „Gold Coast String Games“, Journal of the Royal Anthropological Institute, LV (1925).
11. Haddon, Kathleen, Cat's Cradles from Many Lands. London 1912.
12. Haddon, Kathleen, Artists in String. New York 1930.
13. Jayne, Carolyn F., String Figures. New York 1906.
14. Maclagan, Robert Craig, The Games and Diversions of Argyleshire (Publications of the Folk-Lore Society, XLVII). London 1901.
15. Rivers, W. H. R., and A. C. Haddon, „A Method of Recording String Figures and Tricks“, Man, No. 109 (October 1902), 146.
16. Χουρμουζιάδου, Καλλισθένης, „Τὸ παιδίον εἰς τὴν ἐκκλησιαστικὴν περιφέρειαν Μετρῶν καὶ Ἀδύων,“ (Ἀρχεῖον Ὀρακικοῦ Ἐθναρχοῦ, τ. Ζ [1940—41]).

Notizen zur Wiener Kindersprache

Von Leopold Höfer

Sammler der Kindersprache.¹⁾ haben meist mit einer Gefahr zu rechnen: Die einen Gewährsleute fabulieren gern, wenn auch oft mit volkskundlichen Tatsachen, die andern, besonders Schüler, schwindeln aus Streberei oder um nicht weiter gefragt zu werden. Darüber zwei Erlebnisse aus Lehrerbildungsanstalten: Professor Höfer in Wiener-Neustadt erfuhr neben andern Unrichtigkeiten, daß der Brotkäfer ein kupferroter Laufkäfer sei; Direktor Ver-nalekens Schüler in Wien rühmten sich immer wieder, ihren „Alten“ gründlich „hineingelegt“ zu haben. Während die Mädchen meist treu überliefern, phantasieren die Buben gern, z. B. so: „In der Ottakringerstraße (Wien XVI.) war eine Schlange, so lang wie das Schulzimmer; fünf Wachleute haben sie mit ihren Säbeln zerhackt. Als die Sonne unterging, haben die Stücke gezuckt.“ (Das Zucken bei Sonnenuntergang ist volkskundlich echt.) Die obersächsischen Vereine für Volkskunde wieder sammelten Stoff für ein Wörterbuch, das nun aus dem Plauenschen Grund berichtet: „Wenn die Kinder Schlangen verfolgen, rufen sie: ‚Nieder du Neiding.‘“ Das ist jedoch ein Zitat aus Felix Dahns „Kampf um Rom“. Das einzige Mittel gegen derlei Widrigkeiten ist, möglichst viele Gruppen über das Verdächtige durch Erzählen von Verwandtem zum Reden zu bringen.

Kinderbefragung ist aber nötig, wenn der neueste Stand des Aberglaubens festgestellt werden soll; die Erwachsenen schweigen, weil sie fürchten, ausgelacht zu werden. Da erzählte etwa ein Knabe von der Schlange im Gemäuer seines Wohnhauses. Sie ist unsichtbar, wer sie erblickt, muß sterben; häuslicher Streit

¹⁾ Der Verfasser hat sich verschiedentlich mit Sprache, Glaube und Recht der Wiener Kinder beschäftigt. Vgl. z. B.: Der Anschauungsunterricht in der Großstadt (Pädagogisches Jahrbuch, Wien 1905, S. 74); Leibesstrafen im Wiener Kinderspiel (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jg. XXIX, 1924, S. 90 ff.); Unsere Mundart in der Arbeitsschule (Zeitschrift für Elternhaus und Schule, Jg. 1925/26); Wiener Kinderrecht (ebda. Jg. 1926/27); Was die Kinder alles glauben (Neues Wiener Journal, Jg. 1928); Wiener Kinderglaube (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jg. XXXII, 1927, S. 29 ff., 78 ff., Jg. XXXIII, 1928, S. 6, 45, 89, 134 ff., Jg. XXXIV, 1929, S. 93 ff.); Die Wiener Kindersprache, ihr Reichtum und dessen Quellen (Pädagogisches Jahrbuch, Wien 1930, S. 78).

vertreibt sie, auch Klopfen mit einer Besenstange. Die befragte Mutter erklärt nach längerem Zögern: „Unsere Hausmeisterin sagt's.“ Aus zwei Bezirken werden solche Hüterinnen des Hausfriedens gemeldet, auch mit Spuren alten Kultes.

Über die Kultspeisen, nach denen die Wochentage benannt sind, scheinen die Wiener Kinder ein seltenes Altertum bewahrt zu haben. *Donnerstag*, der alte Rivale des Sonntags, hieß *Bratntag*: „da haben die reichen Leute ein Gansl gegessen.“ Der Fasttag *Freitag* wird einmal als „Tag der schönen Frauen“ bezeichnet, was Buchweisheit sein könnte; doch findet sich die Benennung auch als *Zigeunerglaube*²⁾.

Namhafte Germanisten finden die Kindersprache recht anarchisch. Nach H. Suolahti³⁾ gehören viele Rufnamen der Vögel in den Bereich der gesetzlosen Kindersprache; ähnlich äußert sich A. Götz e⁴⁾.

Der Wachtelkönig heißt mhd. und in Preußen wie in Niederösterreich *Schnarz*, in Mecklenburg schön regelrecht *Snartendart*.

In Rumänien ruft der Hahn *kukeruku*, in Schweden *kokk*, aber auch *tokke*, in der Altmark *tuck*, in Luxemburg *tick*, um Göttingen klingt der Ruf *tuck* und *tüt*, in Schwaben *Tutele*, im Elsaß *Dutte*; ein Wiener Name des Kikerikis ist *Gigerl*, mit ähnlichen Konsonanten obersteirisch *Haugerl* (vgl. auch *Küchlein*), die Kinder reden herabsetzend vom (Hahn) *didl*, wohl alles schallnachahmend.

Ansonsten scheint es in der Kindersprache viel Irreguläres zu geben. Die Wiener Kugelscheiber sagen statt „Letzter“ *Lederer*, was vielleicht durch Wernher von Elms „ledister tac“ erhellt wird. *Ludeln* (saugen) hat daneben gleich zwei Formen mit Lautverschiebung: *lutzeln* und *lutschen*; *Luzerl* bezeichnet saugende Jungtiere, besonders Füllen. *Leberledl* aber nennt man in Stein a./D. einen Sauglappen, der mit verkleinerter Leber gefüllt ist (vgl. obersteirisch *Ledl* und *Letzl* als Name des Säuglings).

An sich begriffsarm zeigt die erste Sprechweise des Kindes einen verwirrenden Reichtum an Synonyma; zuweilen hat man das Gefühl, eine Kristallisation der Laute beobachten zu können. So heißt die Mutterbrust ahd. *tutta*, mhd. *tutte* und *tüttel* (in Wien kennt man eine ersetzende *Duttentflasche*), indogermanisch: *it. tetta*, mit Lautverschiebung *zizza* und *zezzolo*, f. *tette*, *teton*, *tetin*, span. *teta*, aus germanisch nd. *tette*, e. *teat*, schrift-

²⁾ H. Wlislöcki, Aus dem Volksleben der Magyaren. Ethnolog. Mitteilungen. München 1893, S. 140.

³⁾ H. Suolahti, Die deutschen Vogelnamen. Straßburg 1909, S. 232.

⁴⁾ Vgl. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 12. Aufl. hg. von Götz e. Schlagwort: Ei.

deutsch aber Zitze. Altslavisch *s'sati*, saugen, dazu *cecati* und *cucati*, unser *suzeln*.

Zu oberdeutsch Zitze gehören sprachlich einige Frucht- und Beerennamen. So heißen die „Weinscha(r)ln“, die Früchte der Berberitze, Zitzerl, als *Essigplüzerln* sind sie den Duttenflascherln vergleichbar. In Niederösterreich, Steiermark und Tirol kann man auch *Beisselbeeren* sagen, in Kärnten *Baselbeeren*. Dem Z von Zitzerl entspricht also ein B, dem tz ein ß oder s. Die (Roß) *dudden* (*Prunus insititia* L.) werden auch *Zeiberln* genannt, da wird D zu Z, aber tt wird zu b. (Der schwäbische Name ist *Zibarten*, in Bern gilt *Zipperli*). Im niederösterreichischen Waldviertel hört man (Für-) *witzel* mit neuen Arten von Lautvertretung, bei Castelli lautet es *Biz*, in Oberösterreich *Bütz*. *Bizerln* ist ein weitverbreiteter Kose- name der Frauenbrüste. Die Bocksdornbeeren (*Lycium*) heißen in Wiener Dörfern (Jungfrau) *böberl*, als läge mhd. *bnoben* zugrunde. Nach dem Schweizer Idiotikon IV, 1916 scheint der Brust- name *Butti* durch f. le bout de mamelle beeinflusst.

Dutter ist in der Wiener Burschensprache der Feigling, das Mutterkinderl; begriffsverwandt sind *Memme*, mhd. *mamme* und *memme*, der Wiener zieht aber die slavisch-magyarische Form *Mamlasz* vor. Das verzärtelte Mädchen wird als *Ze z n* verspottet: D- Z und M- z.

Die erwähnten *Bizerln* lassen sich mit *bnoben* vergleichen, der *Baselbeere* ist mhd. *buosen* lautnah; mit *Busen* wird in der Schweiz und von einigen Wiener Fleischhauern auch das Euter der Kuh bezeichnet. In Paris nennt der Scherz den *Busen* „*bessous*“ (*Zwillinge*); aus gleicher Bildlichkeit heraus beglückwünscht der Wiener vollbusige Frauen zu Peter und Paul, weil der 29. Juni ein *Zwillingsfeiertag* ist.

Die Reihe ist jedoch noch nicht zu Ende: bei *Schmeller*⁵⁾ stehen *Deilamm*, *degen* und *deigen* (saugen), ahd. *dahan lactare* und gotisch *daddjan*, seltsam gemahnend an hebräisch *daddim*, Brüste, als wären wir auf ein Weltwort gestoßen; bei *Enenkel* 12224 steht *detten* für säugen. Wer *tithene* (Säugamme) und skr. *dhatri* weiter verfolgt, denkt wohl schließlich an Verwendung der Erstlingslaute: d, t.

Hat man bei solchem Reichtum das Gefühl, das Gebräuse einer heftigen Kristallisation zu erleben, so glaubt der getreue Buchführer der Kinderreime gelegentlich einer nicht gelungenen Kristallisation zuzusehen. Da tauchte 1924 in Wien-Ottakring ein

⁵⁾ *Schmeller*, Bayerisches Wörterbuch, Bd. I², Sp. 492.

neuer Reigen auf, bei dem nur die erste Zeile sicher war: „Bin nach Hamburg gegangen“ — vielleicht aus dem Volkslied „Hamburg ist ein schönes Städtchen“, was sich auf „Mädchen“ reimen mußte. Im weiteren hieß es:

„Habe Erbsen gesät,
habe keine gefunden,
denn es war schon zu spät.
Es rasselt die Kette,
es klinget der Stock,
es reiten drei Schneider
in einem Galopp.“

Vergebens suchten die Dichter nach mehr Sinn.

„Habe Erdbeeren gesucht,
habe keine gefunden,
denn der Weg war zu kurz.“

In Favoriten (Wien X.) wurde schließlich die Fassung entdeckt:

„Bin nach Hamburg gegangen,
habe Erdbeeren gesucht,
habe keine gefunden,
denn der Weg war zu weit.
Liebe Lora, liebe Lora, liebe Lora, halloh,
meine Hände, meine Füße
erfrieren mir so.“

Während zweimal zwei Kinder tanzten, wurden die beiden letzten Verszeilen wiederholt. Nach 1928 war der Reigen jedoch spurlos verschwunden.

Der überquellende Reichtum teilt sich in Wörter, die nur in einem kleinen Kreis oder nur kurze Zeit gelten („was grad in dem Park Mode ist“, vgl. etwa weiter unten Namen der „200 Leibesstrafen“) und vielfach in anderen Gemeindebezirken gar nicht verstanden werden. Nach Mitteilungen von Erwachsenen hieß z. B. das Fünfsteinchenspiel (schon im Altgriechenland beliebt) Ende des 19. Jahrhunderts in Wien angeblich durchwegs *Beutelschneiden* (vgl. dazu mhd. *biutel-* oder *seckelsnider*, wesensgleich mit nd. *paduck*, *Wegelagerer*; portugiesisch gehört zu *arrioz* [Schnellkugeln] *arriosa*, *Beutelschneiderei* — also wohl von Jahrmarktfahrern zum Betrug benützt). In einigen Wiener Bezirken ist aber um die Jahrhundertwende und noch später der Ausdruck *Doberlm* im Gebrauch, wohl zu mhd. *topelaere* (Würfelspieler) gehörig; in Währinger Spielgruppen (Wien XVIII.) soll seit 100 Jahren *Mauteln* gelten, sonst der Name einer Spielform.

Es ließe sich wohl zeigen, daß auch die Kindersprache den geltenden Lautgesetzen folgt: So verschiebt sie z. B. in Wien *schlendern* zu *schlenzen* und *Dridl* zu *Dridschn* (vgl. oben Dutter und Zezn); die Burschensprache verschiebt *grundeln* (im Freien schlafen) zu *grunzen* und dgl. mehr.

Die sachlichen Übereinstimmungen gehen wie bei vielen Kinderliedern weithin über Berg und Tal. Das selten gewordene „Büllhäfen“, lautlich dem Flurnamen Piherndl („Büllhorn“) entsprechend, ist in der Burschensprache als „Filzklavier“ noch ziemlich bekannt. In die Mitte einer aufgeschnittenen Schweinsblase wird der Kiel einer Gänsefeder eingeschnürt, die Blase über einen Topf gespannt und der Kiel mit nassen Fingern gerieben. Diese altertümliche Musik begleitete das Sammeln der Gaben im Heischeumzug. Verwandte Instrumente wie der *Rummeltopf* und der *Knurrpott* sind bis Köln, ja bis nach Frankreich hinein bekannt.

Wer das Rätsel um das „Lepoidt“ lösen will, findet z. B. in Berlin genaueste sachliche Übereinstimmung: Für „Eisen ist Lepoidt“ oder „Hockerl ist Lepoidt“ steht dort *Eisenzeck* und *Kauerzeck*, lautnah sind nach *Kretschmers* Wortgeographie u. a. *Botte* in Schwaben und *Verbiets* in Schwerte. Es ist ein für den Verfolger verbotener Ort wie voralters die heidnischen Tempel, später die Kirchen; auch die *Freihäuser* gehören in die Reihe; es genügte, Eisenteile, etwa die Klinken, zu berühren. Man denke etwa an die *Freihäuser* in England, wo die bankerotten Schuldner vor der Gefangennahme sicher waren; zu Freiberg in Sachsen flüchteten die Kinder, die etwa mit Peitschen gelärmt hatten, vor den Wächtern in die *Freihäuser*. Uraltes Erleben scheint im Kinderspiel lebendig: Der verkaufte Vogel wird aufgefordert, wieder ins *Freihaus* zurückzukommen.

Zum Wiener Kindervergnügen des *Hutschens* gehört zum Teil mit Metathesis, aber auch sonst lautnah, schriftsprachlich *schaukeln*, elsässisch *butzen* und *gautschen*, schwäbisch *gautschen*, bairisch *schocken*, rheinfränkisch *glunkeln*, wienerisch *glankeln* heißt soviel wie *baumeln*.

Die Wiener Spielsprache hat mehrere Dutzend mhd. Formen erhalten, die, im Flegelalter (seltener bei den Backfischen) gemieden, erst bei den Großeltern wieder ganz lebendig werden. *Vaderl* weist durch synonymes *Fangerl* auf mhd. *vahen*; „ein Bera stcht“ (eine Rauferei ist angesagt) gehört zu mhd. *bern*, schlagen — auch die *Gsturi* bedeutet Rauferei, vgl. *storie* (Gedränge, Auflauf). Die kleinen Raufbolde entnehmen der Burschensprache die Imperative: „*Niat eabm*“ und „*flaach eabm ani*“, ahd. *pihniotan*, ano. *hniotan*, stoßen, auf Eisen schlagen, mit Bedeutungswandel hd. wie

mund. *nieten* und mhd. *vlage*, Stoß (feindlicher Angriff bei Enkel: *flaeg*). Die Buben verleugnen ihre bairische Stammesart nicht. Im Spiel „Kaiser, Korporal und Dieb“ gibt es gegen 200 Namen von Leibesstrafen, die auf bildlicher Ironie beruhen wie etwa die Prügelsuppe der Erwachsenen: alle Arten von Genußmitteln werden durch recht verschiedenartige Schläge ersetzt. Ein *Anzug* besteht z. B. darin, daß der Dieb am ganzen Leib *gefladert*, also vom Unflat gereinigt, „gewaschen“ wird (Flutterfahrer sind Gauner, die Wäsche vom Trockenstrick stehlen⁶⁾). Die fürs Raufen nötigen Feindschaften ergeben sich regional aus Häusern, Gassen, Nachbarbezirken. In der weitberühmten „*Schlacht auf der Schmelz*“, wo es auch blutige Köpfe gab, genügten die Wachleute der umliegenden Kommissariate nicht zum Auseinanderreiben; es mußte berittene Polizei mit der flachen Klinge dreinhauen. Für die Ottakringer Kämpfer hatte der Schlachtruf gelauret:

„Ottakringer rührts enk,
die Bratenseer (aus Wien XIII.) schmiern enk...“

die Nachahmung eines alten Dorfrufs mit Weglassung von

„Nehman enk d' Mentscha weg...“

Daraus entspringende Sprachgestaltung zeigte sich in der Religionsstunde, wo Christus von den „Schriftgelehrten und den Bratenseern“ verfolgt wurde.

Bei den Pfänderspielen der Knaben werden die sonst üblichen Küsse durch Hiebe ersetzt; wenn aber Mädchen mitspielen, ist eine gewisse Rücksicht auf das schwächere Geschlecht unverkennbar. Ihnen werden nicht Hiebe verordnet, heiß wie glühender Bügelstahl (*staglhassi*), sondern butterweiche und bei der Strafe *Komet* zieht sich die Delinquentin das Unheil selbst zu. Der Kaiser flüstert ihr zu, sie solle davonlaufen, aber der Korporal hält sie am Zopf fest. Der volle Befehl an den Nachrichter heißt eigentlich: „In (den Komet) beim Schwaf halten.“

Aber das war vielfach einmal, denn ein Großteil der alten Kindersprache ist ausgestorben. Sie hatte Krieg, Pest und Hungersnot überdauert, aber der „totale Krieg“, der zweite Weltkrieg, rottete etwa drei Viertel davon aus. Wer sich davon überzeugen will, dem kann ein Schock toter Wörter genannt werden, die freilich bei alten Leuten vereinzelt weiterleben mögen.

⁶⁾ Vgl. die in Anmerkung 1 angeführte Arbeit des Verfassers „Leibesstrafen im Wiener Kinderspiel“, a. a. O. S. 90 ff.

Es ist schade darum, weil diese Sprache soviel heimisches altes Leben fortführte. Da kugelte „einer in den Stadtgraben“. Die Salzergasse, sowie Poly und Desn (Deserteure) erinnerten ebenso an das Soldatenleben des Vormärz wie der Dank des Diebes an den Kaiser für die (gnädige) Strafe. Von Lepoidt und dem Glauben an den Sieg der Gerechtigkeit s. oben. Loswurf entscheidet über das Schicksal. Die Zeugen werden im Richterspiel (bei der Nase) (her)gezogen, was eine Gruppe grausam verschärfte: „*Mir bams bei der Zungan.*“ Wie alte Spiel Leidenschaft die Freiheit preisgeben ließ, das kann nachfühlen, wer „*auf steif und stumm eingetögelt*“ ist und sich nicht bewegen darf, oder wer beim *Messerspitzen* als Verlierer mißhandelt wird.

Da leiht ein Mädels ihren Bleistift her mit dem Ruf: „Doppelbuaß, nix redn.“ — Wann wurde „*s u b p o e n a d u p l i*“ so übersetzt?

Beim Kampf zwischen Engeln und Teufeln geschah die Scheidung durch Abwägen auf den verschlungenen Händen; ein Teil der Zeugen lag meist auf dem Boden, um das Gesicht zu sehen, dessen leisestes Verziehen ihnen den Teufel verriet. Ehrgeizige Kinder bissen sich scharf in die Lippen, damit es von ihnen hieß: „Wir wiegen, wir wiegen ein *E n g e l* von 100 Pfund.“ Wie singt dagegen unser Dichter Suchenwirt?

„Got vater setze auf die wag
mit fleizze seine sele,
daz si sand Michele
tzu ewichleichen vrewden waeg.“

Beim Kugelspiel wurde Angezweifelt mit dem Spruche: „Gerechtigkeit beweist sich“ wiederholt. Ist das nicht der Grundgedanke des Gottesurteils? „*Trixeln und Zaubern*“ war oft ausdrücklich verboten, z. B. das Wischen über die Spielbahn mit dem Gemurmel: „*Trudenkreuz, Hexenkreuz,*“ womit das Pentagramm gemeint war. Dagegen war das Beten erlaubt, wenn es auch zuweilen vom Verlierer bestraft wurde. Ein Stubenhocker benützte das Schulgebet jener Zeit: „Heiliger Geist, komm zu verbreiten über uns dein Gnadenlicht,“ und wurde deswegen lange gehänselt; das richtige Gebet lautete: „Vater unser Hewele Kugele ins Gabele.“ (Nach *R a i m u n d s* Schwäbeleien? Hewen ist aber niederdeutsch.) — „Wenn der Pepi scheidt,“ meldete einer, „da bet ich für ihn“, aber Pepi ist nicht begeistert: „Ja, und wenn ich dann gewinn, will er Kugeln dafür.“

Wir sind ins Mythologische geraten. Die drei Mareien sind schon in der Fassung des Spruchs aus dem niederösterreichischen Weinviertel sehr verdunkelt:

„Sitzen Drei beisammen.
Die Erste schaut mich sauber an,
die Zweite hat mir nichts getan,
die Dritte nimmt ein spitzen Stein
und haut mich auf mein Köpfelein.“

In Wien wurde gar eine Art Operettenliedl daraus:

„Da drobm auf dem Bergl
da steht a klans Haus
da schauen drei Maderln
zum Fenster heraus.
Die ani is buglat,
die andri is blind,
die dritte is sauwa:
De hat a klans Kind.“ —

Beim Wirken des Nothemds sind gar Buben tätig, wobei in einer Variante aus dem Sudetenland „der Römische Kaiser *keines*“ bekommt.

Das sind Spuren uralten Glaubens, doch das kleine Volk entwickelt auch gesellschaftliche Elemente, so aus dem Sittenleben die Sprüchlein:

1. „Wer lügt, der betrügt,
wer betrügt, der stiehlt,
wer stiehlt, kommt am Galgen.“
2. „Gschenkt, gschenkt, nimmer gebn,
gfundn, gfundn, wieder gebn,
gstohn, gstohn, aufgehängt.“

Auf Grundlage der Kugeln (in Bruck a. L. aus Bohnen) entsteht eine randweis ganz feste Währung; es bilden sich eigene Maße mit lockenden Namen, wenn man die Daumenbreite als „Mutsch“ nennen hört (zu kärntisch Miggele, Daumen?) und als Spannenbezeichnung Bods n und Wods n, als ob der leibhaftige Wodan drinnen stäke.

Die Kindersprache hat ihre Gesetze; wenn die auch vielgestaltiger sind, so reichen sie dafür auch weiter als die Sprachgesetze der Erwachsenen. Die ersten Laute der Kinder geben aller Welt die Namen der Eltern und der sonstigen ersten Sprechfreunde. Zu kosendem Geschelte wird indogermanisch das Lallen der Anfänger benützt, besonders in Wörtern mit dem Anlaut bl, aber auch, mit Ausnahme der Slaven, die Zahnlautanlaute.

Genügen zwei Jahrtausende zur Vorgeschichte unserer Koseformen? Wenn wir beachten, was M. Gottschald in seiner

„Deutschen Namenkunde“ über die Lallnamen ⁷⁾ und über die Anhängsel der Verkleinerungen sagt ⁸⁾ sagt: i, n, z (t), l und k — wenn wir das n ausschalten und dem z die Form tsch vorziehen, überdies aber sein „niederdeutsches k“ für uns beanspruchen — sind unsere Grundregeln gegeben. Einige Beispiele: Aus „Elisabeth“ wird Lisi, dann Lieserl, nach der Kinderzeit Liesl, wie aus „Franziskus“ Franzi, Franzerl, Franzl. Weil nun die tschechische Koseform aus dem Beppo einen Pepitschek usw. macht, denkt man an tschechischen Einfluß; aber *Antschi* und *Kartschi* stimmen genau zu schweizerisch *Meitschi*, zu *Bertschi* und *Fritschi* ⁹⁾. Da nun z. B. Tatschkerl und Lutschkerl so wenig als andere tschk dem Tschechischen entnommen sind, dürfen wohl auch „Antschkal“ und „Kartschki“ als gehäuftes deutsches Gekose angesehen werden. Die Wahl der Taufnamen nach denen des Kaiserhauses war ein letzter Ausläufer der Benennung vieler Dorfbewohner nach dem Gründer und Führer der Ansiedlung.

Die Kehllaute machen den Kleinen oft jahrelang Schwierigkeiten, darum werden z. B. Tiernamen mit solchem Anlaut nach ihrem Schall bezeichnet wie Muh, Meh, Miez, und diesen Rufen die schwierige Form mnemotechnisch angegliedert: Muhlikuhli, Mehgassi (später Meckigassi) und Miezikatzi.

Bezeichnend ist für Wien, daß ein Ausdruck der Hochschüler durch den altdeutschen Stabreim mit den gleichbedeutenden Ausdrücken der unteren Schulstufen verbunden ist, wobei noch dazu die Unterstufen nicht bloß durch den Anlaut S, sondern durch das genauere St untereinander verbunden sind. *Schwänzen* heißt in der Grundschule *stürzen*, beim Hauptschüler *stageln* und in der Gewerbeschule *stütern*. Das Wort *pölzen* (im Raubvertrag der Kinder „Tschurn“) versteht man sofort durch das akademische *Schießen* aller nicht „temporierten“ Genußmittel; man sollte *bölzen* schreiben, denn es gehört zu *Bolz* und bedeutet soviel wie „aus der Hand schießen“ (*schlagen*). Eine weitere Gemeinschaft bildet das Vorkommen jenuischer Wörter in der Studentensprache. Es gilt bei den Wiener Gassenbuben als Zeichen der Reife, die Mittel zu kennen, mit denen man die als fürchtlos bewunderten Gauner vor den Verfolgern warnt. Das erwähnte Wort „tschurn“ stammt aus der Zigeunersprache; es wird durch die scherzhafte Trilogie „auf dem Tschurntschoberteiler arbeiten“ in allen Wörterbüchern verbessert. Der wandernde Zigeuner kennt den Begriff „stehlen“ nicht, er „teilt“; *tschobern* dürfte wie „Schab“ zu hebräisch *schabab*, Anteil, gehören.

⁷⁾ M. Gottschald, Deutsche Namenkunde. 1932, S. 30.

⁸⁾ Ebd. S. 50.

⁹⁾ A. Socin, Mittelhochdeutsches Namenbuch. 1903, S. 46.

Schließlich scheint noch die fröhliche Sicherheit der Wiener Kinder bei der Reimspielerei ein Vätererbe zu sein. Was die Gelehrten so lange nicht wußten, den Kindern war es selbstverständlich, daß es auf die Hebungen ankommt. In der ersten Zeile einer Zählung der Versfüße fehlen die Senkungen ganz:

„Eins, zwei, drei,
picka packa nei,
picka packa Häwanstroh,
liegna n vier z e h n Kinder do.“

Es handelt sich tatsächlich um vierzehn Versfüße.

Der Männerschmuck einer niederösterreichischen Arbeitergruppe

Von Rudolf A. Hrandek

Angeregt durch die Arbeit von Leopold Schmidt über den Männerohrring, nahm ich die sich mir bietende Gelegenheit wahr, eine Befragung durchzuführen¹⁾. In Wien-Liesing war es mir möglich, die ganze Belegschaft der Gießerei-Abteilung systematisch abzufragen, da ich vorübergehend aus beruflichen Gründen hier zu tun hatte. Der Betrieb selbst beschäftigt 432 Arbeiter, vorwiegend angelernte Hilfsarbeiter aus der nächsten Umgebung. Der Anteil der in der Gießerei beschäftigten 60 Arbeiter gibt aber ein Bild, das ungefähr der gesamten Belegschaft entspricht.

Die Gießerei selbst ist ein Dreischichtenbetrieb und beschäftigt 3 mal 20 Arbeiter der verschiedensten Altersstufen, aus der näheren Umgebung. Wenn der nächste Ort, Neu-Erlaa, nicht aufscheint, so ist dies dadurch bedingt, daß die Hilfsarbeiter dieses Ortes im Orte selbst genug Arbeitsmöglichkeit haben, also nicht zum Einzugsgebiet des untersuchten Betriebes gehören.

Im Fabriksbad sind mir vor allem die vielen jüngeren Männer aufgefallen, die Halsketten und Armbänder tragen, daß ich sie mit ihren Schmuckstücken und den Ursachen des Tragens festhalten mußte. Die Gewährsleute habe ich ortsweise zusammengestellt und ausgefragt. Da vielen eine Namensangabe unerwünscht ist, blieb ich bei einer fortlaufenden Nummer mit allen weiteren Erklärungen.

Wohnort Kaltenleutgeben:

1. 32 Jahre, stammt aus Liesing, Sohn von 11. Kein erlernter Beruf. Trägt eine silberne Halskette mit emailliertem Kleeblatt seit seinem ersten Schultag bis heute. Bekam es von seiner Mutter, damit ihm auf dem Schulwege nichts zustoße²⁾.
2. 52 Jahre alt, stammt aus dem Ort, aus einer kinderreichen Kleinhäuslerfamilie. Er bezeichnet sich als Steinarbeiter, da er in den Steinbrüchen und Kalkbrennereien beschäftigt war. Er trägt einen goldenen Ohrring im linken Ohr. Seit 1916 bis heute. Wie mir der Gewährsmann erzählte, hat ihm der „Kräuterhans“, ein Kräuter-

¹⁾ Vgl. Leopold Schmidt, Der Männerohrring im Volksschmuck und Volksglauben, mit besonderer Berücksichtigung Österreichs (= Österreichische Volkskultur, Bd. 3), Wien 1947. Außerdem fühle ich mich Herrn Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt gegenüber verpflichtet, und trage damit mein Scherflein, wenn auch als Nachtrag zum „Männerohrring“ bei, da der mir seinerzeit übergebene Fragebogen (Umfrage über das Tragen von Männerarmbändern) keinerlei Ergebnisse meinerseits einbrachte.

²⁾ Die Frau stammt aus einer deutschen Familie aus Neusatz (Novisad im heutigen Jugoslawien).

und Wurzelsammler des Ortes, dazu geraten, „zur Schärfung des Blickes“. Nach seinen Erzählungen aber aus seiner Jugendzeit habe ich ihn in Verdacht, daß er den Ohrring trug, um besser wildern zu können, da ihm „ein schärferes Gschau“ mehr Sicherheit bot.

3. 47 Jahre alt, stammt aus dem Ort, ohne Beruf, wird von seinen Kameraden wegen seiner dunklen Hornbrille „Katechet“ gerufen. Trägt nichts, doch sind ihm zwei alte Leute als „Flinslertrager“ bekannt.
4. 43 Jahre alt, stammt aus dem Ort, gelernter Tischler, trägt nichts.

Kalksburg:

5. 27 Jahre alt, stammt aus dem Ort. Keinen Beruf erlernt. Trägt eine goldene Halskette mit einem Schutzengel seit seiner Einrückung 1943, Er bekam die Kette von seinem Mädlel (heute seine Frau) zum Abschied).
6. 22 Jahre, stammt aus dem Ort. Ohne erlernten Beruf, trägt nichts.

Rodaun:

7. 53. Jahre. Stammt aus dem Ort. Erlernter Beruf: Schuster. Trug seit seiner Freisprechung bis zum Jahre 1954 einen goldenen Ring im linken Ohr. „Warum i des tragn hab? Earschts. amol wegn d'schlechn Augn. Dann hats do a den Gspan zeigt, daß i ka Bua mehr bin. Na und bei d'Mentscha blitzt ma a net o, wann ma so was tragt.“
8. 54 Jahre. Kein erlernter Beruf, stammt aus dem Ort. Trägt nichts.
9. 58 Jahre. Aus dem Ort, gelernter Dreher. Trägt nichts.
10. 60 Jahre. Stammt aus dem Ort. Gelernter Gießer. Trägt nichts.

Liesing:

11. 58 Jahre. Stammt aus dem Ort. Deichgräber. Trägt nichts.
12. 59 Jahre alt, stammt aus dem Ort. Deichgräber. Trug seit dem ersten Weltkrieg bis 1945 einen Ring im linken Ohr. Er legte ihn bei den Kämpfen ab. Er selbst sagte mir „da habn ma zeign wolln, daß mir wer san, net so notige Hund. — 's soll a so gegen allerhand helfn, was am schlechts anflagn kann — sunst tät ma 's net tragn.“
13. 26 Jahre, stammt aus dem Ort (?), kein erlernter Beruf, wird wegen seines Aussehens „Zigeuner“ genannt. Trug von 1943 bis 1945 einen Ring im linken Ohr. Da der Ohrring zu auffallend war, ersetzte er ihn durch eine goldene Halskette mit einem goldenen Kleeblatt. Er bekam den Ohrring beim Einrücken durch einen Alten des Ortes mit einem Spruch, den er dreimal beim Durchstechen sagen mußte, die Weitergabe hebt aber die Wirkung auf. Er soll gegen allerlei Kopfleiden schützen und „a scharfs Gschau“ gewährleisten. Dieser Spruch dürfte ein Vierzeiler sein, weil er sich nach Aussage eines Freundes „zweimal reimt“. Außerdem trägt er ein goldenes Armketterl, damit ihm kein Mädlel widerstehen kann und er auch nicht versagt.
14. 56 Jahre alt, Sattler, stammt aus dem Ort. Trägt selbst nichts, auch ist ihm nie ein Schmuckträger (Ohrring) aufgefallen.
15. 54 Jahre alt. Stammt aus dem Ort. War früher Deichgräber und Kabskutscher. Trug vom 1. Weltkrieg bis 1945 einen Ring im linken Ohr. Hat ihn dann gegen Lebensmittel eingetauscht. Er sagte mir: 's is wegn die Augn, das hat mir mei Vater immer gsagt, des muaß i habn, wia i mitn Kabs anfangt hab, daß i wer bin und daß mir nix gschicht, daß i ka Maleer dabei hab... Den Ring wann man'n durchs

Ohr gibt, soll ma vorher dreimal durchblasn und dann erst auffigebn lassn, dann hilft er wirkli gegnan Star und gegn schlechts Schaubn“.

16. 28 Jahre, aus dem Ort, Buchhalter. Trägt ein silbernes Kleeblatt mit silberner Kette. Warum, war nicht herauszubringen.
17. 24 Jahre alt, aus dem Ort, nichts erlernt. Trägt nichts.
18. 59 Jahre alt, aus dem Ort, erlernte die Schlosserei. Er trug seit dem 1. Weltkrieg bis 1945 ein Schräufel im linken Ohr. Er wird es aber wieder nehmen, denn seit er es nicht mehr trägt, sieht er bedeutend schlechter. Er war im ersten Weltkrieg bei den Sachsen- dragonern eingerückt und trug es seither. Um 1925 war er außerdem Kabskutscher.
19. 40 Jahre alt. Aus dem Ort. Ohne Beruf. Trägt ein silbernes Ketterl mit Herz. Bekam es am Anfang der Brautzeit von seiner jetzigen Frau.
20. 37 Jahre, aus dem Ort. Trägt silbernes Ketterl mit Herz. Er bekam es von seiner jetzigen Frau, als er das erstmal mit ihr ausging.
21. 48 Jahre alt, aus dem Ort, gelernter Maurer. Trägt nichts.
22. 46 Jahre, aus dem Ort, Schlosser. Trägt nichts.

Perchtoldsdorf:

23. 35 Jahre alt, stammt aus Ried im Innkreis. Friseur, trägt eine goldene Halskette mit Glücksstern. Er bekam es im Jahre 1938 von seinem Mädal, damit er nicht untreu werde. Wie er aber erzählte, „hats net vül gnutzt. D' Französinnen kennen si da besser aus.“
24. 39 Jahre, aus dem Ort. Hutmachergehilfe. Trägt nichts.
25. 26 Jahre alt, aus dem Ort. Sehr stark kurzsichtig, wird als „Vieraugerter“ bezeichnet, kein erlernter Beruf. Trägt eine goldene Halskette mit Schutzengel und Glücksstern seit dem 18. Lebensjahr, „damit seine Augen besser werd“.
26. 32 Jahre alt, stammt aus Liesing, ohne Beruf. Trägt eine silberne Halskette mit silbernem Herz. Darauf die Inschrift „Ewig Dein“. Er bekam es von seinem Mädal „wiar is drankriagt hab!“
27. 37 Jahre, stammt aus dem Ort. Installateur. Trägt nichts.

Mauer:

28. 27 Jahre alt, stammt aus dem Banat, Volksdeutscher. Kein erlernter Beruf. Trägt eine goldene Kette mit alter Madonna (?) und Stern. Auf die Frage, warum er das trüge, sagt er „gegen den bösen Blick“. Trägt es seit seinem 14. Lebensjahr (siehe Zeichnung).
29. 37 Jahre alt, aus dem Ort, Mälzer. Trägt silbernes Ketterl mit Herz, bekam es von seinem Mädal.
30. 36 Jahre alt, stammt aus Liesing. Installateur. Trägt nichts.

Atzgersdorf:

31. 35 Jahre alt. Wien. Stammt aus einer kinderreichen Familie (16 Kinder), ohne erlernten Beruf. Er trägt ein silbernes Halsketterl mit Herz. Er bekam es von seiner Frau, als sie sich kennen lernten. Der Vater des Gewährsmannes, Treitl Franz, trägt heute noch sein „Schräufel“ im linken Ohr. Er ist heute 54 Jahre alt und trägt es seit dem 30. Lebensjahr. Er ließ es sich damals als Zeichen seines Berufes, „Kabskutscher“ geben. Zum Kabskutscher gehörte das „Schräufel“ und eine eigene Gangart: breitspurig und etwas vorgeneigt, die rechte Schulter vorgeschoben. Wie sich während des Gespräches ergab, unterscheidet sich dieser Gang nur durch die

- Schulterhaltung von der den Schustern eigentümlichen Gangart.
32. 33 Jahre, aus dem Ort. Trägt silberne Halskette mit Herz. Bekam sie von seinem Mädél.
 33. 20 Jahre, aus dem Ort. Trägt silbernes Ketterl mit Herz. Von seinem Mädél.
 34. 30 Jahre, stammt aus dem Ort, Glaserei erlernt. Trägt silbernes Ketterl mit Herz. Bekam es von seiner ersten Frau.
 35. 21 Jahre alt, aus dem Ort, ohne erlernten Beruf. Trägt goldene Halskette mit Schutzengel und Glückstern. Der Schutzengel bewahrt vor bösen Einflüssen. Bekam es von seinem Mädél.
 36. 29 Jahre alt, aus dem Ort. Trägt goldenes Ketterl mit Glückstern. Er bekam es von seinem Mädél. Außerdem trägt er ein Armketterl. Es ist ein goldenes Bettelarmband mit den verschiedensten Anhängern. Wie der Träger stolz erklärt, ließ er sich von jedem Mädél, das er gehabt hat, einen Anhänger auswählen.
 37. 26 Jahre alt. Trägt silbernes Ketterl mit Herz. Von seinem Mädél.
 38. 28 Jahre alt, stammt aus dem Ort, ohne erlernten Beruf. Trägt goldene Kette mit Herz. Von seinem Mädél.

Siebenhirten.

39. 29 Jahre alt, stammt aus dem Ort, Tischler. Trägt nichts.
40. 35 Jahre alt, aus dem Ort, nichts erlernt. Trägt Bettelarmband, damit ihm kein Mädél widerstehen kann. Jedes Mädél mußte ihm einen Anhänger schenken, am besten, von ihrem Bettelarmband abnehmen, damit ihm das Mädél treu blieb. Er selbst ist ein ortsbekannter Messerheld. Der Vater war Kabskutscher, trug einen Ohring links. Er hatte auch den Kabskutschergang.
41. 46 Jahre alt, aus dem Ort, Dreher. Trägt nichts.
42. 23 Jahre alt, aus dem Ort, Mechaniker. Trägt nichts.
43. 27 Jahre alt, aus dem Ort, nichts erlernt. Trägt nichts.
44. 36 Jahre alt, aus Liesing. Trägt nichts.

Brunn am Gebirge:

45. 24 Jahre, aus dem Ort, Vater aus Slovenien, nichts erlernt. Trägt ein silbernes Ketterl mit Herz. Bekam es von seinem Mädél.

Wiener Neudorf:

46. 20 Jahr, aus Vösendorf³⁾, ohne Beruf. Trägt silbernes Ketterl mit Herz. Er bekam es von seinem Mädél. Er erklärte mir: „Das Herz macht mich gefeit gegen andere Mädchen, aber es muß aus Silber sein und innerhalb dreier Tage nach dem ersten Beisammensein geschenkt werden.“
47. 19 Jahre, aus Vösendorf, ohne Beruf. Trägt goldene Kette mit Stern. Bekam es von seinem Mädél. Der Stern schützt vor Krankheiten, wenn er aus Gold ist.

Oberlaa:

48. 22 Jahre alt, aus dem Ort. Trägt silberne Kette mit Herz. Er wollte nicht sagen, warum er dies trage. Sein Freund (39)⁴⁾ sagte mir aber, er hätte es von seinem Mädél bekommen, und wolle nicht darüber sprechen, damit ihm das Mädél nicht untreu werde.

³⁾ Die beiden Brüder 46 und 47 werden von den alten Liesingern als „Krowoten“ bezeichnet.

⁴⁾ Die Klammerzahlen bedeuten die Gewährleute aus meiner Befragung.

Leesdorf:

- 49. 26 Jahre alt, aus dem Ort. Maurer. Trägt nichts.
- 50. 28 Jahre, aus Vöslau. Ohne Beruf. Trägt silbernes Ketterl mit Herz. Bekam es von seinem Mädal aus Mödling. In der Badener Gegend ist dieser Brauch weniger üblich, erklärte er.

Mödling:

- 51. 42 Jahre alt, aus dem Ort, Buchhalter. Trägt nichts.
- 52. 41 Jahre, aus dem Ort, Schlosser und Monteur. Silberne Kette mit Herz. Bekam es von seiner Frau am Beginn der Verlobungszeit.
- 53. 40 Jahre alt, aus Wien. Ohne Beruf, trägt nichts.
- 54. 56 Jahre alt, aus dem Ort, Maurer, trägt nichts.
- 55. 29 Jahre, aus dem Ort, trägt nichts.

Hetzendorf:

- 56. 29 Jahre, aus Brünn, silberne Kette mit goldenem Herz. Es heißt, das goldene Herz habe keine Wirkung, nur ein Silbernes. Um es nur als Andenken und nicht als Aberglauben zu werten, trägt er ein goldenes Herz.
- 57. 39 Jahre, aus dem Ort. Nichts gelernt. Trägt nichts.
- 58. 42 Jahre alt. Aus dem Ort. Beruf (? , scheint etwas gelernt zu haben, mag es nicht sagen).

Wien.

- 59. 29 Jahre alt, aus Griechenland. Trägt eine goldene Kette mit Stern. Trägt es gegen den bösen Blick.
- 60. 35 Jahre, aus Rumänien. Goldene Kette mit Schutzengel und silbernes Herz. Trägt Kette und Schutzengel gegen den bösen Blick. Das silberne Herz bekam er von seinem Mädal in Wien.

Während der Gespräche bekam ich noch von vielen anderen Ohrring- und Flinslerträgern zu hören. So soll in den Orten, wo die Fuhrwerker daheim sind, es noch mehrere alte Leute mit Flinslerl und Schräuferl geben. Es wurden mir folgende Zahlen genannt:

Oberlaa (48)	. . . . .	5
Siebenhirten (31, 11, 12)	. . . . .	6
Liesing (11, 12, 14, 31)	. . . . .	5
Vösendorf (11)	. . . . .	4
Hennersdorf (11, 12)	. . . . .	2
Wr. Neudorf (11)	. . . . .	2

Es besteht aber keine Möglichkeit, diese Zahlen zu überprüfen, denn es sind Personen aus dem Bekanntenkreis der Gewährsleute. Umgekehrt gibt es aber auch Leute, denen das Flinslerl unbekannt ist (9, 10, 4).

Diese Abfragung im Dezember 1952 ergab unter 60 Gewährsleuten 34 Schmuckträger, davon: Ohrring (Flinslerl) 4, Schräuferl 1, Halskette mit Kleeblatt 3, Halskette mit Schutzengel 5, Halskette mit Herzerl 16, Halskette mit Stern 4, Armketterl, Brasselettl oder Bettelarmband 3. Immerhin eine ganz erhebliche Anzahl.

Soweit wir die heutigen Schmuckträger betrachten und fragen können, hat kein einziger den Ohrring seit seiner Kindheit, sondern immer um das 20. Lebensjahr bekommen⁵⁾. Wir können aber eine doppelte Bedeutung des Ohrringes und Schräuferls feststellen. Einmal

⁵⁾ Vgl. Schmidt, Der Männerohrring, S. 74.

ist es gegen Augenleiden, das andere Mal ein Zeichen eines bestimmten Berufsstandes, eben der Kabskutscher.

Wir haben es hier mit einem mehrfachen Bedeutungswandel zu tun. In dem Roman „Ben Hur“ von Lewis Wallace wird mit einem Pfriem die Durchbohrung des Ohrläppchens geschildert und der Durchbohrte dadurch zum Leibeigenen⁶⁾. Was ist näherliegend, als daß der Freigelassene sein durchbohrtes Ohr schmückt und dadurch ausdrückt, daß er nicht mehr ein Leibeigener ist. Das spontane Auftreten des Ohrringes zur Zeit der französischen Revolution dürfte in diesem Sinn als Zeichen der errungenen Freiheit zu werten sein⁷⁾. Der Ohrring gegen Augenleiden wird mehrfach erwähnt, doch ist dabei zu bedenken, daß gegen Augenleiden auch Schnupftabak wirkt⁸⁾. Daß aber auch das Rauchen gegen Augenleiden gut sei, sagt das Tabakraucherlied⁹⁾. Es scheint, als ob das Fremde den Blick schärfen würde, so auch der Ohrring, der aus dem Süden kommt und etwas Fremdes unterstreicht. Alles Fremde wird mit Ohrringen versehen, Seeräuber, Mulatten. In Schweden werden die Trolle allgemein mit Ohrringen dargestellt. In einer Spielwarenhandlung wurden vor Weihnachten kleine Krampusfiguren mit Ohrringen ausgestellt. Eine Rückfrage beim Hersteller ergab, daß der Ohrring das Wilde betone, wie ja auch manche Masken in den Alpenländern durch einen Ohrschmuck die Wildheit unterstreichen¹⁰⁾. Als jüngstes Stadium zeigt mein Gewährsmann 13 den Übergang der Bedeutung auf die Halskette. Wenn auch dieser Fall vereinzelt dasteht, verdient er doch Beachtung.

Die Halskette mit dem silbernen Herzen ist einmal ein Liebeszauber, ein andermal wieder ein Talisman. Es bliebe zu untersuchen, ob der gleiche Brauch weiter verbreitet oder nur hier örtlich beschränkt zu finden ist. Interessant ist ferner die Feststellung, daß aus dem Südosten die Bedeutung der Halskette gegen den bösen Blick auf unser Gebiet übergreift.

Gewährsmann 28 hat einen als Madonna bezeichneten Anhänger, der mir aufgefallen ist. Es ist ein dünnes, abgeschabtes Blechplättchen, Durchmesser 11,5 mm, ohne besonderen Rand. Diesen Anhänger bekam seine Mutter von einer alten Zigeunerin, damit sie leichter gebären könne. Nun ist mir aber die eigenartige Stellung der Augen dieser Figur aufgefallen, so daß ich die Darstellung nicht als Madonna, sondern als Kröte bezeichnen möchte¹¹⁾. Das würde also zu den Krötenamuletten passen, die für leichte Geburt getragen werden.

⁶⁾ Esthers Vater Simonides. Ob es im alten Rom so üblich war, wie ich hier annehme, wäre zu untersuchen; dies ist mir aber aus Zeitmangel nicht möglich.

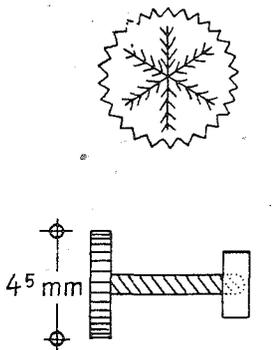
⁷⁾ Schmidt, Der Männerohrring, S. 34 ff.

⁸⁾ Im Lainzer Versorgungshaus erfragt.

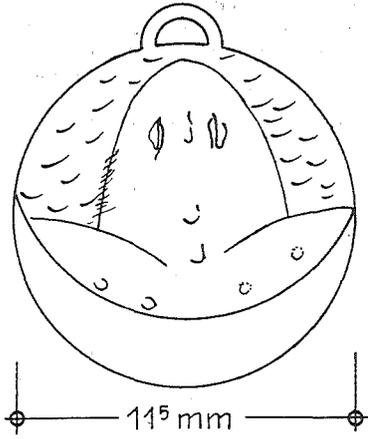
⁹⁾ „Manicher tat es gern laugna, er sagt, er racht nur wegn die Augna . . .“ (Rudolf Preiß, Unsere Lieder. Leipzig 1912, S. 222 f.)

¹⁰⁾ Freundliche Mitteilungen des Herrn Helmuth Kraus, dem ich dafür zu Dank verpflichtet bin.

¹¹⁾ Vgl. Karl Spieß, Die Kröte ein Bild der Gebärmutter (Mitra Bd. I, 1914, S. 208 f.); derselbe, Die Krötenfrau (Germanenerbe. Monatsschrift für deutsche Vorgeschichte, Bd. V, 1940, S. 115 ff.); derselbe, Das Krötenmotiv im Zettler Kreis (Waldviertler Heimat, Beilage zur Donauwacht, Krens, 2. Februar 1944, S. 9 ff.).



SCHRÄUFERL
ZU 18



MADONNA (?) ZU 28

Nachtrag

Es wäre aber unangebracht, sich bei dieser Befragung nur auf den Metallschmuck zu beschränken, wenn die Tätowierungen der einzelnen Gewährleute genau so ins Auge springend sind. Außerdem geben sie mehrere Anknüpfungspunkte bei der Befragung selbst und ermöglichen dadurch, daß die Gewährleute mehr aus sich herausgehen.

Im folgenden sind die laufenden Nummern der Gewährleute einfach übernommen und nur die Tätowierungen herausgegriffen.

1. Am rechten Unterarm ein Herz, ca. 3 cm groß, mit den Initialen EB seiner Frau. Während seiner Ausbildungszeit beim Militär gemacht.
6. Am linken Unterarm Askulapnatter mit Schüssel, ebenfalls während der Militärzeit gemacht worden, da er bei der Sanität war.
8. Rechter Unterarm: Frauenkopf, ca. 7 cm groß, hat es ebenfalls während seiner Rekrutenzeit im 1. Weltkrieg bekommen.
12. Auf der Brust ein Segelschiff, ca. 30 cm breit und 25 cm hoch. Linker Unterarm: ein Frauenkopf, ca. 8 cm hoch. Linker Oberarm: Frauenakt. Rücken: Frauenkopf hell, ein Frauenkopf dunkel, eine Schlange, die sich S-förmig über den Rücken zieht, den Kopf bei der Mitte des linken Schulterblattes (ca. 6 cm groß), außerdem ein liegender obszöner Frauenakt. Rechter Unterarm: Frauentorso. Rechter Oberarm: Herz mit Pfeil. Dazwischen ein Rankenwerk. — Vom Gürtel bis zum Hals ist kein Stück der Haut nicht tätowiert.
15. Trägt auf der Brust eine „Schinakelfrau“, wie er sie bezeichnete. Einen Frauenkopf aus einer liegenden Mondsichel ragend (ca. 18 cm breit und 15 cm hoch). Auf dem rechten Unterarm: zwei Herzen mit einer Gliederkette verbunden. In Mödling 1914 tätowiert worden.
23. Trägt auf der Brust eine „Frau im Mond“, ebenfalls nach links schauend wie bei 15 und sehr ähnlich, daß man auf den gleichen

Urheber schließen könnte, wenn nicht der Gewährsmann erzählte, daß er sich in Frankreich im Jahre 1943 tätowieren ließ.

29. Auf dem rechten Oberarm: Frauenakt, auf einem Bierfaß reitend.
32. Rechter Oberarm: ein Frauenkopf. Rechter Unterarm: Herz mit Initialen MM.
35. Rechter Oberarm: Frauenkopf.
37. Linker Unterarm: Herz mit Pfeil.
41. Linker Unterarm: Herz mit zwei verschlungenen Ringen.
53. Trägt auf der Brust ebenfalls eine „Schinakelfrau“.
60. Auf dem rechten Unterarm ein Herz mit einer Blume (Rose), umrankt von zwei Nelken. Hat es sich während des Krieges in Bulgarien machen lassen.

Es liegt der Gedanke nahe, daß man beim Anblick der Tätowierungen nach den Menschen fragt, welche diese durchführen. Dieses ungeheuer schwierige Nachforschen führte zu einigen bekannten „Tätowierern“. Ein Wiener lebte in Erdberg und ist während des 2. Weltkrieges verstorben, der zweite lebt noch in Mödling und hat einige Schulhefte voll mit Vorlagen für seine Tätowierungen. Ein dritter ist in der Gegend um Wiener-Neustadt oder Ebenfurt zu finden. Eine direkte Frage kann zu Komplikationen führen, denn es ist die Meinung verbreitet, daß sowohl das Anfertigen wie das Anfertigen lassen verboten und strafbar sei. Es ist also ein persönlicher Mut und gewissermaßen ein „der Behörde gegenüber ein Schnippen schlagen“. Wie mir erzählt wurde, lassen sich seit neuestem auch Mädchen tätowieren, doch dürfte diese Mode einen erotischen Einschlag haben.

Bemerkenswert ist die „Schinakelfrau“. Nach den Trägern stellt sie die Unerreichbare dar, jene Frau, die alle Wünsche abschlägt und doch der Traum der Männer sei. Durch das Tätowieren aber sei sie an den Träger gebunden und ihm früher oder später verfallen. Auch Gewährsmann 23 berichtet ähnliches über die „Frau im Mond“. Seine Eindrücke aus Frankreich formulierte er folgendermaßen: „Das is a Frau, die kannst nur amol habn und dann is aus. 's kann dei Tod sei, wannst d' mehr willst!“ Er erzählte eine Geschichte von einer blonden Frau, die einen ganzen Monat von einem Jäger verfolgt wurde. Sie konnte sich ihm jedesmal entwinden, nur einmal gelang es ihm, sie auf eine weit ins Meer vorspringende Landzunge zu treiben, wo er sein Ziel erreichte und darauf in tiefen Schlaf verfiel. Als er erwachte, war er allein. Doch er war der Frau so verfallen, daß er ungestüm nach ihr suchte. Wieder gelang es ihm, sie auf die gleiche Landzunge zu drängen, als er nach ihr greifen wollte, war auf einmal ein Boot da und sie entschwand. Am andern Tag aber fand man den Jäger tot auf. Seine Brust zeigte ein blaues Mal, das Abbild der Frau im Boot.

Auffällig ist die Parallele zu einem Motiv in der Kunst: Die Madonna auf der Mondsichel, wie sie gerade in unserem Raum nicht selten zu finden ist. Die Madonna auf der Mondsichel aber wird in Frankreich an einem Feiertag der Zigeuner von diesen in feierlichem Zuge zum Meeresufer getragen und dort einmal ins Meer getaucht.

Gewährsmann 60 wieder zeigt mit der Rose und den Nelken reine Volkskunstmotive. In zahlreichen Volksliedern, Erzählungen und Märchen finden wir die Gleichsetzung des Mädchens mit der Rose, das Mädchen wird in eine Rose verwandelt. Der Bursche aber in eine Nelke. Seine Tätowierung zeigt also zwei Burschen, die um ein Mädchen werben, in symbolischer Darstellung.

Die Vierjahreszeitenspiele

Von Werner Lynge

Die Vierjahreszeitenspiele — oder gab es im deutschen Brauchtum nur eines? Wir wissen es nicht, — sind in ihrem Ausschließlichkeitsverhältnis und den gleichen Aufführungszeiten, nämlich dem Vorfrühling und Winterende, Ersatz, Ableger und vielleicht auch Erweiterungen der Sommer- und Winterspiele. Das Merkwürdigste an ihnen ist ihre geringe Verbreitung, eigentlich nur das innere Salzkammergut und vielleicht auch, da nur vom Hörensagen überliefert, das Gebiet des ehemals selbständigen Stiftes Mondsee. Aber selbst dort sind sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts anscheinend dem Fremdenverkehr erlegen, obwohl sich gerade trotz des letzteren in diesem Landstrich mehr als anderswo Tracht und Brauchtum erhalten haben. Dies deutet kaum auf etwas Althergebrachtes, durch Sitte, Fruchtbarkeitsglauben oder ähnlich Geheiligtes, eher auf ein gewöhnliches Schauspiel hin, wie es etwa das ungefähr gleichzeitig verschwundene Spiel von den vier Landständen gewesen ist. Leider gelangte keines dieser Spiele zur Aufzeichnung und trotz eifrigen Suchens fand sich bisher kein altes Rollenheft, sodaß wir über ihren Inhalt infolge der kurzen und oberflächlichen Beschreibungen nur sehr dürftig unterrichtet sind. Von den sie allseitig umgebenden und sie lange, meistens bis heute, überlebenden Sommer- und Winterspielen scheinen sie sich kaum wesentlich unterschieden zu haben. Denn darin sind sich alle der wenigen Berichte einig, daß der Winter von den übrigen Jahreszeiten nach deren längerem Eigenlobe schließlich zu Boden geworfen wurde¹⁾.

Alle Versuche, das Vierjahreszeitenspiel auch außerhalb des Salzkammergutes nachzuweisen, müssen als gescheitert angesehen werden. Nichts deutet darauf hin, daß die in bayrischen Klosterrechnungen des 17. Jahrhunderts erwähnten vier Sommer- und Winterspieler tatsächlich ein solches Spiel aufgeführt hätten²⁾. Eher fungierten die beiden Überzähligen als Chor oder als „Vorläufer“, wie es noch kürzlich im Ennstal der Fall war³⁾. Das einzig erhaltene, aus bäuerlichen Kreisen herrührende Vierjahreszeitenspiel stammt zwar aus Tittmoning, dicht

¹⁾ Johann Steiner, Der Reisegefährte durch die österreichische Schweiz oder das ob der ennsische Salzkammergut. Linz 1820, S. 55. — Franz Wirer, Ischl und seine Heilanstalten. Wien 1842, S. 41. — Dr. Heinrich Prochaska, Geschichte des Badeortes Ischl 1823—1923. Linz 1924, S. 28.

²⁾ Hans Moser, Zur Geschichte des Sommer- und Winterkampfspiels. (Bayerischer Heimatschutz, München XXVII [1933], S. 33 ff.) — Werner Lynge, Zur süddeutschen Spielart des Sommer- und Winterspiels. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, XLII [1937], S. 7.)

³⁾ J. R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark. Wien 1915, Bd. I, S. 119.

westlich des fraglichen Gebietes, dessen Umgebung aber nicht nur selbst seit jeher eine der Hochburgen des Sommer- und Winterspieles war, sondern noch jetzt seine Spieler weitem, ja bis in das nunmehr spielleere Salzkammergut ⁴⁾, entsendet. Aber seine Handlung zeigt keinerlei Ähnlichkeit mit der berichteten und erweist sich als das eigene Zeugnis eines gewissen Joly, der ein Leben lang als Regisseur bei Volksschauspielen mitwirkte, solche auch selbst verfaßte und 1823 in Tittmoning verstarb ⁵⁾.

Im Bändertod des Saazer Ländchens vermeinte man einst eine weitere Abart oder den Rest eines Vierjahreszeitenspieles entdeckt zu haben ⁶⁾. So sollten das Königstöchterlein eigentlich der Frühling, die teils als Prologsprecher oder Gabensammler entsprechend den Pfälzer Terminanten ⁷⁾, teils als Mithandelnde verwendeten Diener oder Engel der Sommer und der Herbst, der Tod jedoch der Winter gewesen sein. Zwar sind aus dem kleinen Kreise mehrere Texte und Spielbeschreibungen erhalten ⁸⁾, aber nichts deutet darauf hin, die auftretenden Gestalten hätten jemals etwas anderes bedeutet als sie selbst sagen. Über den König oder dessen Stellvertreter beim Niederstechen des Todes, den Ritter, schweigt diese Deutelei. Es gibt auch andere Annahmen, darunter religiöse ⁹⁾, aber die verbreitetste ist doch die erstgenannte. Sie taucht zuerst bei Frh. von Reinsberg-Düringsfeld auf ¹⁰⁾, entstammt also einer Zeit, in der man unter dem Einfluß der romantischen Mythologieauffassung fast in jeder Kampfhandlung einen Rest des als uralt angenommenen Streites des Sommers mit dem Winter vermutete. Selbst in neueren Werken wirkt sie aber immer noch weiterhin nach ¹¹⁾.

Daß sich das Vierjahreszeitenspiel nur derart vereinzelt und bedeutungslos im Volke vorfindet, hat wohl seinen Grund darin, daß ganz im Gegensatz zu dem oft behandelten Sommer- und Winterstreit seit jeher Kunst und Literatur nur Einzeldarstellungen aller vier Jahreszeiten kannten, sich deshalb über ihr gegenseitiges Verhältnis noch keine eingefahrene und anerkannte Tradition ausbilden konnte. Als daher am

⁴⁾ Frau Walpurga Lackner stellte 1927 fest, daß die damals nach Bad Ischl gekommenen Sommer- und Winterspieler der Korbflechter Georg Pilsz und sein Kamerad aus Oberndorf am Inn waren.

⁵⁾ August Hartmann, Volksschauspiele in Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt. Leipzig 1880, S. 182.

⁶⁾ R. Reichardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch. Jena 1914, S. 85.

⁷⁾ Richard Beitzl, Deutsche Volkskunde. Berlin 1936, S. 235.

⁸⁾ F. A. Schmalfuß, Die Deutschen in Böhmen. Prag 1851, S. 66. — Johann Mayer, Das Tuditengeh. (Mitteilungen der Gesellschaft für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. VII, Prag 1869, S. 46.) — E b e n d a, IX (1871), S. 277 und XXV (1887), S. 389. — In die beiden letzteren Bände konnte ich, da in Wien nicht vorhanden, keine Einsicht nehmen.

⁹⁾ Prof. Fr. Mach, Ein Volksspiel am Todtensonntag in der Saazer Gegend. (Mitteilungen der Gesellschaft für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. XXXVI [1898], S. 253.)

¹⁰⁾ O. Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. Leipzig 1863, S. 82.

¹¹⁾ Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur. Jena 1921, S. 122.

Beginne des 16. Jahrhunderts zuerst solche Stücke auftauchten, blieben sie eigenwillige, der Hochkultur angehörige Schöpfungen mit gewiß keinerlei innerem Zusammenhang, nicht einmal einem nennenswerten mit den doch überall zu findenden Sommer- und Winterspielen, ganz abgesehen von den sprachlichen und sonstigen Schranken.

Das Älteste, das *Auto dos quatro tempos* des Gil Vicente (1507)¹²⁾, wahr zwar in seinem Schiedsrichter Jupiter noch den Zusammenhang mit der mittelalterlichen Streitgedichtform, ist aber in seinem Inhalt durch humanistische und religiöse Vorbehalte weithin bestimmt. Begreiflich, da Manuel II., vor dem das Spiel am Weihnachtsmorgen in Lissabon uraufgeführt wurde, die Inquisition nach Portugal gebracht hatte. Immerhin enthält es mehrere Stellen, die bereits in den lateinischen Sommer- und Winterstreiten des 12. Jahrhunderts vorkamen.

Ganz anders das zweite und bisher einzige noch im Abendlande gefundene Spiel des 16. Jahrhunderts, das „*Sumer's last will and testament*“ des Thomas Nash (1592)¹³⁾, eine Komödie, veranlaßt durch die damalige Sommerdürre und den Ausbruch der Pest in London. Der Sommer fühlt aus vorerwähnten Gründen sein Ende herannahen, nimmt die Rechenschaftsberichte seiner Vasallen, worunter sich auch der Frühling befindet, entgegen, setzt den Herbst zu seinem Nachfolger ein, nicht ohne wegen der aufgedeckten Mißwirtschaft noch vorher den Winter als Kurator zu bestellen. Es ist also keinerlei Ähnlichkeit mit den Sommer- und Winterspielen mehr feststellbar, obwohl bei dem zwischen Herbst und Winter dieser Bevormundung halber entstehenden Streite Elemente derselben vorkommen. Trotzdem haben L. Uhland¹⁴⁾ und nach ihm H. Jantzen¹⁵⁾ beide Spiele in ihre Zusammenstellungen aufgenommen. Scheinbar durch die Titel verführt, ohne den Inhalt zu kennen.

Wenn auch der eine der Mitspieler, der Herbst, nur in der Form des Herbststurmes und der Herbstkälte, als Unterführer des Winters, in Erscheinung tritt, wogegen aber der Sommer als Gastgeber beim Siegesmahle für den Weltoberer Frühling eine desto gewichtigere Rolle spielt, so könnte man doch im weitesten Sinne des Wortes die Erzählung vom Streite des Frühling mit dem Winter des A'li Nak'k'asch (nach 1500)¹⁶⁾ auch noch zu den Vierjahreszeitenspielen rechnen. Aber der reizende allegorische Roman dieses osmanischen Dichters, der nicht umsonst den Beinamen Lam'i, der Glänzende, führte¹⁷⁾, ist eben kein

¹²⁾ J. V. Barreto Feio et J. G. Monteiro, *Obras de Gil Vicente*. Hamburgo 1834, Bd. I, S. 76.

¹³⁾ *A Select Collection of Old Plays*. Ed. by Isaac Reeds, London 1825, IX, S. 13.

¹⁴⁾ Ludwig Uhland, *Abhandlungen zu den Volksliedern*. Gesammelte Schriften. Stuttgart 1866, Bd. III, S. 17.

¹⁵⁾ Heinrich Jantzen, *Der Streit zwischen Sommer und Winter in der Volkspoesie*. (Mitteilungen des schlesischen Vereins für Volkskunde, Bd. V [1890], S. 16.) — Derselbe, *Geschichte des deutschen Streitgedichts im Mittelalter*. Breslau 1896, 2, 5, S. 38 ff.

¹⁶⁾ Joseph Frh. v. Hammer-Purgstall, *Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit*. Pesth 1837, Bd. II, S. 29.

¹⁷⁾ Albrecht Krafft, *Die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der k. k. Orientalischen Akademie zu Wien*. Wien 1842, 50 No. CLVIII.

Spiel, kein Streitgespräch, sondern eine Erzählung die nicht Gründe darlegt, sondern in poetischer Weise deren Auswirkungen, die Rüstungen und Kampfhandlungen der beiden Gegner und ihrer Heere, schildert. Demzufolge scheidet sie selbst dann aus der Ahnenreihe der deutschen Vierjahreszeitenspiele, wenn man die Schwierigkeiten der damaligen Übermittlung vernachlässigen würde. Aus dem gleichen Grunde ist sie jedoch ebenso wenig eine späte Nachdichtung¹⁸⁾ des der klassischen arabischen Epoche angehörigen *Salwat al harif bi munazarat ar-Rabi wal Harif*¹⁹⁾, der das Werk eines Persers aus Isfahan vom Ende des 4. Jahrhunderts n. H. (10. Jahrhundert), als *munazarat*, d. i. Gegenrede oder poetische Disputation²⁰⁾, seinem Inhalt, seinen Streitelementen, seinen in ihm erwähnten Festtagen nach sehr wohl der Ursprung der Sommer- und Winterspieltexte, weniger der lateinischen des 12. Jahrhunderts, aber doch der *débats* ab dem 14. Jahrhundert und der jetzigen deutschen, aber auch der in ihren Vorstufen bereits im 13. Jahrhundert in der Schweiz auftauchenden Herbst- und Maispiele hätte sein können. Vielleicht ist solches noch am ehesten durch die gegenüber Europa so unterschiedlichen Auswirkungen der Jahreszeiten in dem steppenhaften, hochgelegenen Zentralpersien zu erklären. Sommer und Winter sind hier, wiewohl durch Hitze und Dürre, bzw. Kälte und Nässe, sehr voneinander verschieden, doch für den Menschen beide als erzwungene Ruhepausen gleichwertig, während Frühling und Herbst, zwar die angenehmsten Jahreszeiten, aber durch die Nachwirkungen der vorangegangenen trotzdem scharfe Gegensätze zeigen²¹⁾. So entspricht der Streit des Frühlings mit dem Herbst eigentlich unseren Sommer- und Winterspielen, enthält auch die meisten Streitelemente derselben, daneben aber auch die der Herbst- und Maispiele, wie den hier direkt ausgesprochenen Gegensatz zwischen ideeller und materieller Lebensanschauung.

Das Vierjahreszeitenspiel des Ferdinand Joly erweist sich deutlich als Eigenschöpfung gegenüber den Spielen des Salzkammergutes: einerseits durch die größere Anzahl der mitwirkenden Personen, andererseits durch das Vorgehen des Sommers und des Herbstes, bei wohlwollender Neutralität des Winters gegen den ob seine Überheblichkeit unbeliebten Frühling. Es ist kein Wechselgespräch, wie durchwegs bei allen Sommer- und Winterspielen, sondern ein richtiges Volksschauspiel, dem man ein barockes Vorbild anmerkt. Eine Grundlage oder bloße Aufzeichnung eines der Salzkammergütler Brauchspiele kann es des-

¹⁸⁾ Hermann Ethé, Über persische Tenzonen. Abhandlungen des 5. internationalen Orientalisten Kongresses in Berlin 1881. Berlin 1882, Teil II, 1. Hälfte.

¹⁹⁾ O(skar) R(escher), Exzerpte und Übersetzungen aus den Schriften des Philologen und Dogmatikers Gâhiz aus Bağra (150—250 H). Stuttgart 1931, Bd. I, S. 496. — Carl Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur. Weimar 1898, Bd. I, S. 153. Leyden 1937, 1. Supplementband, S. 225 und 246.

²⁰⁾ Hammer-Purgstall, a. a. O. Bd. II, S. 29. Die älteste erhaltene Niederschrift der Disputation des Frühlings mit dem Herbst, 'Asir Ef II 293, stammt von 441 H/1063.

²¹⁾ Wilhelm Sievers, Asien. Leipzig 1904, S. 211.

halb nicht gewesen sein, sofern man nicht annimmt, letztere seien auch erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstanden. Am ehesten war es eine freie Bearbeitung derselben.

Fraglich bleibt deshalb nach wie vor die Herkunft der Spiele des Salzkammergutes. Ohne jegliches Vorbild ist an eine selbständige Erfindung der Idee eines Kampfes der vier Jahreszeiten wohl kaum zu denken. Infolge der Beziehungen Österreichs zu Spanien im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation könnte allenfalls an ein Bekanntwerden des *Auto dos quatro tempos* in Betracht gezogen werden, wenn der Übermittler dem Beamten- oder geistlichen Stande angehörte, auf daß er erstens überhaupt Kenntnis davon erlangt haben und zweitens schon durch sein Ansehen eine derart vereinzelt weiterentwicklung der altüblichen Sommer- und Winterspiele hätte bewirken können. Dasselbe gilt aber ebenso für die *Carmina de mensibus* des Italieners Bonvesin de la Riva²²⁾, einem mittelalterlichen Streit der elf Monate gegen den Jänner. Gedenkt man des Einflusses, dessen sich sowohl zu jener Zeit als auch später im Barock Spanien und Italiener in Österreich und ganz besonders in dem der Krone direkt unterstellten Salzkammergut erfreuten, ferner der Absperrung, in der dieses aus merkantilistischen Gründen durch fast zwei Jahrhunderte gehalten wurde, so rückt eine derartige Sonderentwicklung immerhin in den Bereich des Möglichen.

Gelingt es auch in dem letzterwähnten Liede, dem Jänner vor Ausbruch des Kampfes die Gegner einzuschüchtern, so hätte es immerhin zumindest den Vorteil einer Handlungsähnlichkeit für sich. Und daß aus den zwölf Monaten die vier Jahreszeiten wurden, ist bei der Übertragung von Märchenmotiven schon öfters vorgekommen²³⁾. Schließlich brauchte zur Spielgestaltung ja kaum mehr als die Idee des Streites aller Jahreszeiten überliefert werden, denn Verse über das Lob derselben gab es in genügender Menge. Wie solche bereits Johannes Boemus in seinen „Die vier Jahreszeiten und ihre Bestrebungen“ verfaßte²⁴⁾. Die handgreifliche Besiegung des Winters ist wohl des Volkes ureigenste Zutat, wurde diese Raufszene doch sogar bei solchen österreichischen Sommer- und Winterspielen eingefügt, bei denen sie ursprünglich gar nicht vorgesehen war.

²²⁾ L. B i a d e m e, *Carmina de Mensibus di Bonvesin de la Riva*. (Studi di filologia Romanza, IX [1901], S. 1—130.)

²³⁾ In Italien, dem Balkan und in einem Ausläufer bis Posen sind die begabenden Gestalten des ständisch-ritterlicher Dichtung entstammenden Märchens „Die 3 Hauemännchen im Walde“ die zwölf Monate, die in einer Prager Aufzeichnung bereits im 14. Jahrhundert erscheinen, während in Polen ihnen die vier Jahreszeiten, in Kroatien die vier Winde entsprechen. Erst in Deutschland verschwinden die Personifikationen, um dem Zwergen Platz zu machen. — Vgl. Johannes Bolte und Georg Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Leipzig 1913, Bd. I, S. 105, 107. — Albert Weselski, Versuch einer Theorie des Märchens (= Prager deutsche Studien, 45. Heft). Reichenberg 1931, S. 78. — Friedrich v. der Leyen, Die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Jena 1912.

²⁴⁾ Liber Heroicum 1515. — Erich Schmidt, Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation (= Historische Studien XLVII). Berlin 1904, S. 66.

Abschließend kann festgestellt werden, daß das Vierjahreszeiten-
spiel in seinen frühesten Vertretern keineswegs auf einen gemeinsamen,
geschweige denn volkstümlichen Ursprung zurückgeht, daß ferner, als
vielleicht auf obige Art und Weise die Vorstellung des Viererstreites
ins Volk gelangte, zu dem Spiele hauptsächlich ältere Verse über das
Lob der Jahreszeiten, vermehrt um die Kampfszene mit dem Winter,
neben anderen Streitelementen der in ganz Süddeutschland verbreiteten
Sommer- und Winterspiele verwendet wurden. Diese schüchterne
Weiterentwicklung der letzteren konnte sich in ihrer Abgeschlossen-
heit jedoch nicht durchsetzen, blieb vielmehr eine für deren Geschichte
bedeutungslose, jetzt auch bereits wieder verklungene Episode, sodaß
sich eine Wiederveröffentlichung der nur schwer erreichbaren fremd-
sprachigen Texte erübrigt, noch dazu da der volkstümliche deutsche
selbst fehlt.

Zu den Vierjahreszeitenspielen

Von Leopold Schmidt

Zu den vorstehenden Überlegungen Werner Lynges über die mögliche Herkunft der anscheinend auf das Salzkammergut beschränkt gewesenen Spiele von den vier Jahreszeiten möchte ich nur bemerken, daß mir hier wie in ähnlichen Fällen die Verbindung mit Spanien durchaus möglich erscheint. Ob freilich an direkte Fäden zu denken ist oder an eine komplizierte Übertragung, das ließe sich nur bei Auffindung eines Textes oder wenigstens einer stoffreicheren älteren Nachricht weiter erörtern.

Einstweilen sei aber darauf hingewiesen, daß wiederum hier wie in vielen Fällen Spanien und Österreich nicht allein betrachtet werden dürfen, sondern die ehemals österreichischen Niederlande ebenfalls berücksichtigt werden müssen. Auch in diesem Fall liefert Flandern ein Beispiel dieser Verbindung. In Rousbrugge-Haringhe fand 1698 ein Spiel statt, das offenbar als echtes Vierjahreszeitenspiel nicht nur durch den Titel, sondern auch durch seine Gestalten gekennzeichnet war. Van der Straeten schreibt: „Elle (die Gilde) joue, en 1676, de *Verradery van Faliro*, au hameau de Molenwal, et, en 1698, de *Vier Getyden*, a l'entrée de la rue Ackerman. Quatre octains, figurant sur des écussons placés aux coins de l'estrade, résumant, dans un langage semi-mystique semi burlesque, le sujet de la pièce relatif, comme son titre l'indique, aux quatre saisons de l'année: *De Lente, de Somer, de Herfst, de Winter*“¹⁾.

In der Barockzeit war also das Thema auf der volksmäßigen Bühne bekannt. Im Rokoko eroberte es sich die Individualdichtung und von ihr aus auch die Musik: Die „Jahreszeiten“ des Engländers James Thomson (1700—1748) sind in der Bearbeitung Gottfried van Swieten von Joseph Haydn komponiert und damit zur bedeutendsten Gestaltung des Themas erhoben worden²⁾. Rund um dieses Werk dürften sich die Daten der jüngeren österreichischen und süddeutschen Vierjahresspiele gruppieren lassen. Der „Bauernstudent“ Joly war zweifellos nicht der einzige Volksdichter seiner Zeit, den das Thema anzog. Das beweist wohl auch eine Nennung aus dem Allgäu, die ebenfalls noch vor der ersten Erwähnung des Spieles im Salzkammergut (1820) steht: Nach der Chronik von Burgberg am Grünt en im Allgäu wurde dort im Jahre 1816 auf dem sogenannten Monumentplatze ein Theater aufgeschlagen und es kamen folgende Stücke zur Aufführung: Die vier letzten Dinge, *Die vier Jahreszeiten*, Die Altweibermühle, welche Stücke bei der Aufführung musterhaft gelungen sein

¹⁾ Edmond Van der Straeten, *Le théâtre villageois en Flandre*. Bd. II, Bruxelles 1881, S. 200.

²⁾ Max Friedländer, Gottfried van Swieten und das Textbuch zu Haydns Jahreszeiten (Altwiener Kalender für das Jahr 1917. S. 71 ff.).

sollen³⁾. Obgleich das erste der drei Spiele ein tiefernstes geistliches gewesen sein müßte, war das dritte doch ein ausgesprochenes Fastnachtsspiel. Da kann das mittlere doch wohl auch der einfachen Art der Vierpersonenspiele angehört haben, wie sie Flandern und das Salzkammergut kannten. Das sind also alles nur Splitter, aus denen sich vorläufig noch kein geschlossenes Bild ergeben kann.

Um mehr zu gewinnen, wäre es wahrscheinlich auch angebracht, die anderen Viererkompositionen in der traditionsmäßig gebundenen Kunst, nicht zuletzt in der Bildkunst, mit heranzuziehen. Ich erinnere hier nur an die Viererkompositionen in der Möbelmalerei, besonders an die Vierfelderkasten. Die zweitürigen Kasten haben sicherlich alle Vierer-Motive an sich herangezogen, bei einer systematischen Untersuchung dieses Bestandes würde auch das Vierjahreszeiten-Spiel aus seiner Vereinzelung heraustreten. Denn da stehen die Viererkompositionen der verschiedensten Bereiche gleichberechtigt nebeneinander: Es gibt Vier-Evangelisten-Kasten, wie den Tiroler von 1833 im hiesigen Museum (Inv. Nr. 29.965) und sein vielleicht aus Nordtirol stammendes Gegenstück um 1700 (ebenda Inv. Nr. 39.371). Es gibt aber auch Vier-Kirchenlehrer-Kasten, wie den des Salzburger Städtischen Museums aus dem Empire⁴⁾. Von weltlichen Vierer-Motiven sind in der Möbelmalerei die Vier-Erdteil-Kasten beliebt, wie ein Beispiel wieder im Salzburger Museum zeigt⁵⁾. Ein allegorisches Thema zeigen die Vier-Tugenden-Kasten (mit Gerechtigkeit, Weisheit, Stärke und Mäßigkeit), ein oberösterreichisches Beispiel von 1817 steht wieder in unserem Museum (Inv. 45.749). Da schließen sich dann endlich auch die Vier-Jahreszeiten-Kasten an, wie sie in Oberösterreich nicht selten sind. Ein schönes Beispiel steht in unserem Museum, aus der Gegend von Kremsmünster, datiert 1791. Der gleichen Zeit gehörte ein vielleicht Unterinntaler Kasten an, nämlich 1798 datiert, ehemals in der Sammlung Heinrich Thomke⁶⁾. Ein Gegenstück aus der Schladminger Ramsau trägt die Jahreszahl 1816. Die Beschreibung „Figurale Darstellung mit Szenen aus dem bäuerlichen Leben, das in vier Bildern Bauern bei der Feldarbeit zeigt“, genügt übrigens nicht⁷⁾. Es handelt sich um die Bilder: Pflügen = Frühling, Schnitt = Sommer, Brechen = Herbst, und Drusch = Winter. Das ergibt also abermals einen guten Jahreszeiten-Kasten. Und auch dieser jüngste unter den hier aufgezählten stammt noch aus dem Ende jener Periode, in der unser Vierjahreszeitenpiel aufgeführt worden ist, und ist ebenso wie der Kremsmünsterer Kasten nicht allzuweit von der kleinen Volksschauspiellandschaft entfernt, in der sich dieses Motiv in seiner Sonderausprägung am längsten erhalten hat⁸⁾.

³⁾ F. J. Ehleuter, Das Allgäuer Volkstheater (Laienspiele) in alter und neuer Zeit. Kempten o. J. (1932) S. 29.

⁴⁾ Bericht über das städtische Museum Carolino-Augusteum. Salzburg 1908. S. 53, Nr. 205.

⁵⁾ Ebendort, S. 53, Nr. 226.

⁶⁾ Katalog C. J. Wawra, Nachlaß-Auktion. Wien 1920. Nr. 329. Abb. Taf. 17.

⁷⁾ Viktor Theiß, Steiermark (= Deutsche Volkskunst, Neue Folge). Weimar o. J., S. 26, zu Abb. 75.

⁸⁾ Vgl. allgemein Otto Lauffer, Allegorie der Begriffe der Zeit, des Jahres und der Jahreszeiten, der Monate und der Tageszeiten (Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung = Spamer-Festschrift. Berlin 1953, S. 250 ff., Jahreszeiten S. 254 ff.).

Volkskunde in den Vereinigten Staaten im europäischen Blickfeld

Versuch einer Literaturübersicht

Von Elfriede Rath

Dieser kurze Bericht möge — das sei nochmals betont — als ein vorläufiger Versuch gewertet werden. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dieser weitgespannten Problematik müßte notwendigerweise mehrere Bände füllen, wobei aber zugleich zu bezweifeln wäre, ob die Probleme auch schon zu einem größeren Vorwurf herangereift sind. Die erste Veröffentlichung eines amerikanischen Autors in unserer Zeitschrift mag immerhin Anlaß geben, das Thema anzuschneiden und zunächst die Angelpunkte der Beziehungen zu finden, die für die zukünftige volkscundliche Arbeit diesseits und jenseits des Atlantik von ungemessener Wichtigkeit werden könnten.

Die Notwendigkeit, uns unmittelbar und eindringlicher mit dieser Materie zu befassen, ergab sich anfangs des Sommers 1953, als der amerikanische Information-Service eine schwere Überseekiste mit etwa 180 Aquarellen von Gegenständen amerikanischer Volks- und Handwerkskunst in das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien schickte, mit dem Vorschlag, dieses Material in unseren Räumen auszustellen. Diese qualitativ hervorragenden Bilder wurden in den Dreißigerjahren innerhalb einer Aktion für brotlose Künstler hergestellt. Die Maler waren beauftragt, alten Hausrat, Möbel, Kleidung, Haus- und Geschäftszeichen, Textilien, kurz alles, was sie an „antiquities“ volkstümlischer Herkunft in Familien- oder Museumbesitz aufreiben konnten, in möglichst naturgetreuen Darstellungen wiederzugeben. Eine Auswahl der so entstandenen Aquarelle wurde in dem großen Bildwerk „The Index of American Design“ von Erwin Christensen¹⁾ herausgegeben, ein prachtvoll ausgestattetes Buch, das bis heute die wichtigste Bildquelle für die Volkskunst in den Vereinigten Staaten darstellt. Die Originale wurden von der National Art Gallery zu Ausstellungszwecken zur Verfügung gestellt und also auch nach Europa auf Reisen geschickt. Unser Bestreben ging nun dahin, den Bildern jeweils Gegenstände der europäischen Volkskultur gegenüberzustellen, um so dem Besucher zu zeigen, in welchen besiedlungsgeschichtlichen, geistigen und kulturellen Zusammenhängen er die dargestellten Dinge verstehen könne²⁾.

¹⁾ Introduction by Holger Cahill. (Hg. von der) National Gallery of Art, New York 1950. Eine kleine Auswahl bietet Christensen auch in dem Büchlein „Popular Art in the United States“ in der Serie der Penguin Books, London 1948. Vgl. darüber auch Robert Wildhaber in Schweiz. Archiv f. Volkskunde Bd. 48, 1952, S. 112 ff. mit weiteren Literaturnachweisen.

²⁾ Katalog: Nordamerikanische Volkskunst. Bilder aus dem Index of American Design. Zusammengestellt von Elfriede Rath mit einem Vorwort von Leopold Schmidt (hektogr.).

Wir waren froh, für eine solche Aufgabe nicht ganz unvorbereitet angetroffen worden zu sein. Gerade in den allerletzten Jahren konnten wir aus den zahlreichen Zeitschriften, die uns aus den Vereinigten Staaten zugehen, ein gewisses Bild gewinnen, ebenso aus einer Reihe selbständiger Veröffentlichungen, die die Bibliothek zum Teil im Tauschweg, zum Teil auch über den Buchhandel erreicht haben. Und wie es der Zufall oft will, hatte Professor Schmidt wenige Tage vor Beginn der Ausstellung in seiner Radio-Vortragsreihe „Volkskunde in der weiten Welt“ gerade das Kapitel Nordamerika behandelt.

Merkwürdigerweise scheint die „weite Welt“ in den vergangenen Jahren kleiner geworden zu sein. Wenn wir früher vornehmlich mit den verwandten Institutionen Europas in Verbindung standen, so greifen unsere Beziehungen heute schon über den Atlantik hinaus nach Nord- und Südamerika. Dabei ergibt sich immer wieder, daß wir viel nachzuholen haben. Es war uns z. B. bis vor wenigen Jahren nicht bekannt, daß in den Vereinigten Staaten bei fünfundzwanzig volkswissenschaftliche Gesellschaften bestehen, also außer der bekannten „American Folklore Society“ in Boston eine „French Folklore Society“, eine „Pennsylvania German Folklore Society“, Vereine in Illinois, Kentucky, New Jersey, New Mexiko, New York, North Carolina, Tennessee und Texas, eine eigene „South Carolina Negro Folklore Guild“ oder die „Southeastern Folklore Society“ — um nur einige dieser Institutionen zu nennen³⁾. Zum Teil sind es private Interessenten, die sich nach dem Muster der älteren europäischen Vereine zusammengeschlossen haben, zum Teil auch von den örtlichen Universitäten getragene Verbände. Und wenn heute unsere Bibliothek zehn laufende Zeitschriften⁴⁾ aus den Vereinigten Staaten führt, so ist das etwa nur die Hälfte der Periodica, die tatsächlich erscheinen. Wieviel Stoff wird also drüben in einem einzigen Jahr publiziert! Und wieviel davon ist nicht für uns von unmittelbarer Bedeutung! Denn das wird einem schon beim oberflächlichen Durchblättern dieser Publikationen klar: der Stoff der nordamerikanischen Volkswissenschaft verkörpert in weiten Bereichen das Europa des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Unsere Erkenntnisse hierüber sind also drüben unmittelbar anwendbar und umgekehrt. Aus diesem Grunde möchte ich versuchen, die volkswissenschaftlichen Bestrebungen in Nordamerika vor allem in ihren europäischen Beziehungen zu sehen. Ich sehe diese Beziehungen in zweierlei Richtung: zum einen in der engen geistigen Verwandtschaft der volkswissenschaftlichen Forschung hien und drüben, bzw. in der Abhängigkeit der amerikanischen Bestrebungen von den europäischen, zum anderen, wie erwähnt, im Material der amerikanischen Volkskultur selbst.

³⁾ Eine Übersicht über die bestehenden Gesellschaften gibt von Zeit zu Zeit das Journal of American Folklore auf den Umschlagseiten. Eine Übersichtskarte zeigte die Ausstellung. (Vgl. Katalog S. 3, Vitrine IV).

⁴⁾ Dies sind zum Teil repräsentative Zeitschriften wie das traditionsreiche Journal of American Folklore (Philadelphia), Western Folklore (Berkeley-Los Angeles 1942 ff.), zum anderen aber auch lokale, mit bescheideneren Mitteln hergestellte Korrespondenzblätter wie das Tennessee Folklore Bulletin (Nashville 1934 ff.). Die bedeutendste Zeitschrift für den Süden der Staaten ist Southern Folklore Quarterly (Gainesville 1947 ff.). Jüngeren Datums sind Midwest Folklore (Bloomington 1951 ff.) oder New Mexico Folklore Record (Albuquerque 1945 ff.), um nur einige der Titel anzuführen.

Die Anfänge der amerikanischen Forschung stehen jedenfalls unter dem Zeichen der Abhängigkeit vom europäischen Mutterland. Die erste volkskundliche Gesellschaft, die „American Folklore Society“ wurde 1888 nach dem Vorbild der Londoner Gesellschaft gegründet und zunächst, ganz wie in England, vorwiegend von Anthropologen und Ethnologen getragen, so von Franz Boas, der über die Erforschung der Indianer und der Völkerschaften auf den pazifischen Inseln zur Volkskunde der europäischen Siedler in den Staaten fand⁵⁾. Zweiter Präsident der Society war Francis James Child, Herausgeber der klassischen Sammlung „English and Scottish Popular Ballads“⁶⁾. Dieser unmittelbaren Abhängigkeit von der englischen Volkskunde ist sich auch die jüngere amerikanische Forschung noch durchaus bewußt. So hielt sich z. B. einer der jüngeren Vertreter des Faches, Richard M. Dorson, längere Zeit in England auf, um die Geschichte der englischen Folklore zu studieren.

Auch der Forschungsrichtung nach ist die nordamerikanische Forschung der des englischen Mutterlandes im wesentlichen treu geblieben. Die Forschung hält sich vorwiegend im Rahmen der Folklore im eigentlichen Sinn. Die Aufzeichnungen beschränken sich vor allem auf die mündliche Überlieferung, also auf Märchen und Schwank, Volksdichtung, Volkslied, Kinderspiel, Aberglauben, auch das Brautrum wird noch mit einbezogen. Auf diesen Gebieten ist die Ausbeute freilich reich genug: die in der Bibliographie über Volkslied und Folklore angeführten Titel und Schallplattenaufnahmen, die Charles Haywood⁷⁾ 1951 vorlegen konnte, gehen in die Zehntausende.

Die Erforschung der materiellen Volkskultur käme in diesem Rahmen zu kurz. Sie fehlt aber durchaus nicht, wird nur auf anderen Ebenen betrieben. Einen Ansatzpunkt für die Betrachtung der Volkskunst bietet offensichtlich das Interesse an Kunstgewerbe und Handwerk in der Richtung des genannten Index⁸⁾, wobei freilich der Begriff „Volkskunst“ sehr lose gefaßt erscheint und auch den deutlich vom Städtisch-Zivilisatorischen bestimmten älteren Hausrat und die Produktion der frühen Industrie miteinbezieht. Inwieweit hier (so etwa bei einem im Index abgebildeten gußeisernen Bügeleisenuntersatz in Blüten- und Rankenornamenten⁹⁾ oder einem Stiefelknecht in Form eines Hirschkäfers¹⁰⁾) volkskünstlerische Vorbilder ihre Hand im Spiele hatten, wäre gewiß einer Untersuchung wert.

Die Erforschung des landwirtschaftlichen Gerätes scheint eher in Händen der wirtschaftsgeschichtlich interessierten Kreise zu liegen. Das „Farmer's Museum“ in Cooperstown (New York), das etwa nach Art

⁵⁾ Vgl. Stith Thompson, *Folklore at Midcentury*. (Midwest Folklore Bd. I, 1951, S. 6); Louise Pound, *The Scholarly Study of Folklore*. (Western Folklore Bd. XI, 1952, S. 100 ff.).

⁶⁾ Boston 1882—1898.

⁷⁾ *A Bibliography of North American Folklore and Folksong*. New York 1951.

⁸⁾ Bedeutende Vorarbeiten zu diesem Thema waren Constance Rourke, *The Roots of American Culture* (1942) und Jean Lipman, *American Folk Art in Wood, Metal and Stone* (1948). Vgl. Wildhaber, a. a. O.

⁹⁾ Index a. a. O. S. 91, Abb. 182.

¹⁰⁾ Ebda. S. 163, Abb. 320.

der europäischen Freilichtmuseen landwirtschaftliche Gebäude mit allem Gerät, handwerklichen Werkstätten usw. im freien Gelände zeigt, dürfte bereits eine hervorragende Grundlage hierfür darstellen¹¹⁾. Die historische Schichtung ist ja hier zweifellos eine andere als bei uns, weil die ältesten Stücke wohl kaum über das 17. Jahrhundert zurückreichen und die Wurzeln wieder in Europa zu suchen sind. Eine Verbindung von der mehr philologisch aufgebauten Folklore zur Erforschung der materiellen Kultur scheint bis jetzt noch nicht zu bestehen. Wenn von unserer umfassenderen Auffassung der volkskundlichen Wissenschaften gesprochen wird, so setzt man häufig das deutsche Wort unter Anführungszeichen¹²⁾.

Innerhalb des folkloristischen Arbeitsbereiches laufen, soweit für uns ersichtlich, mehrere Bestrebungen nebeneinander, wofür, wie gewöhnlich, bestimmte Persönlichkeiten entscheidend geworden sind. Doch lassen sich gerade an diesen außerordentlichen Forscherpersönlichkeiten die starken europäischen Bindungen der amerikanischen Volkskunde ablesen. An der Spitze steht heute wohl Stith Thompson, dessen Schule an der Indiana University in Bloomington eine recht bedeutsame Wirksamkeit entfaltete und daher auch berechtigter Weise Treffpunkt amerikanischer und europäischer Volkskundler bei der Midcentury International Folklore Conference 1950¹³⁾ sein konnte. In seiner Dissertation beschäftigte sich Thompson mit „Tales of the Northamerican Indians“¹⁴⁾. Entscheidend wurde jedoch für ihn die Anregung, die er aus der historisch-geographischen Arbeitsmethode der finnischen Schule empfing. Er wurde der konsequenteste Fortsetzer der von Kaarle Krohn und Antti Aarne aufgestellten Systematik in der Anordnung der Erzähltypen, zunächst schon durch die erweiterte Übersetzung des Aarneschen Typenverzeichnisses¹⁵⁾, dann durch seinen großangelegten „Motif-Index“¹⁶⁾. Die Erzählforschung wäre ohne diese Nachschlagewerke heute wohl kaum mehr denkbar. — Die Schüler Thompsons setzen diese Arbeiten nach den gleichen Prinzipien fort. So entstand in den letzten Jahren ein Motif-Index der italienischen Prosa-

¹¹⁾ Louis C. Jones, *The Farmer's Museum. Operated by the New York State Historical Association Cooperstown, New York. Cooperstown 1948.* Zahlreiche kleine Heftchen über die einzelnen Objekte des Museums stammen von Janet R. MacFarlane, Frank C. Carpenter und Virginia D. Parslow.

¹²⁾ Vgl. z. B. Richard M. Dorson, *Five Directions in American Folklore* (Midwest Folklore Bd. I, 1951, S. 160).

¹³⁾ Über diesen Kongreß liegt ein ausführlicher Bericht vor: *Four Symposia on Folklore. Held at the Midcentury International Folklore Conference Indiana University, July 21—August 4, 1950.* Edited by Stith Thompson (Indiana University Publications, Folklore Series, Nr. 8). Bloomington 1953.

¹⁴⁾ Cambridge/Massachusetts 1929. Vorher war erschienen: *European Tales among the North American Indians* (Colorado College Publications, Language Series, vol. II, nr. 34). Colorado 1919, S. 319—471.

¹⁵⁾ Stith Thompson, *The Types of the Folk-Tale. A Classification and Bibliography.* Antti Aarnes Verzeichnis der Märchentypen translated and enlarged (FF-Communications Nr. 74). Helsinki 1928.

¹⁶⁾ Ders., *Motif-Index of Folk-Literature, a classification of narrative element in folk-tales, ballads, myths etc.* (FF-Communications, Nr. 106 ff.). Helsinki 1932 ff.

novelle¹⁷⁾, der frühen irischen Literatur¹⁸⁾, eine kommentierte Ausgabe sonst unzugänglicher tscheremissischer Texte¹⁹⁾ usw., lauter Arbeiten also, die nach Europa tendieren. Worauf wir unserer problematischeren Veranlagung gemäß warten, ist die Folgerung dieser Ordnungsarbeiten. Abgesehen davon, daß sich in diesen Nachschlagewerken — ein Labyrinth von Zahlen und Kürzeln — nur noch Eingeweihte zurechtfinden können, besteht die Gefahr einer solchen Systematik darin, daß die Motive aus ihrem lebendigen Zusammenhang gerissen werden, ohne den ihre kulturgeschichtliche Zuordnung, ja, jedes tiefere Verständnis unmöglich wird. Das beweist m. E. auch Thompsons großes Werk „The Folktale“²⁰⁾, wohl eine bewundernswerte Übersicht des Materials, aus der sich aber letztlich wenig befriedigende Antworten auf die eigentlich brennenden Fragen der Erzählforschung ergeben.

Neben Thompson steht Archer Taylor, Professor an der University of California in Berkeley, als der gegenwärtig unübertroffene Kenner auf dem Gebiet des Rätsels und des Sprichworts. Auch er tonangebend mit seinen bibliographischen Arbeiten zum volkstümlichen und zum literarischen Rätsel²¹⁾. Sein jüngst erschienenes Werk „English riddles from oral Traditions“²²⁾ spiegelt so recht die lebendige Beziehung, die der amerikanische Forscher zur Alten Welt besitzt. Der erste Band einer kürzlich begonnenen volkskundlichen Publikationsreihe in Berkeley befaßt sich bezeichnender Weise mit italienischen Anekdoten²³⁾.

¹⁷⁾ D. P. Rotunda, *Motif-Index of the Italian Novella in Prose* (Indiana University Publications, Folklore Series, Nr. 2). Bloomington 1942.

¹⁸⁾ Tom Peete Cross, *Motif-Index of Early Irish Literature* (ebda. Nr. 7). Bloomington 1952.

¹⁹⁾ Thomas E. Sebeok, *Studies in Cheremis Folklore*. Vol. I: Anton N. Nverges, *The Folktale*; Warren Roberts, *The Proverb*; Archer Taylor, *The Riddle* (ebda. Nr. 6). Bloomington 1952. Weitere Bände der Serie sind: Paul G. Brewster, *Ballads and Songs of Indiana* (Nr. 1, 1942); Emma Emily Kiefer, Albert Wesselski and *Recent Folktale Theories* (Nr. 3, o. J.); Richard Jente, *Proverbia Communia. A fifteenth Century Collection of Dutch Proverbs together with the Low German Version*. Edited with Commentary (Nr. 4, 1947); J. Wesley Childers, *Motif-Index of the Cuentos of Juan Timoneda* (Nr. 5, 1946). Nr. 8: siehe Anm. 13.

²⁰⁾ New York 1951. Vgl. die Besprechung der Verfasserin in dieser Zeitschrift, Bd. VI, 1952 (Kongreßheft), S. 234 ff. Daß Thompson in dieser Hinsicht auch in den Vereinigten Staaten nicht unwidersprochen bleibt, beweist die Besprechung von Alexander H. Krappe im *Journal of American Folklore*, Bd. LX, 1947, S. 426 ff.

²¹⁾ Vgl. z. B. Archer Taylor, *A Bibliography of Riddles* (FF-Communications Nr. 126). Helsinki 1939; *The literary riddle before 1600*. Berkeley 1948; *The Proverb*. Cambridge/Mass. 1931 (Index FF-Communications Nr. 113). Siehe auch Anm. 23.

²²⁾ Berkeley and Los-Angeles 1951.

²³⁾ Charles Speroni, *The Italian Wellerism to the End of the Seventeenth Century* (University of California Publications, Folklore Studies, Nr. 1), Berkeley and Los Angeles-London 1953. Weitere Bände der Serie sind: George C. Barker, *The Shepherd's Play of the Prodigal Son. A Folk Drama of Old Mexico*. Edited and Translated (Nr. 2, 1953); Archer Taylor, *Proverbial Comparisons and Similes from California* (Nr. 3, 1954).

Der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der latein-amerikanischen Volkskunde ist zweifellos Ralph Steele Boggs, ein Schüler Anchor Taylors, jetzt Direktor des Hispanic-American Institute und Professor an der Universität in Miami (Florida). Im Rahmen der FFC schuf er schon vor Jahren das Typenverzeichnis des spanischen Märchens²⁴⁾. Besonders dankenswert sind seine alljährlich im „Southern Folklore Quarterly“ erscheinenden bibliographischen Übersichten²⁵⁾, die, nach Sprachgebieten geordnet, die volkskundlichen Publikationen Nord- und Südamerikas anführen, nach Möglichkeit aber auch europäische Verhältnisse berücksichtigen.

Neben den arrivierten Forschern stehen in den Zeitschriften eine Fülle von Namen, die uns vorläufig noch kein so fester Begriff geworden sind. Zum Teil wohl Spezialisten in einzelnen Sachgebieten — wie eben Paul G. Brewster, den wir nun als besten Kenner des Kinderspiels²⁶⁾ als Mitarbeiter unserer Zeitschrift begrüßen dürfen — zum andern um regionale Sammler. Gegenwärtig erscheint z. B. eine posthume Ausgabe des großen Sammelwerkes von Frank C. Brown „North-Carolina Folklore“²⁷⁾ in fünf stattlichen Bänden mit hübschen, fast alpenländisch anmutenden Holzschnittillustrationen als Publikation eines Fonds, für die die ersten Fachleute wie Thompson, Taylor, Brewster u. a. herangezogen werden. Hier also gewissermaßen der Wossidlo Amerikas. Überhaupt scheint die Sammelperiode keineswegs abgeschlossen zu sein. Auch in den verkehrsreichen Staaten dürfte es Rückzugsgebiete geben, die heute noch die Aufzeichnung volkstümlicher Überlieferung lohnend erscheinen lassen.

Gelegentliche programmatische Diskussionen muten bekannt an. Die Frage „was ist Folklore eigentlich?“ wird immer wieder aufgeworfen, der Traditionsbegriff erörtert²⁸⁾. Von den europäischen Theoretikern findet man Hans Naumann am häufigsten zitiert. Zwischen

²⁴⁾ Ralph S. Boggs, Index of Spanish Folktales (= FF-Communications, Nr. 90). Helsinki 1930. Vgl. aus ders., The halfchick tale in Spain and France (ebda. Nr. 111). Helsinki 1933.

²⁵⁾ Jeweils im Märzheft der Zeitschrift.

²⁶⁾ Brewster veröffentlichte bereits verschiedentlich in europäischen Zeitschriften. Wir zitieren hier einige seiner Arbeiten, soweit sie uns zugegangen sind: Some Games from Southern Europe (Midwest Folklore. Bd. I, 1951, S. 109 ff.); Four Games of Tag from India (ebda. S. 239—241); Juegos infantiles (Folklore Americas, Bd. XIII, 1953, Nr. 1); „Zarika in Soncica“, a Slovenian Ballad (with some Croatian and Greek Analogues (Laos II, 1952, S. 79 ff.); Enkele voorgangers van de jojo (Volkskunde, Jg. 12, 1953, S. 114 ff.); En Gresk Prosa-Analogi til Folkevisen om dei tvo Systar (Maat og minne, Kopenhagen 1953, S. 49 ff.); Two unusual string figures from the United States (Der Forschungsdienst. Eine Schriftenreihe aus Natur- und Geisteswissenschaften, Bd. I, Augsburg 1953, Folge 6); American Nonsinging Games. Norman 1953.

²⁷⁾ The Frank C. Brown Collection of North Carolina Folklore in Five Volumes. General Editor Newman Ivey White. Durham 1952 ff.

²⁸⁾ Vgl. die genannten Arbeiten von Thompson und Pound (wie Anm. 5). Ferner etwa: Robert Seager II, American Folklore and History. Observation in Potential Integration (Midwest Folklore, Bd. I, 1951, S. 213 ff.) und Philip D. Jordan, The Folklorist as Social Historian (Western Folklore Bd. XII, 1953, S. 194 ff.).

Wissenschaftlern und Liebhabern herrschen offensichtlich viel diskutierte Gegensätze. Die einen bemühen sich um eine sachliche Betrachtung ihres Gegenstandes und wehren sich gegen eine allzu breite Popularisierung der volkskundlichen Stoffe, vor allem gegen die überhandnehmende Kommerzialisierung — denn Folklore ist in den letzten Jahren Mode geworden²⁹⁾. Die Liebhaber beklagen sich hingegen über allzu viel Theorie innerhalb der Wissenschaft. Diese wieder kämpft um ihre akademische Anerkennung, um den Einbau der Volkskunde in den Schulunterricht, um die Vereinheitlichung ihrer Bestrebungen in zentralisierten Organisationen³⁰⁾ — es fehlt also auch in diesen internen Auseinandersetzungen nicht an Vergleichsmöglichkeiten mit europäischen Verhältnissen.

Um nun noch, in Kürze wenigstens, auf das Material der amerikanischen Volkskunde zu kommen: im Grunde ist es sehr wenig „amerikanisch“, und wird auch nicht so bezeichnet. Man spricht vielmehr von „englischen Volksliedern“, wenn es sich etwa um die Aufzeichnungen des Engländers Cecil Sharp aus den Appalachians (Pennsylvanien)³¹⁾ handelt, von „französischen Schwänken“ aus Louisiana³²⁾, von „italienischer Folklore“ aus den Tappas³³⁾, von „litauischen Geschichten“ aus dem Staate Illinois³⁴⁾ usw. Erst in letzter Zeit bestehen Bestrebungen, spezifisch amerikanische Erscheinungen festzustellen, die sich bereits aus den Gegebenheiten des Lebens im Lande selbst ergeben haben³⁵⁾, also etwa die Cowboy-Überlieferungen³⁶⁾ oder die Eigenart in Amerika entstandener Sekten³⁷⁾, die Frage der Jazz als ursprünglich volkstüm-

²⁹⁾ Vgl. Thompson, a. a. O. S. 7.

³⁰⁾ Ebda. S. 10. Eine gute Übersicht über den Stand der Arbeiten nach dem Kriege gibt ferner der Bericht: Folklore Research in North America (Journal of American Folklore, Bd. LX, 1947, S. 350 ff.).

³¹⁾ Cecil Sharp, English Folk Songs from the Southern Appalachians. Collected. Comprising two hundred and seventy-four Songs and Ballads with nine-hundred and sixty-eight Tunes, Including thirty-nine Tunes contributed by Olive Dame Campbell. Edited by Maud Karpeles. London-New York-Toronto 1952. 2 Bde. Vgl. auch: Robert L. Mason, Ten Old English Ballads in Middle Tennessee (Southern Folklore Quaterly, Bd. XI, 1947, S. 119 ff.).

³²⁾ Calvin Claudel, Foolish John Tales from the French Folklore of Louisiana (Southern Folklore Quaterly, Bd. XII, 1948, S. 151 ff.).

³³⁾ Vgl. z. B. Manuel D. Ramirez, Italian Folklore from Tampa, Florida (Southern Folklore Quaterly, Bd. V, S. 101 ff.; XIII, 1949, S. 121 ff.).

³⁴⁾ J. Russell Reaver, Lithuanian Tales from Illinois (Southern Folklore Quaterly, Bd. XIV, 1950, S. 160 ff.).

³⁵⁾ Vgl. z. B. Wilson O. Clough, Has American Folklore a Special Quality? (Southern Folklore Quaterly, Bd. VIII, 1944, S. 115—122).

³⁶⁾ Vgl. etwa Marshall W. Fishwick, The Cowboy: America's Contribution to the World's Mythology (Western Folklore, Bd. XI, 1952, S. 77 ff.).

³⁷⁾ Im Vordergrund stehen vor allem die Sekten der Shaker (vgl. unten Anm. 44) und der Mormonen. Vgl. dazu Austin E. Fife, Folk Belief and Mormon Cultural Autonomy (Journal of American Folklore, Bd. LXI, 1948, S. 19 ff. mit ausführlichen Literaturangaben zum Thema). Ferner: Wilfrid C. Bailey, Folklore Aspects in Mormon Culture (Western Folklore, Bd. X, 1951, S. 217 ff.).

liche Musik der Neger ist angeschnitten worden³⁸⁾, ebenso die Überlieferungen der Studenten, die in den Colleges Gemeinschaften eigenen Charakters bilden. Neuerdings werden auch in Industriebetrieben Beobachtungen angestellt, was also etwa unserer Großstadt- und Arbeitervolkskunde entsprechen würde³⁹⁾. Diese Bemühungen sind freilich erst im Werden, und es läßt sich noch kaum absehen, ob und zu welchen Ergebnissen sie führen werden.

Die regionale Erforschung herkunftsmäßig und sprachlich gebundener Gruppen scheint vorläufig noch weit im Vordergrund zu stehen. Das englische Element stellt sich dabei heute begreiflicherweise als besonders gewichtig dar, schon dadurch, daß Englisch Staatssprache geworden ist, für die viele und nur allzu rasch ihre Muttersprache aufgeben.

Aus der englischen Überlieferung greife ich hier nur als kleines Beispiel eine Rätselform heraus, die mich noch anderwärts ausführlicher beschäftigen soll. Es handelt sich um eine Form des sogenannten Halslöserätsels, ein an sich unlösbares Rätsel, das ein Verurteilter seinen Richtern stellt, um der Todesstrafe zu entgehen⁴⁰⁾. Dieses Rätsel basiert meist auf einem merkwürdigen Erlebnis des Delinquenten, so z. B. daß er unterwegs ein Vogelnest mit jungen Vögeln aus einem Totenschädel genommen hat. Nach einer Aufzeichnung Romuald Prambergers⁴¹⁾ aus der Obersteiermark lautet das Rätsel:

Da ich gang und wiederkam,
aus einem Toten sechs Junge nahm.
Die sechs Jungen machen den Siebenten frei.
Errat's meine Herren, was das sei!

In den Alpenländern ist dieses Rätsel relativ selten. In Mecklenburg hat es Wossidlo zu Dutzenden aufgezeichnet, in ganz Skandinavien, in Holland, England, Schottland und Irland ist es bekannt. Nun ergibt auch die Durchsicht der amerikanischen Literatur eine Fülle von Belegen, vor allem aus dem Osten und Süden der Vereinigten Staaten. Dort heißt es etwa:

I came out and in again,
six living from the dead came.
Six there are, seven there will be,
answer this riddle or set me free.⁴²⁾

Die fast wörtliche Übereinstimmung spricht wohl für sich selbst. —

Englisch-puritanisches Wesen spiegelt sich deutlich in der Volkskultur einzelner religiöser Sekten. Wir müssen bedenken, daß sich die Grundschrift der europäischen Siedler in Amerika zu einem nicht un-

³⁸⁾ Richard M. Dorson, *Five Directions in American Folklore*, wie Anm. 12, S. 162.

³⁹⁾ Vgl. ebda. S. 151 f. mit Literaturnachweisen.

⁴⁰⁾ Vgl. allgemein Robert Petsch, *Das deutsche Volksrätsel* (Grundriß der deutschen Volkskunde, Bd. I), Straßburg 1917, S. 61 und: *Neuere Beiträge zur Rätselforschung* S. 15 ff., der freilich der eigentlichen Problematik dieser Rätselgruppe nicht gerecht wird.

⁴¹⁾ Handschriftliche Sammlung (in Verwahrung des Steirischen Volkskundemuseums, Graz). Bd. IV, Nr. 616.

⁴²⁾ Vgl. Brown, *North Carolina Folklore*, wie Anm. 27, Bd. I, S. 309, Nr. 107, mit Angaben des Vergleichsmaterials von Archer Taylor.

beträchtlichen Teil aus Sektierern zusammensetzt, die um der Religionsfreiheit willen über den Atlantik gegangen sind. Wie z. B. drüben heute noch Habaner-Siedlungen bestehen, die ihre Lebensformen wesentlich strenger bewahrt haben, als die in ihrer slowakischen Heimat zurückgebliebenen⁴³⁾, so auch andere. Eine solche Gruppe mit ausgeprägter Eigenart sind die „Shaker“, eine 1774 von der Engländerin Ann Lee gegründete Sekte, die ihr Leben auf Kommunalwirtschaft und strenges Gebetsleben nach frühchristlichen Glaubensformen aufgebaut hat. Hier wäre zweifellos ein Ansatzpunkt für eine tiefergehende Erforschung der Sachkultur, da jedes Möbelstück, jedes Arbeitsgerät der Shaker in seiner schmucklosen, aber gediegenen Einfachheit den Geist seiner Benützer spiegelt⁴⁴⁾.

Am meisten spricht uns naturgegebenermaßen die Volkskunde des deutschen Elements in den Vereinigten Staaten an, überhaupt dort, wo dieses noch in geschlossenen Gruppen lebt, wie dies z. B. in Pennsylvania der Fall ist. Hier existiert noch unbedingt das Bewußtsein der Herkunft, was sich wohl am deutlichsten in dem merkwürdigen Dialekt manifestiert, der mit „Dutch“, also Holländisch, wie die Amerikaner gemeinhin sagen, wenig zu tun hat, vielmehr, wie erst kürzlich von deutscher Seite festgestellt wurde, zu den pfälzischen Mundarten gehört⁴⁵⁾. Hier verspricht die volkskundliche Betrachtung also beinahe die Ergiebigkeit der Sprachinselforschung. Tatsächlich zeigt der ältere Hausrat eine blühende Volkskunst. Einzelne Stücke ließen sich ohne weiteres gegen Objekte unserer Sammlungen vertauschen: etwa die bemalten Trühdchen mit den vertrauten Blumenornamenten in weißen Kartuschen auf blauem Grund⁴⁶⁾, Holzkästchen mit Kerbschnittrosetten⁴⁷⁾, Glasfläschchen mit Emailmalerei⁴⁸⁾, die unseren oberösterreichischen Schnapsfläschchen auch den Motiven nach aufs Haar gleichen, Majolika mit Doppeladler und deutschen Spruchbändern („Aus der Erd mit Verstand macht der Hefner allerhand“ oder „Bin geritten über Berg und Tal, hab untreu funden überall“)⁴⁹⁾, weilers Stickereien, Kreuzstich auf Leinen mit gegenständigen Vögeln am Dreisproß⁵⁰⁾, Handwebe, Stoffdruck und ähnliches mehr. Viele Stücke sind datiert und mit Namen versehen, sodaß man allein daraus Familiengeschichte der Auswanderer betreiben könnte. Hier steht uns tatsächlich die deutsche Volkskultur des 18. Jahrhunderts vor Augen. Dies kommt auch in der lokalen Forschung zum Ausdruck. Die „German-American Folklore Society“ nennt deutsche Standardwerke wie Bolte-Polivka, John Meier,

⁴³⁾ Vgl. Anton Schultes, Die Nachbarschaft der Deutschen und Slawen an der March (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. IV), Wien 1954, S. 111.

⁴⁴⁾ Vgl. Christensen, Index S. 15 ff. Dazu etwa auch: Edward D. Andrews, The Gift to Be Simple: Songs, Dances and Rituals of the American Shakers. New York 1940.

⁴⁵⁾ Ernst Christmann, Das Pennsylvaniaideutsch als pfälzische Mundart. (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Jg. I, 1951, S. 47 ff.)

⁴⁶⁾ Christensen, Index S. 5, Abb. 8 und S. 12, Abb. 22.

⁴⁷⁾ Ebda. S. 123, Abb. 239.

⁴⁸⁾ Ebda. S. 99, Abb. 201.

⁴⁹⁾ Ebda. S. XVIII, Abb. 1, S. 3, Abb. 4 und S. 4, Abb. 6 (dat. 1805).

⁵⁰⁾ Ebda. S. 10, Abb. 16. Bemerkenswert auch der Taufbrief auf der vorhergehenden Seite (Abb. 14) mit deutschem Text in Herz- und Blumenumrahmung.

Sartori, Pessler, Spamer oder das Handwörterbuch des Deutschen Abergläubens, das ja selbst pennsylvaniendeutsches Material verarbeitet hat, als Grundlagen ihrer Forschung und hat Fragebogen nach dem Muster des Atlas der deutschen Volkskunde herausgegeben⁵¹⁾). Die Publikationsreihe der Pennsylvania-German Folklore Society, Heimatbücher im wahrsten Sinne des Wortes, enthalten schöne Arbeiten über Hauswesen, Stickerei, Leder- und Hornzier u. a. m.⁵²⁾

Mindestens ebenso wichtig, wenn nicht noch schwerwiegender ist jedoch das spanische Element, das den Süden und Westen der Vereinigten Staaten beherrscht. Auch hier wieder, rein wissenschaftlich, fühlbare Rückbezüge: die „Hispanic Society“ in New York veröffentlicht ausgezeichnete, auf persönlichen Forschungen beruhende Monographien zur spanischen Volkskunde in Europa, vor allem zur Trachtenkunde⁵³⁾, die manches übertreffen, was Spanien gegenwärtig selbst publiziert. Die Spanier aber, die nach Amerika ausgewandert sind, haben nicht nur ihre silberbetreften, seitlich geknöpften Charivarihosen⁵⁴⁾ und ihre spanischen Lieder⁵⁵⁾ mitgenommen — überzeugender noch, und gerade für uns in ihrer inneren Verwandtschaft verblüffender sind ihre Traditionen religiöser Volkskunst. Man muß sich dabei vor Augen halten, wie stark die Besiedlung des Südens und Westens auf der Missionstätigkeit von Franziskanern und Jesuiten basiert — Namen wie San Francisco und Los Angeles sprechen deutlich genug für ihre Gründer. Die Missionare brachten auch den ganzen farbenfrohen Bilderreichtum des spanischen Katholizismus mit, haben ihn zum einen den missionierten Indianern vermittelt (ein Aquarell des Index zeigt eine von Indianern auf Segeltuch gemalte Kreuzigungsszene)⁵⁶⁾ — zum andern unter den Kolonisten ihrer Mission wachgehalten. Was heute das Taylor-Museum of the Colorado Springs Fine Art Centre⁵⁷⁾ sammelt, ist echte religiöse Volkskunst, wie sie uns im katholischen Süddeutschland und in den Alpenländern vertraut ist: kleine farbig gefaßte Holzplastiken von eindringlicher Einfachheit, etwa ein grobschlächtiger Isidor mit einem kleinen pflügenden Engel zur Seite, dessen Ochsen in ein schweres Doppelnackenjoch eingespannt sind⁵⁸⁾, die Figur des

⁵¹⁾ Vgl. Wayland D. Hand, German-American Folklore (Journal of American Folklore, Bd. LX, 1947, S. 371 f.).

⁵²⁾ Die Serie erscheint als Jahrbuch: The Pennsylvania German Folklore Society, Bd. I. 1936 ff.

⁵³⁾ Vgl. Ruth Matilda Anderson, Spanish Costume Extremadura (hg. von The Hispanic Society of America. New York 1951 (mit zahlreichen hervorragenden Abbildungen). Dies., Gallegan Provinces of Spain. Pontevedra and La Coruna. With 682 illustrations chiefly from photographs in the Collection of the Hispanic Society of America. New York 1939.

⁵⁴⁾ Vgl. Christensen, Index, S. 38, Abb. 67.

⁵⁵⁾ Eine übersichtliche Darstellung über den Stand der Sammlung auf den Gebieten Erzählung, Balladen, Rätsel, Sprichwort, Volksmusik und Volksschauspiel gibt Aurelio M. Espinosa, The Field of Spanish Folklore in America (Southern Folklore Quarterly, Bd. V, 1941, S. 29 ff., seither die Bibliographie von Boggs).

⁵⁶⁾ Christensen, Index, S. 40, Abb. 71 (aus einer größeren Serie).

⁵⁷⁾ Hektographierter Katalog mit zahlreichen Photographien im Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde.

⁵⁸⁾ Christensen, Index, S. 34, Abb. 62.

hl. Achatius am Kreuz mit den tausend Stichwunden seines Martyriums⁵⁹⁾, eine fast spielzeugartig gedrechselte Madonna mit dem Kind auf dem Arm, bunt-ornamental bemalt, den Sichelmond zu Füßen⁶⁰⁾: eine Prozessionsfigur, wie sie in Spanien heute noch an Marienfesttagen mit reich bestickten Gewändern bekleidet herumgetragen wird, mit den gleichen naturalistischen Gesichtszügen, die für die spanischen Heiligenbilder charakteristisch sind. Ganz wie bei uns gibt oder gab es drüben Heiligenbildschnitzer und Votivtafelmaler, volkskünstlerisch begabte Leute, die die „bultos“ oder „santos“ aus Liebhaberei oder auch gewerbsmäßig verfertigten⁶¹⁾ — eine außerordentlich bunte, der puritanischen Strenge der Shaker äußerst gegensätzliche Welt.

Wir haben vorausgeschickt, daß dieses weitläufige Thema vorläufig nur sehr bescheiden angeschnitten werden kann. Es handelt sich zunächst um eine große Zahl von Einzelproblemen, jegliche Verallgemeinerung wäre weit vorgegriffen. Allein das Bewußtsein, daß uns die Volkskunde jenseits des Atlantik unmittelbar angeht, ist wichtig. Die Amerikaner haben — das dürfen wir wohl sagen — viel von der europäischen Volkskunde gelernt. Umgekehrt leisten sie heute schon Bedeutendes für die europäische Forschung. Auch ihre rein stofflichen Erhebungen sind wichtig für uns, allein schon im Hinblick auf neue Datierungsmöglichkeiten, die sich für uns aus dem Vorkommen gewisser Erscheinungen in den Vereinigten Staaten ergeben. Und die Möglichkeit, die Entwicklung vom Heimatboden abgehobener Überlieferungen zu beobachten, und zwar in einer Atmosphäre, die uns in zivilisatorischer Hinsicht vorseilt, ist m. E. unbezahlbar.

Der Wunsch, der aus all dem erwächst, wäre also der, daß aus den steten Wechselbeziehungen allmählich ein ganz bewußtes und ausgewogenes Geben und Nehmen werde, das den Amerikanern vielleicht in mancher Hinsicht eine historische Vertiefung ihrer Erkenntnisse, uns aber eine fruchtbare und gewiß notwendige Erweiterung unseres Blickfeldes bringen sollte.

⁵⁹⁾ Ebda. S. 33, Abb. 61.

⁶⁰⁾ Ebda. S. 36, Abb. 64.

⁶¹⁾ Vgl. z. B. William J. Wallrich, *The Santero Tradition in the San Luis Valley* (Western Folklore, Bd. X, 1951, S. 153 ff.).

Chronik der Volkskunde

Kongreß der C. I. A. P. in Namur (Belgien) vom 7.—14. September 1953

Der Kongreß der Commission International des Arts et des Traditions Populaires, bei dem wir dank der Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht und einem von der UNESCO gewährten Stipendium das Österreichische Museum vertreten konnten, war anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens dieser Institution einberufen worden. Es waren Vertreter aus Belgien, Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Jugoslawien, Luxemburg, den Niederlanden, Norwegen, Portugal, Schweden, der Schweiz, Spanien und den Vereinigten Staaten erschienen. Als Vertreter Österreichs war auch Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt gekommen, der vom Präsidenten des Kongreß-Komitees, M. Albert Marinus, offiziell als eines der ältesten gründenden Mitglieder der C. I. A. P. begrüßt wurde.

Der Kongreß war ausschließlich als Arbeitstagung gedacht, brachte also keine Vorträge aus den Forschungsgebieten der einzelnen Teilnehmer, sondern vielmehr Berichte und Diskussionen über die als immer dringlicher empfundene internationale Zusammenarbeit. Es wurden vor allem die Fragen der internationalen Bibliographie, der Zeitschrift „Laos“ als Organ der C. I. A. P., der Schaffung eines mehrsprachigen volkskundlichen Lexikons und der Organisation gemeinsamer kartographischer Arbeiten erörtert.

Bezüglich der Organisation der volkskundlichen Biographie, deren Herausgabe in den Händen der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel liegt, wird insofern eine Änderung eintreten, als über Forderung der UNESCO für jedes beteiligte Land eine zentrale, womöglich staatlich fundierte Stelle bestimmt werden soll, die die Verantwortung für die bibliographischen Arbeiten zu tragen haben wird, während die Unterlagen bisher von persönlich gewählten Mitarbeitern des Herausgebers geliefert wurden. Dies bedeutet also auch für Österreich die Zentralisierung der bibliographischen Arbeiten am Österreichischen Museum für Volkskunde, in dessen Bibliothek alle österreichischen Erscheinungen unabhängig davon in Evidenz gehalten werden, ohne freilich auf die wertvolle Mitarbeit von Vertretern einzelner Bundesländer zu verzichten. — Für die Zeitschrift „Laos“ wurde ein mehr internationales Gepräge gefordert. Die Arbeiten an einem viersprachigen volkskundlichen Lexikon werden mehr oder minder in Händen der skandinavischen Institute liegen. Von unmittelbarer Bedeutung waren für uns die Diskussionen über die geplanten Arbeiten an einem internationalen oder zumindest europäischen Volkskundeatlas. Professor Schmidt war vom Vorsitzenden dieser Beratungen, Prof. Sigurd Erixon (Stockholm) zu einer diesbezüglichen Stellungnahme aufgefordert worden. Ich hatte also Gelegenheit, ein von ihm verfaßtes Exposé über den Stand der Atlasarbeiten in Österreich zum Vortrag zu bringen. Für eine Spezialkommission, die sich mit der kartographischen

Darstellung der Pflugforschung befassen soll, wurde Prof. Koren als der erste österreichische Fachmann auf diesem Gebiet nominiert.

Bereits am zweiten Tag des Kongresses wurde eine Buchausstellung eröffnet, die in einem Raum einen Überblick über die gesamte belgische Volkskunde, in einem zweiten über das internationale Publikationswesen des Faches seit 1945 geben sollte. Obgleich nicht von allen Ländern gleichmäßig beschriftet, bot die Ausstellung viel Anregendes. Es war freilich zu sehen, daß das österreichische Publikationswesen den meisten europäischen Staaten zumindest ebenbürtig ist. Es lagen Zeitschriften und Veröffentlichungen des Vereines und des Museums auf, ferner die Buchreihen und Einzeleröffnungen des Bundesverlages (Wien) und des Verlages Otto Müller (Salzburg), die wir veranlaßt hatten, die Ausstellung zu beschicken. Es war bei dieser Gelegenheit möglich, einige wichtige Tauschbeziehungen nach verschiedensten Ländern anzubahnen bzw. zu erweitern.

Die Abendstunden waren meist mit Vorführungen volkskundlicher Filme ausgefüllt. Von den Exkursionen führte eine nach Lüttich, wo die Kongreßteilnehmer Gelegenheit hatten, die größte volkskundliche Sammlung Belgiens, das Musée de la Vie Wallone, zu sehen, ferner einige Filme der dortigen Gesellschaft und das berühmte Marionettentheater der Stadt. Die zweite, größere Exkursion führte in die Ardennen, unter anderem nach Virton und Arlon, wo sich ausgezeichnete lokale Sammlungen befinden. Die Rückfahrt ging über die bekannte Wallfahrt von St. Hubert. Alle diese Besuche waren wie der Aufenthalt in Namur mit Beweisen herzlicher Gastfreundschaft der örtlichen Behörden verbunden.

So vermittelte der Kongreß also Einblick in Probleme und Aufgaben internationaler Forschungsarbeit und zugleich schöne Eindrücke von der landschaftlichen und kulturellen Eigenart des Gastlandes, nicht zuletzt aber auch die Möglichkeit, den so notwendigen persönlichen Kontakt zu den ausländischen Kollegen zu gewinnen, der sich für die Zusammenarbeit immer noch am besten bewährt hat.

Elfriede Rath

Ein Österreichischer Volkskundeatlas

Auf der 8. Österreichischen Volkskundetagung als der Vollversammlung der Volksforscher in Österreich wurde unter dem Vorsitz ihres Altmeisters Hofrat Prof. Dr. V. Geramb in St. Martin bei Graz im Herbst 1953 der Beschluß zur Vorbereitung eines Österreichischen Volkskundeatlas gefaßt und diese jener Gruppe von Gelehrten übertragen, die durch ihre langjährige Arbeit und Erfahrung auf diesem Gebiet hiefür zuständig sind. Der Herr Bundesminister für Unterricht hat diesen Beschluß nunmehr durch Übernahme des Ehrenschutzes für das Atlasunternehmen anerkannt. Beim Zusammentreten des Proponentenausschusses in Linz am 15. März l. J. betonte der Ehrenvorsitzende des zu bildenden Kuratoriums, Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleißner sein warmes Interesse für dieses heimatliche Unternehmen, das es sich zur Aufgabe gesetzt habe, die Schlüsselstellung der österreichischen Volkskultur im Kulturgesehen Europas durch eine systematische Bestandaufnahme zu erkunden, sowie kartographisch zu erweisen und gemeinverständlich darzustellen. Es wird diese Bestandaufnahme den besonderen Gegebenheiten und Belangen des österreichischen Staatsraumes entsprechend zu veranlassen sein. Eine ihr schon vor zwei Jahrzehnten vorangegangene, die des „Atlas der deutschen Volks-

kunde“, wertet sie lediglich im Hinblick auf den dort schon erarbeiteten Stoff und Erfahrungsschatz aus. Auf der Vollversammlung der Commission Internationale des arts et traditions populaires (C. I. A. P.) in Namur Herbst 1953 kamen die Vorbesprechungen für eine Zusammenfassung der in unterschiedlichen Staaten bereits durchgeführten oder fortlaufenden Atlasarbeiten zu einem europäischen Volkskundeatlas in Gang. Das österreichische Unternehmen wird daran in angemessenem Umfang beteiligt sein. Die zur Bewältigung aller dieser Arbeiten gebildete österreichische Atlaskommission wird geleitet von den Professoren A. Helbok (Innsbruck-Götzens), A. Haberlandt (Wien), R. Wolfram (Salzburg), K. Ilg (Innsbruck). Zum geschäftsführenden Sekretär wurde Dr. phil. E. Burgstaller, Linz, Institut für Landeskunde von Oberösterreich, Museumstraße, wo bereits die erheblichsten Vorarbeiten für das Kartenwerk geleistet wurden, bestellt *).

Archiv der österreichischen Volkskunde

In den Jahren von 1946 bis 1953 hat das Österreichische Museum für Volkskunde die Sammlungen der Volksüberlieferungen auf dem Gebiete des Brauchtums und des Volksglaubens sowie verschiedener anderer Gebiete der Volkskultur unter dem Titel „Atlas der österreichischen Volkskunde“ geführt. Das Unternehmen, das hauptsächlich der Ergänzung der Sachgüter des Museums durch die geistigen Volksüberlieferungen gewidmet war, konnte durch einige große Befragungen stark ausgebaut werden.

Nunmehr hat es sich ergeben, daß eine Gruppe von Gelehrten eine direkte Fortsetzung des ehemaligen Atlas der deutschen Volkskunde auf österreichischem Gebiet in Form eines „Österreichischen Volkskundeatlas“ plant. Dieses Unternehmen hängt hauptsächlich mit den landschaftlichen Sammelstellen des ehemaligen deutschen Atlas-Unternehmens zusammen, nicht aber mit der Arbeit des hiesigen Museums. Da das hiesige Museum organisatorisch an dem genannten „Österreichischen Volkskundeatlas“ nicht beteiligt ist, so empfiehlt sich eine klare Trennung der beiden Unternehmungen auch vor der Öffentlichkeit. Um die Verschiedenheit der beiden Unternehmungen deutlich genug zum Ausdruck zu bringen, wird das Museum seine Sammeltätigkeit auf diesem Gebiete künftighin als „Archiv der österreichischen Volkskunde“ bezeichnen. Damit ist zum Ausdruck gebracht, daß es sich um die gleiche Arbeitsmethode handelt, die auch von anderen europäischen Volkskundemuseen gehandhabt wird, beispielsweise vom Nordischen Museum in Stockholm in der Form des „Nordiska museets arkiv for folksed och folktro“. Anderseits wird durch den neugewählten Titel jede Verwechslung mit dem Atlas-Unternehmen zu vermeiden sein *).

Leopold Schmidt

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Innsbruck

Ernennung

Der Bundespräsident hat mit Entschließung vom 13. März 1954 den mit dem Titel eines a. o. Universitätsprofessors bekleideten Privatdozenten Dr. Karl Ilg zum außerordentlichen Universitätsprofessor für Volkskunde an der Universität Innsbruck ernannt.

*) Berichte und Mitteilungen aus dem Österreichischen Volkskundeatlas werden künftig laufend in unserer Zeitschrift erscheinen.

Universität Wien

Dissertation

1953: Norbert F. Riedl, Die burgenländischen Speicherbauten mit besonderer Berücksichtigung des „Kittings“. 207 Seiten, 54 Abbildungen.

Ausstellungen

Osterreichisches Museum für Volkskunde; Wien:

„Volkskunst der Weihnachtszeit“. 1. Dezember 1953 bis 3. Februar 1954. Maschinschriftlicher Katalog von Dr. Adolf Mais.

Steirisches Volkskundemuseum; Graz:

„Weihnachtskrippen in Steiermark“. 11. Dezember 1953 bis 3. Februar 1954.

„Bauernhof und Bauernland. Bilder von Emmy Hieffleitner-Singer“. Eröffnung 22. März 1954.

„Steirische Tracht, alt und neu“. Ausstellung in der Museums-galerie des Gymnasialgebäudes in Leoben, anlässlich des „Osterreichischen Heimatfestes“ (3. Bundestrachtentreffen) zu Pfingsten 1954, eröffnet am 5. Juni 1954. Anlässlich dieses Trachtenfestes ist ein nettes Heftchen erschienen: Beiträge zum Osterreichischen Heimatfest zu Pfingsten 1954 in Leoben, gesammelt und herausgegeben im Auftrag der Festleitung von Willi Kadletz. Im Selbstverlag, 40 Seiten. Das Heft enthält außer dem Vorwort folgende Beiträge:

Viktor v. Geramb, Leoben — ein trachtliches Kerngebiet (S. 6—12).

Kuno Brandauer, Aus der Geschichte der osterreichischen Trachtenvereine (S. 13—16).

Franz Vogl, Feiern und Feste (S. 17—20).

Franz Lipp, Zur Trachtenpflege und Trachtenerneuerung in Osterreich (S. 21—23).

Raimund Zoder, Das Volkslied in Osterreich (S. 24—26).

Herman Lein, Die Gegenwartsbedeutung des Volkstanzes in Osterreich (S. 27—30).

Karl Stöffelmayer, Laienspiel und Volksschauspiel (S. 31—33).

Hans Commenda, Trachtenvereine und Behörden (S. 34—37).

Oberosterreichisches Landesmuseum, Volkskunde-
abteilung, Linz:

„Der Bauernkalender, seine Lostage und Heiligen“.

8. Mai—16. Juni 1954. Dazu ein kleiner Sonderführer unter dem gleichen Titel, 8 Seiten, mit Einführung von Franz Lipp.

„Attribute der Tracht und Mode aus drei Jahrhunderten.“

8. Mai—26. Juni 1954.

Theodor Körner-Förderungspreis

Am 23. April 1954 wurden zum ersten Mal die Förderungspreise des Theodor Körner-Stiftungsfonds zur Förderung von Wissenschaft und Kunst verliehen. Unter den 24 Preisträgern befand sich als Vertreterin der Volkskunde Frau Prof. Ilka Peter, Wien, der ein Förderungspreis für die Durchführung ihrer Volksglaubens-Aufnahmen in den Alpenländern zugesprochen wurde.

Nekrolog

Im letzten Jahr hat der Tod eine große Anzahl von Forschern und Sammlern auf dem Gebiet der österreichischen Volkskunde dahingerafft. Von ihnen können hier nur vier namentlich angeführt werden, die ihre Namen durch ihre Veröffentlichungen weithin bekanntgemacht haben:

Hugo Neugebauer, Dr. phil., Oberstaatsarchivar d. R. in Innsbruck, geb. 1877, starb am 20. Juli 1953. Neugebauer ist besonders durch sein hübsches Büchlein „Alttirolische Sinnsprüche“ (Innsbruck 1935) bekannt geworden. Zahlreiche Beiträge zur Tiroler Sagenforschung von ihm befinden sich in verschiedenen Zeitschriften.

Eduard Stepan, Dr. phil., Ministerialrat i. P. in Göstling, geb. 1874, starb am 23. Juli 1953. Stepan hat sich große Verdienste um die Heimatforschung, vor allem um die niederösterreichische Landeskunde erworben. Als Herausgeber der Zeitschrift „Deutsches Vaterland“ organisierte er große Schriftenreihen über das Waldviertel und über das Mühlviertel. Er ging immer wieder von seinem heimatlichen Ybbstal aus, für Göstling schrieb er schon 1898 eine Ortsmonographie, und sein letztes Werk, das 1949—1951 in zwei Bänden erschien, war wieder „Das Ybbstal“.

Alfons Dopsch, Dr. phil., Universitätsprofessor i. R. in Wien, geb. 1868, starb am 1. September 1953. Der große Historiker stand zeit lebens der Volkskunde nahe. Seine Hauptwerke „Die älteste Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenlawen“ (Weimar 1899), „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung“ (Wien 1918/20), zweite Auflage 1923/24), „Die ältere Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Bauern in den Alpenländern Österreichs“ (Oslo-Leipzig 1930) und „Herrschaft und Bauer in der deutschen Kaiserzeit“ (Jena 1939) sind auch aus der Geschichte der Volkskunde nicht wegzudenken.

Edmund Friess, Dr. phil., Staatsarchivdirektor i. R., in Waidhofen a. d. Ybbs, geb. 1884, starb am 11. Februar 1954. Friess gehörte zu jenen Schülern von Dopsch, die allmählich den Weg von der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zur Volkskunde fanden. Ausgehend von den Verhältnissen der Eisenarbeiter des Ybbstales gelangte Friess zu den verschiedensten Spezialfragen der österreichischen Wirtschaftsgeschichte, drang aber in steigendem Ausmaß in das Quellenmaterial der geschichtlichen Volkskunde ein und vertiefte namentlich die Brauchtumsgeschichte Niederösterreichs in hervorragendem Ausmaß. In Zusammenarbeit mit Gustav Gugitz widmete er sich trotz jahrzehntelanger Blindheit ganz besonders den Problemen der Wallfahrtsvolkskunde. In Buchform sind die gemeinsam mit Gugitz bearbeiteten „Wallfahrten nach Adlwang“ in der Buchreihe dieser Zeitschrift (Wien 1949) erschienen. Eine Bibliographie des rastlosen Forschers und gütigen Freundes wird in dem Gedenkheft der Zeitschrift „Unsere Heimat“ erscheinen.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Gustav Gugitz, **Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten**, in Darstellung, Verbreitung und Brauchtum, nebst einer Ikonographie (= Buchreihe „Österreichische Heimat“ Bd. 16). Wien 1950, Verlag Brüder Hollinek, 184 Seiten, mit 2 Farbtafeln und 63 Bildbeilagen auf 48 Bildtafeln.

Gustav Gugitz wurde heuer 80 Jahre alt. Wer die Leistungen unseres Nestors in den letzten Jahren verfolgt hat, hätte ohne Kenntnis dieser Tatsache meinen müssen, es handle sich um einen Vierzigjährigen an Tatkraft, der einzigartigweise mit der Kenntnis und der Erfahrung eines Hundertzwanzigjährigen ausgestattet sei. Denn was hier von Jahr zu Jahr an Ergebnissen im Druck erschienen ist, in Veröffentlichungen, die sich der Autor durch sein nimmermüdes Bemühen redlich erkämpft hat, und für die er im Sinne Schopenhauers auf das bedachtsamste zu wirken versteht, das könnte gut und gern als ein ganz großes Lebenswerk gelten. In Wirklichkeit ist es kaum ein Drittel oder ein Viertel dessen, was Gugitz als sein tatsächliches gesamtes Lebenswerk überschauen darf.

Innerhalb dieser Veröffentlichungen der letzten Jahre nimmt das vorliegende Buch eine ganz besondere Stellung ein. Den Kennern der weitgespannten und gleichzeitig so intensiven Arbeit des Meisters war es seit etwa zwanzig Jahren bekannt, daß er für sich eine Sammlung des kleinen Andachtsbildes zusammentrug, die als Grundlage einer österreichischen Ergänzung zu Adolf Spamers Hauptwerk dienen sollte. Diese Sammlung ist, nachdem ein gewisser Abschluß erreicht schien, in den letzten Jahren in den Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde übergegangen, bei weitem die schönste und größte Neuerwerbung seit vielen Jahren. Gleichzeitig begann Gugitz mit der Mitteilung seiner Ergebnisse auf diesem Gebiet, zunächst in der Arbeit „Unbekannte Druckgraphik auf alten Andachtsbildern. Beiträge zu einem steirischen Künstlerlexikon“ (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. XXXIX, Graz 1948, S. 153 ff.). Dann machte sein Aufsatz „Österreichs Kupferstecher des Barocks. Das kleine Andachtsbild Österreichs“ (Die Warte, Beilage der Österreichischen Furche, vom 13. Jänner 1951, Nr. 3, S. 2) auf das vorliegende Buch aufmerksam, das übrigens an der gleichen Stelle von Richard Beitzl in dem Aufsatz „Das kleine Andachtsbild“ (ebendort, vom 26. Juli 1952, Nr. 30, S. 2) ausführlich gewürdigt wurde.

Zur Würdigung besteht hier viel Anlaß. Das Buch bietet eine durchaus erstmalige Übersicht über den sehr schwierig zu überblickenden Stoff. Ob man die Andachtsbilder der österreichischen Wallfahrten an und für sich betrachtet oder sammelt, oder ob man sie gewissermaßen nur als eine Erscheinung in dem weiten Kreis der Wallfahrtsvolkskunde behandelt, erst jetzt kann man sie jedenfalls übersehen, ihrer Geschichte wie ihrer Verbreitung und Geltung nach. Es ist selbstverständlich, daß ein so überragender Kenner der Quellen alles zusammengetragen hat, was die individuelle Bestimmung der Bildchen im einzelnen ermöglicht.

also alle Angaben über die Maler, Zeichner, Stecher usw., über die ikonographischen Abhängigkeitsverhältnisse, kurz all das, was durch den bescheidenen Untertitel des Buches gekennzeichnet sein soll. Die Aufschlüsse, welche das Buch vermittelt, gehen jedoch noch viel weiter, und zwar viel weiter ins Volkskundliche hinein, wie wir wohl sagen dürfen. Es ist besonders jener Abschnitt über das brauchmäßige Verwenden der Bildchen, vom Schluckbildchen bis zur Totenbeigabe, der hier weiter, und sogar über Spamer hinausführt. Das Auflegen der Bildchen bei Krankheiten stieg offenbar in den Pestperioden stark an und wurde nicht zuletzt durch italienische und spanische Zuwanderer bedeutend gefördert. Ich weise hier auf einen Beleg aus dem kaiserlichen Haus hin, der mir beispielhaft erscheint: Am Hof Karls VI. herrschte starke Rivalität zwischen den Böhmen, welche die Verehrung des hl. Johann Nepomuk förderten, und den Spaniern aus dem Gefolge des Kaisers, die sich besonders für die Verehrung des hl. Vinzenz Ferrer einsetzten. Diese Rivalität machte sich besonders bei der im Jahre 1724 bevorstehenden Niederkunft der Kaiserin bemerkbar, da man die Geburt eines Thronerben ersehnte. Ein Franziskaner prophezeite die Geburt des Thronerben für den 5. April, den Tag des hl. Vinzenz Ferrer. Die spanischen Höflinge ließen das Bild des Heiligen für die Reichen auf Seide, für die Armen auf Papier drucken und mit einer deutschen Übersetzung seiner Andacht verbreiten, um in den kaiserlichen Ländern die Verehrung des „Friedensstifters Europas“ zu verallgemeinern. Die erwartete Geburt erfolgte in der Favorita zu Wien, der Leibarzt Gorelli mußte auf Weisung des Obersthofmeisters der Kaiserin, Präsident des Belgischen Rates, Fürst von Cormona, der Kaiserin in den schwersten Wehen ein paar von den seidenen Vinzenzbildchen auf die Schultern legen. Der Erfolg entsprach allerdings nicht ganz den Erwartungen, die Kaiserin brachte nämlich anstatt des ersehnten Thronfolgers die Erzherzogin Maria Amalia zur Welt (vgl. die ausführliche Schilderung bei Heinrich Benedikt, Das Königreich Neapel unter Kaiser Karl VI. Wien 1927. S. 224 f.).

Unter solchen Einflüssen sind also die Andachtsbildbräuche entstanden und volksläufig geworden. Die unwahrscheinliche Menge dieser Kleingraphiken läßt sich nur von hier aus, von der Einsicht in die Gesamtheit dieser Barock-Phänomene, verstehen. Gugitz kennt diese Welt aus zahllosen Vorarbeiten von ihren innersten Regungen her, die große Bereicherung unserer Kenntnisse durch ihn ist daher auch nur als Gewinn seines gesamten Lebenswerkes zu verstehen.

Das Buch ist, wie es heute vorliegt, zweifellos ergänzungs- und erweiterungsfähig. Fast in jeder weiteren Andachtsbildsammlung werden sich Blättchen finden, die in den großen Katalog der Wallfahrtsbilder nicht aufgenommen sind, weil sie eben bisher unbekannt waren, — es hat doch außer den Hauptveröffentlichungen kaum irgendwelche Publikationen von Material dazu gegeben. Aber das Ergänzen ist nun leicht, weil der Hauptgrundstock vorhanden ist. Und dieser gehört, wie man vielleicht gar nicht eigens betonen müßte, zu jenen wenigen Handbüchern, deren vorheriges Nichtvorhandensein zu den großen Rätseln unseres Faches zählt: wie hat man sich, fragt man sich unwillkürlich, wie hat man sich eigentlich vor diesem Buch auf diesem Gebiet überhaupt beholfen?

Und weil das Buch eben eine so absolute Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit darstellt, fragt man sich vielleicht schließlich noch, ob es jetzt schon die beste Form erhalten hat. Gewiß, man muß dem Verlag Brüder Hollinek sehr dankbar sein, daß er in so rascher Folge

die wichtigsten Arbeiten von Gugitz in den letzten Jahren herausgebracht hat. Fast alle in anständiger Form, mit gutem Bildschmuck, — man muß dazu sagen, daß Gugitz eigentlich sein ganzes Leben hindurch ein ausgezeichnete Helfer seiner Verleger war, der stets das beste Bildmaterial zur Verfügung stellte und auf dessen sinnvolle Reproduktion bedacht war. Gerade in dem Fall dieses Buches ist der Verlag vielleicht etwas zu sparsam gewesen. Es sind nicht genug Bilder, wenn auch alle wichtigen Typen gezeigt werden. Dann ist aber vor allem der Textdruck nicht praktisch. Für ein Handbuch, und das ist dieses Buch in jedem Sinn, ist ein viel zu kleiner und enger Druck gewählt worden, der in dem ausschlaggebenden Katalogteil unter die Grenze dessen geht, was man dem Forscher als Leser zumuten kann. Vielleicht wäre auch eine Sonderausgabe dieses Katalogteiles auf Dünndruckpapier möglich gewesen, sie hätte uns doch bis zu einem gewissen Grad jenen „Wallfahrts-Dehio“ ersetzt, der ja schon längst fällig wäre. Aber auch mit diesen Einschränkungen kann man nur sagen, daß wir uns glücklich schätzen, dieses Buch beschert bekommen zu haben. Für gewöhnlich stattet man bei einer derartigen Gelegenheit, wie es dieser achtzigste Geburtstag ist, Glückwünsche an den Jubilar ab. Das wollen wir auch tun, alles zu seiner Zeit und an seinem Ort. Aber angesichts dieses Buches sei es nur noch einmal deutlich gesagt, daß wir uns in erster Linie selbst dazu beglückwünschen sollen, diesen Meister noch rüstig schaffend unter uns zu haben, der sein riesiges Lebenswerk mit derartigen unersetzlichen Werken zu krönen verstanden hat.

Leopold Schmidt

Karl Haiding, **Osterreichs Märchenschatz**. Ein Hausbuch für Jung und Alt. Mit vielen Zeichnungen und 6 Farbbildern von Willi Bahner. Wien, Pro domo Verlag, 1953. 480 Seiten.

Für das Märchen in Osterreich bisher nicht allzuviel geschehen; das mußte jeder, der sich hiezulande eingehender mit dieser Materie beschäftigen wollte, mit Bedauern feststellen. Wir besaßen wohl eine Reihe meist landschaftlich begrenzter Sammlungen mit einer Fülle schöner Aufzeichnungen aus rund hundertfünfzig Jahren mehr oder minder bewußter Sammeltätigkeit, jedoch kein eigentliches Bild von Stand und Eigenart der Märchenüberlieferung in den Donau-Alpenländern. Die Mehrzahl der Auswahl Sammlungen, aus einer recht oberflächlichen Kenntnis des Materials oder auch aus kaum verblümter kommerzieller Spekulation entstanden, blieb höchst unbefriedigend. Der Mangel an Übersichtlichkeit erschwerte jedoch die für die Märchenforschung so notwendige vergleichende Arbeit, sowohl im Inneren wie von außen her, ja man kann wohl sagen, daß die internationale Märchenforschung von der osterreichischen Überlieferung wenig Notiz genommen hat, obgleich gerade hier im Zentrum Europas, am Schnittpunkt historisch und kulturell wichtiger Verbindungswege, jeder Beleg von Bedeutung sein müßte.

Der langen Rede kurzer Sinn: dieses Buch ist uns höchst willkommen, sowohl dem Märchenliebhaber, als auch dem wissenschaftlich Beteiligten, dem die neue Ausgabe viel mehr bringt, als er von einem „Hausbuch“ gemeinhin erwarten würde.

Der Name des Autors bürgt bereits für eine sehr tiefgreifende Beziehung zum Stoff; hier verbindet sich in glücklicher Weise der geschulte Erzählforscher mit dem liebevollen und ganz persönlich erlebnisfähigen Sammler, daher finden wir eine mit Bedacht getroffene Auswahl

aus den älteren, oft kaum noch bekannten gedruckten Quellen, dazu manche schöne Ergänzung aus eigenen Aufzeichnungen der jüngsten Zeit, vor allem aus der burgenländischen und der bisher wenig beachteten Überlieferung des steirischen Ennstals. Zum Glück hat sich ein Verlag gefunden, der einmal alle Vorurteile gegen den „wissenschaftlichen Apparat“ innerhalb einer vorwiegend populären Publikation überwunden hat und den Autor nach Möglichkeit gewähren ließ. Es ist also gelungen, in einem Anhang, der fast ein Viertel des Buches ausmacht, dem interessierten Leser über die Märchenerzähler (mit Bildproben), über Aufbau und sprachliche Prägung des Märchens und die Geschichte der österreichischen Sammelarbeit zu berichten und außerdem z. T. recht ausführliche Anmerkungen über Quelle, Besonderheit und Varianten dem einzelnen Märchen beizufügen.

Es war Haiding vor allem um das eigentliche Märchen im Sinne des Sydow'schen „Schimerats“ zu tun, weshalb das sonst in die Sammlungen so häufig eingestreute Schwank- und Sagengut hier fast völlig fehlt, auch die Märchennovelle bis auf wenige Ausnahmen in den Hintergrund tritt. Hingegen werden von manchen Typen des Zaubermärchens jeweils mehrere Varianten geboten, so z. B. vom Tierbräut- und Tierbräutigam-Typus je sechs (Nr. 2, 5, 19, 21, 37, 75, bzw. 3, 17, 35, 42, 49, 60), vom Typ des Heilbringers drei (Nr. 6, 31, 71), von vielen anderen zwei Belege usw. Auf die übrigen Typen der Auswahl im einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen. Sie halten sich wohl im wesentlichen im Rahmen anderer Märchensammlungen des deutschen Sprachgebiets mit einigen Anklängen an die süd- und südosteuropäische Märchenüberlieferung. Was auffallen mag und auch vom Herausgeber bewußt in den Vordergrund gestellt wird, ist die stark lokale Färbung mancher von ihm selbst aufgezeichneter Erzählungen wie etwa der ersten („Vom Senner der König wurde“, S. 7), die das Märchengeschehen in die reale Welt des Gebirgsbauern versetzt. Das Eigenständige des Erzählens ist hier gewiß erstaunlich, m. E. aber nicht gerade typisch für das Märchenerzählen an sich, das sich gewöhnlich von Ort, Zeit und Personen abstrahiert und nur in ganz allgemeinen Begriffen handelt. Die Entwicklung zur lokalen Färbung scheint mir eher für eine einigermaßen bewußte Art des Erzählens bezeichnend zu sein, die — mit aller Vorsicht sei's gesagt — wenn auch auf Umwegen vom Literarischen her beeinflußt sein mag. Von der Kalendergeschichte etwa, die gerade in den letzten Jahrzehnten das bäuerliche Milieu betonte und den Menschen dieser Sphäre vielleicht erst unter ganz bestimmten Wertungen auf seine eigene Erlebniswelt hingewiesen hat, über die er sich früher beim Märchenerzählen und Märchenhören eher erheben wollte. Dies nur als vorläufige Erwägung, die den Wert dieser Aufzeichnungen in keiner Weise antasten soll, im Gegenteil vielmehr zur Beobachtung anregt. Eine gewisse Überschneidung von Märchen und Sage scheint sich hier anzudeuten. — Daß die an sich hübschen Illustrationen jedoch das bäuerliche Milieu allzusehr betonen und Feen als handfeste Dirnen, Prinzen aber im „Steirerg'wandl“ auftreten lassen, scheint der allgemeinen und schon gar der kindlichen Märchenvorstellung nicht ganz zu entsprechen.

Manche, vielleicht bewußt gesetzte Härten ergeben sich da und dort im Sprachlichen, wo durch die (für den Zweck des Buches notwendige) Übersetzung aus der Mundart in eine doch wieder mundartlich gefärbte Hochsprache gewisse Unebenheiten entstehen. Wie schwer jedoch hier der goldene Mittelweg zu finden ist, weiß nur der, der sich jemals am Märchenerzählen oder vielmehr am Märchenniederschreiben

versucht hat. Für Kinder weniger geeignete Geschichten wurden in ihrer ursprünglichen Mundart belassen.

Sehr dankenswert sind, wie gesagt, die Anmerkungen zu den einzelnen Nummern. Die Anführung vieler, z. T. nur handschriftlich vorliegenden Varianten bieten bereits eine gute Grundlage für alle weiteren Bemühungen im Bereich des österreichischen Märchens. In Bezug auf die allgemeine Märchenliteratur hätten wir uns vielleicht da und dort eine etwas objektivere Orientierung gewünscht. Dies gilt vor allem im Hinblick auf den ungeschulten Leser, der sich zunächst kein eigenes Bild von der Problematik der Märchenforschung machen kann. Das oft zitierte Buch von Spieß-Mudrak, „Deutsche Märchen — Deutsche Welt“ weist — bei aller Achtung vor diesem Werk — doch in eine ganz bestimmte, zeitlich bedingte Richtung, die der heutigen Situation nicht mehr völlig entspricht. Die für den Herausgeber persönlich bestimmende Anschauung, die ja jedem unbenommen bleiben muß, sollte in einem für die breitere Öffentlichkeit bestimmten Buch m. E. hinter einer möglichst unvoreingenommenen Darbietung der verschiedensten Blickrichtungen zurücktreten. Wer freilich den Leidensweg vieler Manuskripte bis zur Drucklegung heutzutage kennt, weiß auch, wie schwer es ist, ein Werk oft über Jahre hinweg „auf Stand“ zu halten.

All dies möge auch nicht so sehr als Kritik, sondern als Ausdruck sehr persönlicher Anteilnahme aufgefaßt werden. „Österreichs Märchenschatz“ wird hoffentlich Kindern, Eltern und Lehrern viel Freude und damit Herausgeber und Verlag den gewünschten Erfolg bringen. Für die österreichische Volkskunde ist damit jedenfalls ein Schritt vorwärts getan.

Elfriede Rath

Leopold Schmidt, **Spaten-Forschungen**. Zu einigen Arbeitsgeräten des frühen Ackerbaues. (Sonderdruck aus „Archiv für Völkerkunde“, Wien, Band VIII [1953], S. 76—141.)

In seinem 1952 in umgearbeiteter Form erschienenen Buch über die „Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos“ (vgl. meine Besprechung in dieser Zeitschrift Bd. 56, S. 150 f.) hat L. S. am Beispiel der Ernteschnittgeräte die Erforschung der geistigen „Gestalt“ und ihres Glaubensgehaltes als das Ziel einer geisteswissenschaftlich-volkskundlich gerichteten Sachforschung dargestellt. In der vorliegenden Arbeit wird nun an Hand des randbeschlagenen Spatens und verwandter Geräte eine Probe aufs Exempel gemacht. Von diesem Versuch darf von vornherein gesagt werden, daß er der Versuchung entgangen ist, die Alltagswirklichkeit des Arbeitsgerätes zu überspringen, um direkt zu mythologischen Spekulationen vorzudringen. Der Verfasser selber gesteht in der Einleitung wenigstens die methodische Priorität einer technologisch-funktionalistischen Abklärung der Arbeitsgeräte zu, indem er sagt: „Die Erfassung der sinnbildhaften Gestalt des randbeschlagenen Spatens hat mich zu der durchaus realistischen Arbeitsmethode gebracht, zunächst die betreffenden Geräte und die dazugehörigen Zeugnisse zu sammeln“ (S. 78).

Betrachten wir zuerst dieses „realistische“ Ergebnis, welches auch räumlich den Hauptteil der vorliegenden Arbeit ausmacht. Es besteht in einer für alle spätere Forschung unumgänglichen Zusammenstellung von europäischen Sach- und Bildbelegen für den hölzernen, randbeschlagenen Spaten vom 9. bis zum 20. Jahrhundert mit Standortangaben, Beschreibungen und teilweise mit Abbildungen. Für das „finstere Mittelalter“ müssen, wie auch sonst in der Sachforschung die Bildbelege der religiösen Ikonographie an Stelle fehlender Sachbelege

treten. Eine besondere Gruppe bilden die Darstellungen, welche Christus als Gärtner zeigen, wie er der Maria Magdalena nach der Auferstehung erscheint (Joh. 20, 15). Christus als Hortulanus ist ein noch bei Dürer vorkommender, mindestens bis ins 13. Jahrhundert zurückreichender Bildtypus, welcher von L. S. mit der nötigen Vorsicht für die realistische Gerätekunde verwendet wird. Die Funktion der Grabgeräte kann, abgesehen vom Gärtnerspaten, begreiflicherweise nicht immer sicher bestimmt werden. (Handelt es sich beim Begräbnisbild auf Taf. II nicht eher um eine Schaufel?)

Aus den zahlreichen Belegen ergibt sich (S. 89) eine flächenhaft zusammengefaßte Verbreitungskarte, welche ein Gebiet des randbeschlagenen Spatens quer durch Mitteleuropa von England und der Nordseeküste bis zum Balkan zeigt, mit Ausschluß von Südwesteuropa.

Zur Erklärung dieses Verbreitungsbildes stellt L. S. (S. 129 ff.) die Hypothese auf, daß es sich primär beim randbeschlagenen Spaten um ein Gerät für Deicharbeiten im Nordseegebiet gehandelt habe, das dann als nichtrömisches Werkzeug bei Schanzarbeiten im ganzen Limesbereich eingeführt worden sei, um in der Folge zum bäuerlichen Ackergerät Nordwesteuropas zu werden. Es hätte also sozusagen eine funktionelle Entwicklung vom Deichspaten zum Limespaten und schließlich zum Ackerpaten stattgefunden. Zum Zusammenhang des randbeschlagenen Spatens mit dem ordonanzmäßigen Schanzwerkzeug des römischen Legionärs und zur Möglichkeit, daß sich ein nichtrömisches Gerät für Limesarbeiten in so weiten Reichsteilen durchsetzte, wird sich die klassische Archäologie äußern müssen. Daß der Limes- oder der Deichspaten im Mittelalter „zum allgemeinen bäuerlichen Gerät Nordwesteuropas geworden“ (S. 130) sei, scheint mir nicht zwingend, wenn es — wie Verfasser selber ein paar Seiten vorher (S. 126) sagt — „offensichtlich vor und neben dem Pflugbau in Europa und Asien einen Spatenbau gegeben habe“. Das für diesen Spatenbau bestimmende Feldgerät müßte also bedeutend älter sein als der „Limespaten“, da der Pflugbau, wenn auch nicht in die neolithische, so doch in die früheste Metallzeit zurückreicht. Immerhin ist der Spaten nach den neuesten ethnographisch-archäologischen Untersuchungen, nach Leser¹⁾ wie nach seinem Opponenten Kothe²⁾ (den L. S. noch nicht berücksichtigen konnte), jünger als der Pflug. Als Vorstufe des Pfluges ist nach Kothe nicht die Hacke anzunehmen, wie Leser und frühere Forscher es wollten, sondern der Furchenstock, ein eher schaufelförmiges, geknicktes, schmales Gerät, das in Schottland (Abb. bei Kothe S. 67), also im Gebiet des von L. S. nachgewiesenen schmalen Spatens, bis ins 19. Jahrhundert zur Herstellung von Ackerfurchen gebraucht wurde.

Es wird nicht nur weiterer Druckerschwärze, sondern auch weiterer archäologischer Beweisstücke bedürfen, bis auf dem Kampffeld um die Vor- und Nebenformen des Pflugbaues eine endgültige Entscheidung fällt. Bis dahin ist es Aufgabe der volkskundlichen Sachforscher und speziell auch der Gilde der Pflugforscher (Koren, Bratanić, Dias u. a. verdanken wir neben Leser die neuesten Untersuchungen), die Funktion der Ackerbaugeräte von der Neuzeit her rückwärtsdringend zu

¹⁾ Paul Leser, Entstehung und Verbreitung des Pfluges, Münster 1931.

²⁾ H. Kothe, Völkerkundliches zur Frage der neolithischen Anbauformen in Europa. (Ethnographisch-archäologische Forschungen, Berlin, Bd. I, S. 20—73.)

klären. Die vorliegenden Spatenforschungen bilden trotz mancher Unsicherheit ein wesentliches Stück dieser notwendigen Bestandaufnahme.

Doch sind alle die erwähnten „Angelegenheiten der materiellen Zivilisation“ nur Präliminarien für eine geisteswissenschaftliche Sachforschung, welche sich auf die „glaubensmäßige Gestaltung“ der Geräte ausrichtet. Dafür erweist sich allerdings der Spaten als längst nicht so ertragreich wie Sichel und Sense. „So wenig Glaubensvorstellungen sich für den Spaten haben feststellen lassen, in seinem Kerngebiet ist auch er zweifellos ‚heiliges Gerät‘ gewesen“ (S. 132). So lautet die These, welche mit den folgenden Überlegungen und Belegen gestützt wird. Die sichelförmigen Metallränder der abgerundeten Spatenblätter, die „Lunula-Beschläge“, bieten einen Anhaltspunkt für die Mondsymbolik, ohne daß allerdings ausdrückliche Belege für eine solche Mondbeziehung des Gerätes gegeben werden könnten. Dagegen liegen für die Geschlechtersymbolik, die den Spaten, ähnlich wie den die Erde aufreißenden Pflug, als männliches Gerät deutete, späte Zeugnisse vor (S. 121). Hier knüpft L. S. die mittelalterliche Bildtradition an, die den Urvater und Urbauern Adam mit dem Spaten darstellt und den neuen Adam, Christus, als Gärtner mit demselben Attribut zeigt, wobei auch an den erotisch betonten Gärtnerotyp der orientalisches beeinflussten Novellistik des 14. Jahrhunderts (Boccaccios Gärtner im Frauenkloster) erinnert wird (S. 123 f.).

Ob für solche Zusammenhänge eines weltlichen und eines geistlichen Gärtnerstyps das Attribut des Spatens wirklich die Bedeutung eines Symbols hatte, ob es auch nur auf eine solche „heilige Gestalt“ zurückgeht, bleibt mir fraglich. Sind nicht auch die Attribute der Heiligen, etwa die Schwerter der Märtyrer, einfach sprechende Zeichen, rationale Signaturen, trotz dem Hinweis auf das Wunderbare?

Kothe, der oben zitierte ethnographisch-archäologische Sachforscher, schreibt im Jahre 1948, also vor dem Erscheinen der „Gestaltheiligkeit“: „Jede Sanktifizierung ist etwas Sekundäres. Es ist wohl in erster Linie das Nützlichkeitsprinzip, das den Fortschritt bedingt“³⁾. Dieser pointierte nüchterne, positivistische Satz eines jungen Forschers erklärt sich in seiner offensichtlichen Einseitigkeit wohl als Reaktion auf die geistigen Abenteuer der vorhergehenden Zeit. Obschon die heilsame Nüchternheit eine der wichtigsten Sicherungen unserer Wissenschaft ist, käme es doch einer Selbstverstümmelung der Kulturforschung gleich, wenn wir in der Welt der Arbeit und der Sachen nur das Nützlichkeitsprinzip und den Fortschritt sehen wollten. Leopold Schmidts Bemühen und Verdienst ist es, auf geistvolle Art der nicht immer leicht faßbaren glaubensmäßigen Bedeutung der Sachen nachzuspüren.

Richard Weiss

Karl M. Klier, **Das Blochziehen**. Ein Faschingsbrauch von der Südgrenze Österreichs (= Burgenländische Forschungen, Heft 22). Eisenstadt 1953, 160 Seiten, VIII Bildtafeln, 1 Karte.

In einem eigenen „Verzeichnis der Zeitschriften-Aufsätze und selbständigen Druckwerke von Karl M. Klier“ (als Manuskript gedruckt Wien 1951) gab der Verfasser der vorliegenden Brauchtumsmonographie seine stille und unendlich fleißige Art, der Wissenschaft vom Volke,

³⁾ H. Kothe, Die Wirtschaftsstufen und ihre zeitliche Eingliederung. (Die Nachbarn, Jahrbuch für vergleichende Volkskunde, Göttingen, Bd. I, 1946, S. 87.)

insbesondere der Volksdichtung zu dienen, zum Ausdruck. Klier konnte in diesem Bericht, der 291 Nummern von Studien zwischen 1913 und 1950 umfaßt und mit einer Sonderpublikation über „Das Neujahrssingen im Burgenland“ (Burgenländ. Forschungen, Heft 11, 1950) abschließt, Rechenschaft über seine Arbeit geben. Seither erschienen von ihm noch andere wichtige Publikationen, die sich vorwiegend mit Fragen des Volksliedes (Flugblattlieder, Drucke u. ä.) befassen und nunmehr, nach jahrzehntelangen Vorarbeiten, kam das „Blodziehen“ heraus, das wir zu den lebendigsten Brauchtumsüberlieferungen der Ostalpen und des nahen pannonischen und nordwestbalkanischen Raumes rechnen müssen. Klier beschränkt sich in seiner materialreichen Studie bewußt auf die Länder am Ostalpensaum, auf das Burgenland, das genau abgefragt erscheint und auf die Steiermark, deren Belegordichte etwas schütterer erscheint, weil Klier (nach eigenen Bemerkungen) „nur Stichproben“, hauptsächlich aus dem vom Steirischen Volkskundemuseum in Graz (H. K o r e n) gepflogenen Erhebungen, vorlagen. Indessen sind auch von steirischer Seite keine wesentlichen Lücken zu bemängeln. Im Gegenteil: durch Klier ist auch hier wieder wie so oft in seinen vielen Arbeiten der steirischen Landesforschung eine wichtige Hilfe geleistet worden.

Nach einer knappen Einleitung über „Pflugziehen und Blodziehen“, die beiden Grundformen dieses Brauchtums, bei der der indogermanische Gemeinbesitz betont wird und die ältesten Urkundebelege (Synode von Lestines = Liftinae, im Indiculus superstitionum mit dem § 23 über die „sulci circa villas“ vom Jahre 743) herangezogen werden, reiht Klier die Vielzahl der Belege besonders im 16. Jahrhundert an. Es folgen Brauchbeschreibungen des späten 18. Jahrhunderts aus Steiermark (Schladming 1775) und im weiteren Blicke über den gesamten Ostalpenraum, auf Krain, Kärnten und zumal auf Tirol und die Schweiz. Indessen beschränkt sich Klier von hier weg ausschließlich auf die Formen im „heutigen Rückzugsgebiet“ (17 ff.). Hier aber legt der Verfasser eine derartige Fülle von Brauchbeschreibungen in Namen, Sonderformen, Spottpredigten, Gebetsparodien, Scherzansprachen usw. vor, daß damit gleichzeitig ein reichhaltiges Quellenmaterial zur Volksdichtung (gereimte Formen, Sprachgut) und zum (für diesen Raum noch viel zu wenig beachteten) Volkshumor erschlossen ist. Es handelt sich zum Teil um allerjüngste Aufzeichnungen (Burgenlandkarte mit Stand von 1941), die aus mündlichen Berichten stammen oder aus weit verstreuten und der Forschung im allgemeinen unzugänglichen Quellen (Tageszeitungen, Kalender, Lokalzeitschriften, Deklamierniederschriften usw.) entnommen sind. Ein Zeitkalender der Belege zwischen 1858 und 1939 (284 Belege) zeigt die zeitliche und die räumliche Dichte dieses wirklich am Ostalpensäume noch lebendigen Brauchtums, wie sie sich als in sich ziemlich geschlossene Brauchlandschaft etwa den tirolischen Bereichen (Oberinntal) gegenüberstellt, ohne von dorthier abhängig oder übertragen zu sein, wie A. Dörrer (Tiroler Fasnacht, Wien 1949, S. 21) meint. (Kliers Manuskript lag übrigens lange vor dem Erscheinen des Werkes von Dörrer druckfertig vor.)

Klier hat sich bemüht, unter erschwerten Umständen auch magyarische und burgenland-kroatische Quellen in seiner überraschend reichhaltigen Studie mitzuverarbeiten, wiewohl er sich wie gesagt bewußt auf das Burgenland und die Steiermark beschränkt, was die Darlegung des lebendigen Brauches betrifft. Im Sinne der kulturhistorischen Ausweitung der Volkskundeforschung in Österreich, die lebendiges Überlieferungsgut in größeren Räumen untersucht, ohne an Sprach- oder

Landesgrenzen stehen zu bleiben, sei es dem Rezensenten gestattet, die weitere Forschung, die durch Klier's vorliegendes Werk wesentlich erleichtert ist, auf das südlich anschließende und durch keinerlei Raumlücke getrennte Brauchgebiet insbesondere Nordostsloweniens aufmerksam zu machen, bzw. dieser Rezension Hinweise auf bestehende Literatur beizufügen, aus der der Wesenszusammenhang dieses Brauchtums-komplexes auf deutschem, magyarischem und südslawischem Boden erhellt. Auch in der historischen Untersteiermark und im Übermurgebiete (Draufeld, Kollos, Windische Bühel, Prekmurje) gehört das Blodziehen (ploh vlačiti) und die kultische Pflugumfahrt (Umzug der „Faschingspflüger“ = pustni orači) zum lebendigen Überlieferungsgut noch der Halbvergangenheit. Belege, Bilddarstellungen, Brauchbeschreibungen, Zeitfestlegungen und Sprachgut bei: B. Orel, Slovenski ljudski običaji (Slowenische Volksbräuche) im Sammelwerk Narodopisje Slovencev (Volkskunde der Slowenen) Bd. I, Laibach 1944, S. 318 ff., dazu weitere Literatur ebenda II, 159; A. S., Orači na Dravskem polju (Die Pflüger auf dem Draufelde), (Zeitschr. Etnolog Bd. XVII, 1944, Laibach 1945, S. 100); M. Turnšek, Pod vernim krovom (Unter dem Schutz des Glaubens), Bd. II, Laibach 1944, S. 107 ff.; V. Möderndorfer, Verovanja, uvere in običaji Slovencev (Aberglaube, Meinungen und Bräuche der Slowenen), II. Bd., Prazniki (Festtage), Cilli 1948 (erschienen 1952), Register s. v. ploh, ploh vlačiti, plug, pustno oranje. Von den Mädchen, die „ploh vleči“ mußten, schrieb der slowenische Dichter Jurij Vodovnik (1791—1858): er kannte den Brauch aus seiner Heimat am Bahren. Mit leiser Wehmut erzählt ein anderer slowenischer Dichter, Ignac Koprivec, in seinem volkscundlich außerordentlich interessanten Buche „Kmetje včeraj in danes“ (Bauern gestern und heute) (Volkscundliche Skizzen aus den Windischen Büheln) 1939 vom „plug vleči“, das nun mehr und mehr bloß eine Kinderunterhaltung geworden sei. Hinweise auf das Liedgut der umziehenden Pflugzieher in der östlichen Untersteiermark auch bei R. Hrovatin, O slovenskem ljudskem plesu (Über den slowenischen Volkstanz). (Slovenski Etnograf, Bd. III/IV, Laibach 1951, S. 281). Über den Einbau ins Hochzeitsbrauchtum des östlichen slowenischen Savegebietes (Drachenburg, Wisell) schrieb jüngst F. Baš, Ženitovanje v vzhodnem Zasavju. Gradivo za ljudske običaje na Bizeljskem in Kozjanskem (Zbornik Etnografskog Muzeja u Beogradu 1901—1951, Belgrad 1953, S. 220 ff.). Von hier weg mußten sich die Untersuchungen über die kultischen Pflugumfahrten im benachbarten kroatischen Raume bis zu den nordadriatischen Inseln und Istrien anschließen, auf die bereits M. Gavazzi (Godina dana hrvatskih narodnih običaja — Kroatische Jahrlaufbräuche), Bd. I, Agram 1939, S. 16 ff., mit den Bezügen zu den alpenländisch-deutschen und slowenischen Kernbereichen hingewiesen hatte. Für all diese notwendigen Ausweitungen gibt Klier's Buch eine wesentliche Grundlage ab, für die diesem fleißigen Gelehrten wie der Burgenländischen Landesregierung, die in geradezu vorbildlicher Weise die Landesforschung betreut und fördert, sehr zu danken ist.

Leopold Kretzenbacher

Ernst Burgstaller, Das Fragewerk zu den volkscundlichen Karten. Durchführungsbbericht zum ersten Fragebogen. (Veröffentlichungen zum Oberösterreichischen Heimatatlas. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich, I.) Linz 1952 (Sonderdruck aus den „Oberösterreichischen Heimatblättern“, VI, Heft 3).

Die Bestrebungen der einzelnen österreichischen Bundesländer für einen Heimatatlas sind verschieden weit gediehen. Während z. B. das

riesige Material des steirischen nach dem Tode von Robert Mayer zumindest in den volkskundlichen Teilen ziemlich verwaist liegt, ein großartiger Plan der Kärntner rasche Fortschritte macht, die Arbeit am „Atlas der burgenländischen Volkskunde“ gut fortschreitet und die Salzburger unter den Händen von Egon Lendl der nahen Vollendung entgegengeht, begannen die Oberösterreicher bereits mit den ersten Veröffentlichungen. Der Gründer, Hauptbearbeiter und wissenschaftliche Leiter des Gesamtunternehmens, Ernst Burgstaller, der auf eine reiche Erfahrung in den Methoden der volkskundlichen Kartographie zurückblickt, legt im vorliegenden Hefte die Grundsätze dar, nach denen Oberösterreich vorgehen will. Es ist die Methode der Fragebogen, die an ein sehr dichtes Netz von Stützpunkten, zumal an Schulen, ausgesendet und durch zusätzliche Forschungen geschulter Fachleute (ähnlich dem Schweizerischen Exploratorensystem) dauernd überprüft, ergänzt und berichtigt werden. Über das Grundsätzliche der Atlasarbeit, durch die in gewissem Sinne auch die Bestrebungen des derzeit in Frankfurt am Main (Volkskundemuseum der Universität) liegenden Materials des „Atlas der Deutschen Volkskunde“ fortgeführt werden sollen, hatte Burgstaller schon in den „Oberösterreichischen Heimatblättern“ V, 1951, S. 25—38 berichtet. Hier nun werden Methoden, Fragesystem und Bearbeiter vorgestellt. Burgstaller setzt sich kritisch mit den einzelnen Typen volkskundlicher Kartographie auseinander. Die Polemik gegen Leopold Schmidts „dialektische“ Karten (S. 40 ff.), auf denen meist zwei oder mehrere volkskundliche Phänomene in großen Zeichen auf schematischen Übersichtskarten kleinen Maßstabes (z. B. Europa oder Eurasien), eingetragen werden, um auf ihnen in großen Übersichten nicht nur das Material aufzuzeigen, sondern auch Forschungsergebnisse sichtbar zu machen, konnte unterbleiben, da der Gegensatz zur Punktsystemkarte jedermann klar ist. Sehr weit verbreitete oder in ihren Wanderungen darzustellende volkskundliche Phänomene lassen sich wenn überhaupt graphisch, dann eben nur in solchen „dialektischen“ Karten als Arbeitsbehelfe sichtbar machen und in der Praxis gewiß nicht durch ein Punktsystem auf großmaßstäblichen Karten. Beide kartographischen Darstellungstypen haben ihren absoluten Wert für sich und dienen der Forschung in gleichem Maße, für Großräume der eine, für die räumlich begrenzteren Bereiche eines Heimatatlases der andere. Die Kartenbeispiele Burgstallers: „Feuerräder im oberösterreichischen Jahresbrauchtum“, „Radmähen und Habergeißaufstellen — Rügebrauchtum bei der Ernte“ verdienen hohes Lob. Gleiches gilt für die Entwürfe und die Druckausführung der Kartenproben (Belegortekarte, Herkunft der Mitarbeiter, Dauer ihrer Ortsansässigkeit, Rügebrauchtum bei der Ernte und Feuerräder im Jahresbrauchtum). Gerade diese Feuerräderkarte mit zusätzlichen Lichtbildaufnahmen des Verfassers gewinnt eben jetzt an wissenschaftlichem Vergleichswert dadurch, daß die kulturhistorisch eingestellte slowenische Volkskundeforschung, namentlich Milko Matičetov von der Volkskundesektion der Laibacher Akademie der Wissenschaften, in einer italienischen Publikation den Versuch unternahm, das für die Erforschung der gesamten ostalpinen Volkskultur so wesentliche Berührungsgebiet der drei wichtigsten ethnisch-sprachlichen europäischen Stämme, der Germanen, Slawen und Romanen in Kärnten, Krain und Friaul von der Braucherscheinung der Feuerräder her zu beleuchten. (Le rotelle infuocate nelle Alpi orientali. „Ce fastu?“, Rivista della Società Filologica Friulana a. XXVII/XXVIII, 1951/52, Udine 1953, S. 111—127.) Neben der sprachgeschichtlich interessanten Übernahme des altdeutschen Wortes für „Scheibe“ in das noch heute übliche slowenische

šiba wird hier die Notwendigkeit einer ständig die nationalen Grenzen übergreifenden Schau bei jedem volkskundlichen Einzelphänomen der Ostalpen auf die Art der Entsprechung bei den beiden anderen Völkern oder Volksgruppen deutlich als eine wissenschaftliche *conditio sine qua non* dargetan. Dafür aber ist die gewissenhafte Aufbereitung des Materials, wie es der Oberösterreichische Heimatatlas in den ersten Karten mustergültig leistet, eine wesentliche Voraussetzung und Hilfe.

Leopold Kretzenbacher

Leopold Kretzenbacher, **Weihnachtskrippen in Steiermark.**

Kleine Kulturgeschichte eines Volkskunstwerkes. 64 Seiten mit 24 Bildern (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. III). Wien 1953, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde.

Durch diese mit liebevoller Hingabe geschriebene Arbeit erfahren wir, wie es mit der Weihnachtskrippe in der Steiermark steht. Der Verfasser berichtet im 1. Abschnitte von den mit den gotischen Flügelaltären im Zusammenhange stehenden Weihnachtsdarstellungen, wozu der Schrein von Oppenberg, das Mittelstück eines spätgotischen Altares um 1480 mit der Darstellung der Huldigung der drei Könige, gehört, wie auch von dem Krippenrelief in der Hinterlobung aus der Zeit um 1525 mit einer Wiedergabe der Geburt Christi. Anschließend wird des Kindelwiegens gedacht, das seit dem 14. Jahrhundert deutlich in Erscheinung tritt und sich im Obermurtal und auch anderwärts in Steiermark in einer rührend volkstümlichen Form mit Lied und Brauchtum bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Zur Barockzeit (2. Abschnitt) tritt dann mit der Weihnachtskrippe der Jesuiten in Prag v. J. 1562 die Gestaltung in Erscheinung, die jene Merkmale zeigt, welche der Weihnachtskrippe, wie wir sie verstehen, zukommen: freie Einzelfiguren, die nach Belieben versetzt und ausgewechselt werden können, und die unbehinderte Verwendung und Erweiterung der landschaftlichen Elemente. Im Jahre 1579 stellen die Jesuiten bereits eine Weihnachtskrippe in Graz auf. Die anderen Orden folgen rasch nach. Neu sind die beweglichen, bekleideten Figuren mit Wachsköpfen, welchen die führende Rolle zukommt. Diese Krippe dringt auch in die bürgerliche Schicht ein, wo ihr besondere Pflege zuteil wird. Für die mechanisch bewegte Krippe bringt der Verfasser zwei frühe Beispiele: das „gehende Kripperl“ der Minoriten in Bruck a. d. Mur um 1650, dessen Figuren zwecks Bewegung an das Räderwerk der Turmuhr angeschlossen sind, und die Weihnachtskrippe mit bewegten Figuren im Kapuzinerkloster vor dem Paulustor in Graz, an die sich die Bekehrungsgeschichte eines Teufelsbündners vom Dreikönigstage des Jahres 1666 anknüpft. Ein Meisterwerk der Hochschicht, das in seiner Innerlichkeit als eine Fortsetzung der Gotik gelten kann, ist die Krippe des Schnitzers Jos. Thad. Stammel in Admont um 1750. Der Schaulust des Volkes kommt die große volkstümliche Krippe der Stiftskirche von St. Lambrecht v. J. 1762 entgegen. Mit ihren 134 Figuren werden in 17 verschiedenen „Vorstellungen“ alle Geschehnisse des erweiterten Weihnachtskreises bis zu Lichtmeß dargestellt. Die Krippe hat einen „Heiligen Berg“ mit Felsen und Bäumen und drei Städten, Jerusalem, Nazareth, Bethlehem, dann Volksszenen mit Bauern, Marktfrauen, Gardesoldaten, Jägern und Wildschützen. Realistisch wird die Tafel der Hochzeit zu Kanaan ausgestattet, mit gebratenen Spatzen statt der Gänse und kleinen Nachbildungen von Torten und winzigem Konfekt allerlei Art aus der Stiftsküche. Am Lichtmeßtag wird ein stei-

rischer Almbtrieb dargestellt. Sennen und Almhalter treiben mit geschwungenen Geißeln das prächtig geputzte Vieh von der Alm. Der Stier hat einen winzigen „Grössing“, einen mit bunten Bändchen geschmückten Tannenwipfel, auf dem Kopfe und farbige Streifen um die Hörner. — Mit dem Krippenverbote der Aufklärungszeit erlosch die volkstümliche Krippe, da es an einer an der Tradition festhaltenden Geschlechterfolge von Schnitzern fehlte, die unbekümmert ihre Wege weitergehen. Es galt nur mehr die Reste in treuer Liebe zu bewahren. Der Verfasser erörtert zum Schlusse die Krippen der Nazarener, die orientalischen Krippen, das erneute Erwachen der Liebe zur volkstümlichen Krippe um 1900 (Krippenvereine) und das gegenwärtige Bestreben von geschulten Schnitzern durch künstlerische Einfühlung das Erlebnis vor der Weihnachtskrippe neu zu entzünden. — Es ist zu wünschen, daß diese wissenschaftlich unterbaute, aber jedermann ansprechende Arbeit Kretzenbadners weiteste Verbreitung finde und dazu beitrage, ein wertvolles, eine Zeit lang zurückgesunkenes Werk der Volkskunst wieder hoch zu heben.

Karl Spieß

Maja Loehr, Thörl. Geschichte eines steirischen Eisenwerkes vom vierzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart. 176 Seiten, 47 Abb. Wien 1952, Verlag für Geschichte und Politik.

Die ausgezeichnete Monographie eines steirischen Hammerherrenwerkes und seiner Führer, wirtschaftsgeschichtlich vorbildlich; übrigens auch in der Ausstattung musterhaft, der heutige Besitzer, Hans Pengg, hat seinen Vorgängern alle Ehre widerfahren lassen. Was wir uns wünschen würden, wäre nun das Gegenstück: eine Darstellung des Werdens und Wesens der Eisenarbeiter von Thörl, ihres Verhältnisses zur Arbeit in dem traditionsreichen Werk.

Leopold Schmidt

Gustav Gugitz, Kärntner Wallfahrten im Volksglauben und Brauchtum. Versuch einer Bestandaufnahme. Klagenfurt, 1951, Verlag Ferd. Kleinmayr. 70 Seiten, mit mehreren Abbildungen im Text.

Gugitz hat durch viele Jahre hindurch alles zusammengetragen, was für eine Gesamtdarstellung der Wallfahrten Österreichs notwendig ist; es ließe sich daraus ein „Wallfahrts-Dehio“ schaffen, der nicht nur für die Volkskunde im engeren Sinn, sondern für viele Nachbardisziplinen, aber auch für Heimatforscher und Interessenten der verschiedensten Art nützlich wäre. Nun, dieser weitgespannte Plan hat leider bisher keinen Verleger gefunden, der ihn verwirklicht hätte. Daher veröffentlicht Gugitz Ausschnitte aus diesem gewaltigen Material vor allem für jene Bundesländer, die sich als besonders wichtig erweisen, und auch Veröffentlichungsmöglichkeiten bieten. Kärnten hat da als Ahnenland des Verfassers den Ruhm, zuerst zugegriffen zu haben. Es hat dadurch eine stoffreiche, wohlgerundete Darstellung seines alten Wallfahrtswesens erhalten, die vor allem die vielfältigen Formen der Kulturkontinuität auf diesem alten Kulturboden herausarbeitet. Es ist vielfach lebendiges Mittelalter, mit altertümlichem Motivbrauchtum, das hier mit großer Umsicht und mancher Kritik an bisherigen Darstellungen dargetan wird. So ist die interessante Herleitung von St. Athanasen vom hl. Nonosius unter anderem auch ein wichtiges Stück Wirkungsgeschichte von Freising (S. 11 ff.), und die Parallelisierung vom hl. Mann in der Niklai mit dem Pilger Albinus in St. Johann in Mauertal (NO.) leitet von der Graberschen Sachsendeutung in die Geleise einer realistischen

Mittelalterkenntnis zurück (S. 16 ff.). Im ganzen also eine jener Arbeiten, die bei äußerer Schlichtheit einen unausschöpflichen inneren Reichtum besitzt und noch lange als kleines Meisterwerk gepriesen werden wird.

Leopold Schmidt

Oswin Moro, St. Oswald ob Kleinkirchheim. Menschen, Sitte, Jahr-
laufbrauchtum. Ein Buch vom Kärntner Bergbauerntum. 270 Seiten,
mit zwei Farbtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text.

Oswin Moro, Volkskundliches aus dem Kärntner Nockgebiet. Volks-
medizin, Volksglaube, Volksdichtung, Volkskunst, Hofwesen und
Arbeitsleben. 303 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen im Text.
(= Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Bd. 34 und
35). Klagenfurt, 1951/52, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten.

Der große Sammler der Kärntner Bergbauernvolkskunde, Oswin Moro, ist 1941 gestorben. Sein in zahlreichen Aufsätzen ausgebreitetes Aufzeichnungswerk war die längste Zeit hindurch nur einem kleinen Kreis von Fachleuten vertraut. Nunmehr hat sein Bruder, Gotbert Moro, der hochverdiente Direktor des Landesmuseums für Kärnten, diese Sammlung veranstaltet, die in drei Bänden das Gesamtwerk seines Bruders umfassen soll, soweit es sich auf das Nockgebiet, insbesondere auf St. Oswald ob Kleinkirchheim bezieht, wo Moro seine Aufzeichnungen mit liebevoller Versenkung ins kleinste Detail durchgeführt hat. Viktor Geramb hat in seinem warmherzigen Nachruf (Carinthia I, 131. Jg., 1941, S. 519 ff.) alles gesagt, was zu diesen Arbeiten zu sagen ist, jede spätere Würdigung wird an diese Freundesworte anzuschließen haben. Die Grundlage für die weitere sachliche Beschäftigung mit Moros Studienlandschaft bilden aber nun diese Sammelbände, die in ihrer Eigenart, mit ihrer reizvollen Ausstattung (beispielsweise den so fein hingeschriebenen Zeichnungen von Ingeborg Schober) unübertrefflich sind. Hoffentlich wird es Gotbert Moro bald möglich sein, auch noch den versprochenen dritten Band herauszubringen, der die unveröffentlichten Aufzeichnungen seines Bruders aus den Stenogrammen und Notizen bringen soll.

Leopold Schmidt

Maria Lang-Reitstätter, Schule im Umbruch. Der Rosentalplan.

Ein Buch für Lehrer, Eltern und Erzieher. 152 Seiten, mit 35 Licht-
bildern auf 16 Kunstdrucktafeln. Wien 1953, Verlag A. Pichlers
Witwe u. Sohn.

Unsere verehrte Mitarbeiterin, die der Volkskunde schon so man-
chen wichtigen Beitrag geschenkt hat, ist im Hauptberuf Pädagogin.
Derzeit leitet sie die Hauptschule St. Jakob im Rosental, und dort ist
nun auch dieser „Rosentalplan“ entstanden, der die Erfahrungen aus
ihrer langjährigen Schulreformertätigkeit zusammenfaßt. Das Wesent-
liche für uns ist daran, daß sie vielfach Stoffe und Gesichtspunkte der
Volkskunde in den Unterricht hineinträgt und fruchtbar zu machen
sucht. Dieser Zug ist in der österreichischen Pädagogik nicht neu. Schon
Ilse Arlt hat in ihren Fürsorgerinnenkursen versucht, eine volkskund-
liche Schulung durchzuführen, und damit namhafte Erfolge erzielt. Nach
den Berichten und Bildern hier läßt sich erkennen, daß die Befruchtung
des Unterrichtes durch die Volkskunde wiederum mit Erfolg durch-
geführt wird. Es steht also zu hoffen, daß allmählich über diese inter-
essante Versuchsschule hinaus derartige Bereicherungen des Unter-
richtes, die man als echte „angewandte Volkskunde“ bezeichnen möchte,
zur Wirkung gelangen.

Leopold Schmidt

Karl Böck, Das Bauernleben in den Werken bayerischer Barockprediger. Ausgewählt und eingeleitet. München 1953, Verlag Schnell und Steiner. 180 Seiten, 6 Abb.

Eine nützliche Auswahl aus den Predigtwerken von Johann Christoph Beer (der wohl ein geborener Wiener sein dürfte), Jordan von Wasserburg und Christoph Selhamer, der bereits von Otto Maußer stark hervorgehoben und späterhin besonders von Georg Schreiber gern ausgewertet wurde. Böck ist ein sehr guter Kenner dieser Literatur, er hat auch über Beer 1947 in München dissertiert. Die Stellenauswahl ist dementsprechend vielseitig: Bauernstand, Glaube und Aberglaube, das dörfliche Leben „rund um den Kirchturm“ und die Obrigkeit werden in vielen Einzelbelegen berücksichtigt. Im ganzen also ungefähr ein Gegenstück zu Franz Loidl, Menschen im Barock. Abraham a Sancta Clara über das religiös-sittliche Leben in Österreich in der Zeit von 1670 bis 1710. Wien 1938, einem leider fast unbekannt gebliebenen Werk, das aus dem großen Wiener Prediger freilich noch weit mehr herausholen konnte als Böck aus allen drei bayerischen Gegenstücken. Beide Bücher krankten übrigens an dem gleichen Übel: sie haben, was bei solchen Quellendarbietungen unverzeihlich ist, kein Sachregister. Bei Böck steht der Versuch eines Wörterverzeichnisses — ohne Seitenhinweise! —, das aber leider unvollständig ist. Das hübsche Bändchen bedeutet da also nur einen sicherlich sehr begrüßenswerten Anfang.

Leopold Schmidt

Universitas Litterarum. Handbuch der Wissenschaftskunde, herausgegeben von Werner Schuder. Berlin, Walter de Gruyter u. Co., 1954.

Auf dieses umfangreiche Sammelwerk muß hier aufmerksam gemacht werden, da es in seiner 4. Lieferung auf S. 292 ff. auch einen Bericht über die Volkskunde bringt. Zwischen den Abschnitten über Völkerkunde und Soziologie berichtet Rolf Kluth knapp zusammenfassend über Abgrenzung und Begriff des Faches, über die volkskundliche Forschung, über Methode und Organisation und schließlich über die Geschichte der Volkskunde. Die schlagwortartige Darstellung ist mit ebenso knappen Literaturangaben versehen, sodaß immerhin ein gewisser erster Eindruck vermittelt wird. Die österreichische Forschung, auch die der Gegenwart, ist verhältnismäßig gut berücksichtigt.

Leopold Schmidt

Edmund Schneeweis, Feste und Volksbräuche der Sorben. Vergleichend dargestellt (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik, Nr. 3). Berlin 1953, Akademie-Verlag. VIII + 186 Seiten, 10 Tafeln Abb.

Das bekannte wertvolle Werk unseres korrespondierenden Mitgliedes, das 1931 unter dem Titel „Feste und Volksbräuche der Lausitzer Sorben“ erschienen ist, liegt hier in einer nur wenig erweiterten schönen Neuauflage vor. Die Erweiterungen beschränken sich eigentlich auf ein etwas zeitgebundenes Vorwort und einige ebenfalls spürbar aktuelle Einschübe. So wird S. 162 vom Drescherbrauch des „Alten“ (stary) berichtet, und beigelegt: „Wie mir Herr Dobrucký im August 1951 mitgeteilt hat, wird der stary heutzutage dem Bauern vorgeworfen, der sein Ablieferungssoll nicht rechtzeitig erfüllt hat.“

Leopold Schmidt

Edda, Skalden, Saga. Festschrift zum 70. Geburtstag von Felix Genzmer. Herausgegeben von Hermann Schneider. Heidelberg 1952, Carl Winter, Universitätsverlag. 335 Seiten.

Der berühmte Edda-Forscher und -Übersetzer Genzmer hat hier eine hervorragende Festschrift erhalten, an der die Volkskunde nicht vorübergehen darf. Von den durchwegs sehr hochstehenden Beiträgen seien hier hervorgehoben: Otto Höfler, Das Opfer im Semnonenhain und die Edda; Waltraud Hunke, Odins Geburt; Franz Rolf Schröder, Adynata; Heinrich Hempel, Sächsische Nibelungendichtung und sächsischer Ursprung der Thidreksaga; Helmut de Boor, Kapitel 168 der Thidreksaga; Jan de Vries, Bemerkungen zur Wieldandsage; Hermann Schneider, Die Geschichte vom Riesen Hrungnir; Kurt Wais, Ullikummi, Hrungnir, Armilus und Verwandte, mit dem wichtigen Nachtrag, Drei Jahre danach; Hans Kuhn, Heldensage vor und außerhalb der Dichtung. Der inzwischen verstorbene große Anreger Hans Naumann hat als eine seiner letzten Arbeiten die Abhandlung: Die altnordischen Verwandten des Ruodlieb-Romans beige-steuert. Manche von den aufgezählten Arbeiten berühren sich mit derzeit geradezu aktuellen Problemen der volkskundlichen Brauch- und Sagenforschung sehr eng. Ich verweise ganz besonders auf Schröders „Adynata“, und auf Wais' „Ullikummi“, wo unabhängig von mir die Beziehung zwischen hethitischem und nordgermanischem Thor-Mythos targetan wird.

Leopold Schmidt

Walter Laedrach, **Das bernische Stöckli** (= Berner Heimatbücher, Bd. 47). 52 Seiten, mit 32 Abb. Bern 1951, Verlag Paul Haupt.

Eine willkommene Ergänzung zur bernischen Bauernhaus- und Speichersforschung: das bäuerliche „Ausgedinge“, in seinen Sonderformen vom „Heidenstock“ und „Küherstock“ bis zu den ausgesprochen feudalen „Patrizierstöcken“. Nicht zuletzt für die Erkenntnis wichtig, daß die Nebengebäude oft ganz eigene Entwicklungswege gehen, unter Umständen früher städtisch werden können als die Hauptgebäude. Wieder mit herrlichen Bildern in glänzenden Reproduktionen ausgestattet.

Leopold Schmidt

I. U. Könz, **Das Engadiner Haus** (= Schweizer Heimatbücher, Bündner-Reihe, II. Bd., Gesamtreihe Bd. 47/48). 32 Seiten mit 6 Strichzeichnungen im Text, 64 Bildtafeln. Bern 1952, Verlag Paul Haupt.

Ein Architekt, der sich um die Erhaltung und Erneuerung des Baubestandes der Engadiner Häuser sehr verdient gemacht hat, legt hier eine knappe zusammenfassende Darstellung über das alte Bauernhaus im obersten Inntal vor, die auch für Nord- und Südtirol von beträchtlicher Bedeutung ist. Die Bildtafeln bieten ein prachtvolles Anschauungsmaterial, nicht nur über das bäuerliche Haus der Landschaft, sondern auch über diese selbst und über die bürgerlichen und adeligen Wohnsitze in diesem Berg- und Paßland.

Wenn man die zahlreichen vorliegenden Probleme näher kennenlernen will, wird man jetzt gern zu der wichtigen Arbeit von M. V. Rudolph-Greiffenberg, Entstehung und älteste Gestaltung der Stube in Südtirol (Tiroler Heimatblätter, Bd. 28, Innsbruck 1953, H. 7/8, S. 66–95) greifen. Rudolph hat seine Aufnahmearbeiten, die von seltener Gründlichkeit sind, während des letzten Krieges durchgeführt, es ist wirklich an der Zeit, daß sie einmal an die Öffentlichkeit kommen. Von besonderer Wichtigkeit sind die genauen Aufnahmen der ge-

wölbten Holzdecken in den schönen Stuben; sie hat es auch im Engadin gegeben, doch bringt Kőnz leider kein Bild davon. Auf das vorliegende Heft der „Tiroler Heimatblätter“, das ganz dem „Bauen und Wohnen“ gewidmet ist und das außer Rudolphs Arbeit auch einige wichtige Beiträge von Josef Ringler enthält, sei nachdrücklich hingewiesen.

Leopold Schmidt

Werner Schmitter, Waldarbeit und Waldarbeiter im Prätigau (= Beiheft Nr. 3 zum „Bündnerwald“). Schiers, 1953, Buchdruckerei A. G. 274 Seiten, 30 Lichtbilder, 24 Strichzeichnungen im Text.

Eine prächtige Dissertation bei Richard Weiss, die in durchaus persönlicher, erlebnishafter Form und dennoch bedachtsamer Systematik das ganze Gebiet nahebringt. So intim ist die Arbeit am Holz und die Art der mit dem Holz beschäftigten Menschen bisher kaum erforscht worden. In mancher Hinsicht bot die wertvolle Dissertation von Alfons Maissen, Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerks in romanisch Bünden (= Romanica Helvetica Bd. 17) 1943, ein gutes Vorbild. Aber Schmitter hat sich von der Wörter- und Sachenforschung der engeren volkskundlichen Problemstellung im Sinne seines Lehrers zugewendet, dessen „Alpwirtschaft in Graubünden“ ja einen eigenen Typus lebensnaher Arbeits- und Wirtschaftsbetrachtung darstellt. Man wird nicht leicht so bald wieder ein derart erlebnisnahes Buch auf unserem Gebiet finden wie diese Holzknecht-Monographie.

Leopold Schmidt

Fernand Benoit, La Provence et le comtat Venaissin (= Les provinces françaises, Bd. 2). 409 Seiten, 32 Tafeln. Paris 1949, Librairie Gallimard.

Eine umfassende Volkskunde der Provence, mit einer recht gleichmäßigen Einbeziehung aller Stoffgebiete. Von einer kurzen Einführung in Land und Leute an werden Sprache, Sachkultur, Lebensstufen, Landwirtschaftliche Arbeit, Berufe, Gemeinschaftsleben, Festkalender, Volks-glaube, Lieder und Sagen, Tänze und Musikinstrumente, Spiele und Unterhaltungen sowie schließlich die Volkskunst behandelt. Die Abschnitte sind jeweils reich untergliedert, man kann sich über die einzelnen Arbeitsgeräte genauso orientieren wie über die Wallfahrtsorte, denen sogar eine Karte gewidmet ist. Den Liedern und Tänzen sind auch Notenbeispiele beigegeben, und eine „Discographie“ belehrt, welche Stücke davon auf Schallplatten festgehalten sind. Ein ausgesprochen gut gearbeitetes Buch, das unter anderem auch davon Zeugnis abgibt, daß es noch immer die Museumsleute sind, die in der Volkskunde führen: Benoit ist der Konservator des Museon Arlaten.

Mit dieser von Armand Lunel und François Agostini geleiteten und vom Musée National des arts et traditions populaires herausgegebenen Reihe erhält Frankreich ein Gegenstück zu den „Landschaftlichen Volkskunden“, wie sie vor einem Vierteljahrhundert die deutsche Volkskunde aufgeschlossen haben. Der inzwischen erarbeitete Fortschritt scheint sich bei der französischen Parallelpublikation günstig auszuwirken.

Leopold Schmidt

Smaskrifter fra Norsk Etnologisk Gransking. Utgitt av Norsk Folkemuseum, Oslo 1953.

Die norwegische und mit ihr die gesamte Volkskunde erfährt derzeit eine sehr beträchtliche Bereicherung. Das Norsk Folkemuseum hat ein Forschungs- und Sammlungsunternehmen unter dem Titel „Norsk

Etnologisk Gransking“ ins Leben gerufen, das durch Aufnahmen der verschiedensten Art der vergleichenden Forschung und Darstellung solide Materialgrundlagen gibt. Für uns bedeutet dieses Unternehmen einen Anlaß zur besonderen Freude, da es von einer Österreicherin, Frau Prof. Lily Weiser-Aall getragen wird. Von ihr stammen auch die drei im Laufe des Jahres 1953 erschienenen ersten Publikationen dieses Unternehmens, auf die hier wenigstens in Kürze hingewiesen werden soll. Die „Smaskrifter“ erscheinen in norwegischer Sprache, aber mit ausführlichen deutschen Auszügen, es sind elegante Hefte mit durchwegs guter Bebilderung und reichem Anmerkungsapparat.

Nr. 1: Lily Weiser-Aall, **Vassbaering in Norge**. 66 Seiten.

Die Ergebnisse der Umfrage über die Arten des Wassertragens in Norwegen, mit genauer kulturgeographischer Verfolgung der Tragjodie usw. in der ganzen Alten Welt. Durch die Heranziehung des alten damit verbundenen mythischen Glaubens (Wasserträger im Mond) gewinnt die zunächst rein sachkundlich erscheinende Arbeit bedeutend an Gewicht.

Nr. 2: Lily Weiser-Aall, **Juletreet in Norge**. 67 Seiten.

1923 hat die Verfasserin eines der gedankenreichsten und anregendsten Bücher über den Weihnachtsbaum (Jul. Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsbaum. Stuttgart-Götha 1923) erscheinen lassen. Seither ist sie immer wieder der Geschichte dieser Erscheinung nachgegangen und hat die Forschung nachhaltig beeinflusst. Nunmehr legt sie hier die Geschichte des Weihnachtsbaumes in ihrer neuen Heimat, Norwegen, vor, und regt damit wiederum die Gegenwartsvolkskunde an. Denn in Norwegen ist der Weihnachtsbaum noch jünger als bei uns, sein Eindringen läßt sich durchaus noch verfolgen.

Nr. 3: Lily Weiser-Aall, **Julchalmen i Norge**. 66 Seiten.

Die jüngste dieser Arbeiten, die Darstellung des Weihnachtsstrohs, ist vielleicht die gewichtigste von allen dreien. Wieder basiert die Darstellung auf dem Antwortenmaterial des Norsk Etnologisk Gransking, und die stoffliche Ausbeute ist diesmal begreiflicherweise groß. Aber wichtiger als die genaue Zeugnisauswertung ist hier vielleicht der Versuch einer kulturhistorischen Deutung der ganzen Erscheinung. Die Hausforschung liefert die Belege für die großen Sippenhäuser, in denen das gemeinsame Schlafen in heiligen Nächten besonders sinnvoll gewesen sein muß. Hausbrauch wird hier an Geschlechtsbrauch angeschlossen, im Sinn der Untersuchungen K. R. V. Wikmans. Das führt zu den Überlegungen vom Wohnen im Stall über die Geschichte der Düngung (Dauermist) bis zur rationalen Begründung des Fruchtbarkeitsglaubens. Bei diesen Problemen um das alte Stallwesen wird jetzt gern auf die Reinigung des Augiasstalles durch Herakles hingewiesen. Auch Arthur Haberlandt (Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Wien 1953. S. 133) zieht die Geschichte als „novellistische Übertreibung“ der jährlich fälligen Reinigung des Grubenstalles heran. Frau Weiser-Aall weist im Zusammenhang mit dem „Anfang der Ackerdüngung“ (S. 40) darauf hin. Es soll aber doch betont bleiben, daß mit dem Mist des Augiasstalles nicht gedüngt wurde: Herakles hat ihn im Gegenteil von zwei durch diesen Riesenstall durchgeleiteten Flüssen wegschwemmen lassen (vgl. jetzt die Literatur dazu bei Herbert Hunger, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Wien 1953. S. 134 f., aber ohne Rücksichtnahme auf eventuelle wirtschaftsgeschichtliche Zusammenhänge).

Die schöne Arbeit von Weiser-Aall könnte dazu anregen, auch das österreichische Material zum Weihnachtsstroh einmal systematisch

zusammenzustellen. Da sind ihre vergleichenden Literaturhinweise, obwohl sie dankenswerterweise auch die allerjüngsten österreichischen Veröffentlichungen verwertet, noch zu wenig. Die Befragung durch das Archiv der österreichischen Volkskunde hat im Burgenland allein nicht weniger als 25 Orte ergeben, an denen der Brauch noch bekannt ist. Es wäre eine solche Nachprüfung auch auf unserem Boden nicht zuletzt deshalb wichtig, weil dabei auch die zum Teil noch problematischen Verbindungen mit der Haus- wie mit der Wirtschaftsgeschichte überdacht werden könnten. Lily Weiser-Aall hat vor einem Vierteljahrhundert die Hausforschung durch ihre schöne Arbeit „Das Bauernhaus im Volksglauben“ (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LVI, 1926, S. 1 ff.) entscheidend bereichert. In Fortführung dieser ihrer Arbeit wie ihrer immer wieder erneuerten Studien zum Weihnachtsbrauch hat sie in dieser vorliegenden Veröffentlichung über das Weihnachtsstroh eine Verbindung von Sachvolkskunde und geistiger Volkskunde aufgewiesen, die sicherlich wieder Anregung und Bereicherung für lange Jahre bedeuten wird.

Leopold Schmidt

Norske Bygder. Utgitt av Redaksjonskomiteen for Norske Bygder, mit støtte av den Norske Stat og Norsk Folkemuseum. **Bd. VI; Numedal.** Med bidrag av Reidar Th. Christiansen, Halvor Dolva, Tov Flatin, Ingeborg Hoff, Bjorn Bougen, Fridtjov Isachsen, Sverre Kjeldstadli, Ragnhild Molaug, Magnus Olsen, O. M. Sandvik, Hilmar Stigum. 216 Seiten, 1 Farbtafel, 40 Planzeichnungen und 149 Abb. Bergen 1953, John Griegs Forlag.

1921 erschien der erste Band (Setesdalen) dieses gewaltigen norwegischen Landschaftswerkes. 1942 der fünfte (Glamdal). Nach elf Jahren Pause wird nunmehr der sechste vorgelegt, und wieder erfreut man sich an der klaren Systematik, an der schönen sachlichen Darstellung. Landschaft und Geschichte werden ebenso vorgeführt wie Archäologie und Runeninschriften. Volkskundlich sind von besonderer Wichtigkeit die Kapitel „Liv og levemate“ von Tov Flatin, „Folkedikting“ von Reidar Th. Christiansen, „Folkemusikken“ von O. M. Sandvik, ferner die anschaulich illustrierte Darstellung „Drakten i Numedal“ von Ragnhild Molaug, und besonders die umfangreiche Arbeit von Hilmar Stigum „Husene og tunet“ mit den ausgezeichneten Hausplänen. Dem nunmehr schon mehr als dreißig Jahre ständig fortwachsenden Werk ist weiterhin eine dermaßen gediegene Fortführung zu wünschen.

Leopold Schmidt

A Magyar népzene tára. A magyar tudományos Akadémia megbízásából (= Corpus musicae popularis Hungaricae I). Die Sammlung der ungarischen Volksmusik, zusammengestellt von Béla Bartók und Zoltán Kodály. Bd. I, **Kinderspiele**, von György Kerényi, Budapest 1951, 934 Seiten, 68 Abb. Herausgegeben vom staatlichen Musikverlag.

Die Ungarische Volksrepublik hat im Jahre 1952 Zoltán Kodály für seine auf dem Gebiete der Volksmusik geleistete Arbeit zum zweiten Male mit dem Kossuth-Preis ausgezeichnet. Von ihm gesammelt und redigiert ist vor kurzem der I. Band des ungarischen Volksliedschatzes erschienen. Dieses mit fast 1000 Seiten vorliegende Werk enthält 1161 Melodien des Spezialgebietes „Kinderspiele“.

Ungarn hat eine reiche und alte Musiktradition. Seine größten Meister der Gegenwart sind Bartók und Kodály. Bartók starb in Amerika, Kodály feierte vor kurzem seinen 70. Geburtstag. Er ist ein geistiger Führer seiner Nation, der in ungebeugter Schaffenskraft Ungarn und der ganzen Welt die gewaltigsten Schöpfungen schenkt. Sowohl Bartóks als auch Kodálys Musik fußt auf der Urkraft ungarischer Volksmusik und des ungarischen Volksliedes, deren wissenschaftlichen Erforschung und praktischen Erfassung beide Meister einen großen Teil ihrer Lebensarbeit gewidmet haben.

Der I. Band, 1161 Kinderspiele, ist in seinem gigantischen Ausmaß ein einzigartiges wissenschaftliches Werk. Wenn das Deutschland einen Böhme, Rochholz und Simrock hat, die rund 3000 Kinderlieder des gesamten deutschen Sprachgebietes aufzeichneten, und die Schweizer durch Gertrude Züricher rund 6000 Kinderlieder sammelten, so reiht sich diesen großen Sammlungen Kodálys Werk würdig an.

Besonders erfreulich ist, daß zu sämtlichen Texten auch die Melodien aufgezeichnet sind. Darunter finden sich manch liebliche ungarische Kinderliedchen, die in kleiner oder größerer Abweichung auch in Österreich erklingen.

Wertvoll ist der melodische Aufbau und die Einteilung der Lieder, der meist der Inhalt des Wortlautes zugrunde liegt. Diese Einteilung entspricht der Entwicklung des kindlichen Geistes und Gemütes und hält Schritt mit dem Spiel- und Singvermögen des Kindes.

In seinen einleitenden Worten betont Kodály, daß erstmalig in der Weltliteratur der Versuch unternommen wurde, die Kinderspiele nach Typen einzuordnen. Auf Grund dieser Methode könnte nun die internationale vergleichende Kinderspiel-Forschung ihren Anfang nehmen.

Bei Durchsicht der Lieder finden wir ungarische Volkslieder, die gleichzeitig auch uns Österreichern gut bekannt sind. Das Lied Nr. 162 klingt in der Melodie ganz wie unser Kinderspiel „D'Frau geht in Garten, d'Hendl aufwarten...“. Das Lied Nr. 272 „Amdam démusz szoraka témusz...“ ist uns im gleichen Text und in gleicher Melodie bekannt. Ein Zeichen, daß diese Art der Kindersprache mit den unverständlichen Wörtern bei mehreren Nationen vorkommt. Interessant ist das Lied Nr. 316. Die ersten Takte der Melodie klingen an unser „Andreas Hofers Abschied vom Leben“ und an das burgenländische Volkslied „Von Rußland komm ich her...“ an. Das Lied Nr. 1049 knüpft an den alten österreichischen Signalhorn-Marsch an, zu welchem die österreichischen Kinder das Liedchen: „Trattatra hot Äpfl g'schtohn, trattatra Birn a...“ singen. Das Lied Nr. 1095 ist in seinem Text unserem Kinderspiel: „Alle meine Entlein...“ ähnlich.

Auffallend ist, daß das Liedchen

„Cica, cica tarka,
se füle, se farka,
oda megyek lakni
ahol cukrot kapni...“

hier fehlt.

In der Sammlung ist ebenfalls nicht enthalten der Auszählreim

„Egyetem, begyetem, tenyér tanc,
hajdu sogor mit kivansz?
Nem kivanok egyebet,
Csak egy kopasz verebet.“

Es sind dies Lieder, welche im Burgenland, also im ehemaligen ungarischen Grenzgebiet von deutschen Kindern gespielt wurden. Bei der in dem Lied Nr. 447 nachstehenden Spielregel dürfte sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen haben. Es soll wohl nicht „ujhold“ — „Neumond“, sondern „felhold“, das heißt „Halbmondfrau“ heißen.

Für die Forschung ist besonders wertvoll, daß bei jedem Lied der Spielort, die ausführlichen Spielregeln und Spieler angeführt sind.

Jedenfalls ist das vorliegende Werk eine Arbeit, die für uns Oesterreicher die Verpflichtung bringt, ein ähnliches Sammelwerk aller Kinderlieder hervorzubringen. Wir würden nicht nur der wissenschaftlichen Kinderliederforschung einen wertvollen Dienst erweisen, sondern unseren Kindern das vielfach schon vergessene heimische Kinderspiel wiedergeben.

Adalbert Riedl

Mirko R. Barjaktarović, *O zemljišnim medjama u Srba* (Über die Grundstücksgrenzen bei den Serben). (Serbische Akademie der Wissenschaften, Sonderausgaben Band 203 = Band IV des Ethnographischen Institutes der Serbischen Akademie der Wissenschaften) Belgrad 1952. 105 Seiten.

Der infolge der neuen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse rasch sich wandelnde Charakter der Agrarverfassung Serbiens, der schon nach dem ersten Weltkriege einsetzte (vgl. J. Matl, Die Agrarreform in Jugoslawien. Quellen und Studien, Abtlg. Wirtschaft, NF. Heft 8, Osteuropa-Institut Breslau, Berlin 1927), bedingt es, daß sich die Volkskunde als eine Sozialwissenschaft dieser Veränderungen und ihrer Grundlagen in wissenschaftlich kritischer Schau annimmt. So spricht auch aus dem vorliegenden Buche des 1953 zum Dozenten für Ethnographie an der Universität in Belgrad ernannten Verfassers, eines gebürtigen Montenegriners, deutlich das Bewußtsein, am Ende einer agrargeschichtlichen Entwicklung und am Beginne einer neuen zu stehen. Der Verfasser teilt sein Werk in drei Abschnitte: 1. Der Ursprung des Bodeneigentums und des Marksteins. 2. Die Arten und Formen der Grundstücksgrenzen, der Streit um sie und der sich auf sie beziehende Volksglaube. 3. Die „Schlußbetrachtungen“, in denen die Ergebnisse der Arbeit für Serbien (einschließlich Makedonien und Montenegro) zusammengefaßt und das Gesamtbild als alte Einrichtung nicht nur des Balkans, sondern zahlreicher Völker, in denen noch Reste der Clan-Mentalität erkennbar seien, dargestellt werden.

Darin liegt nämlich die Hauptthese dieser vor allem wegen ihrer in Mittel- und Westeuropa größtenteils völlig unbekanntem zentralbalkanischen Materialien zur Frage von Grenzstein und Agrarrecht wichtigen Arbeit: Der Verfasser will in der kultischen Verehrung des Grenzsteines als Eigentumszeichen nicht mehr und nicht weniger als den Nachklang einer „magisch-totemistischen Mentalität“ sehen. Ausgehend von der Identifikation des Clan-Menschen mit dem Totem-Objekt (das Totem als „Beschützer, Bewahrer, Erzeuger, Bruder“ usw.) und von der Meinung, daß sich die besondere Beachtung, ja Verehrung bestimmter Tiere und Pflanzen in der serbischen Volkskultur auf Erinnerungen ursprünglich totemistischer Auffassungen, an denen einst auch die Serben Anteil gehabt hätten, bezögen (tabu-Haltung), untersucht der Verfasser in dankenswerter Ausführlichkeit die termini für den Begriff Grundstücksgrenze. In der Tat ist serb.-kroat. „medja“ = „Mark, Grenze“ wort- und sinnverwandt mit lat. „medius“, dem Zeichen der „Mitte“.

z. B. des Lagers usw. Erst durch den Übergang der Gruppe zum einträglicheren Erwerbszweig des Ackerbaues gewann auch das Kultleben dieser Gemeinschaft agrarischen Sinn. Das alte Totemzeichen sei in den Hintergrund getreten. „Von da ab fand sich das Totemzeichen an der Peripherie des jemand gehörenden Grundstückes vor, um es zu kennzeichnen und den anderen Nachbarländereien gegenüber sichtlich abzugrenzen“ (S. 87). Die Bezeichnung „Mitte“ für „Grenze“ ist tatsächlich vielen indogermanischen Sprachen gemeinsam. Die Fülle der südslawischen, albanischen, rumänischen, griechischen und türkischen Namen dafür ist erstaunlich groß (S. 5).

Ausführliche Exkurse streifen die Frage des bis ins 20. Jahrhundert in Serbien bestehenden gemeinsamen Bodeneigentums der Phratrie („Bodengemeinschaften“), aus denen sich nicht durchaus Privateigentum gestaltete. Die Vielfalt der Formen der Grundstücksgrenzen in altererbischer Zeit, unter der Türkenherrschaft und später (Tierknochen, Kreuze, Menschengräber, unbestellte Bodenstriche, kleine Erdhaufen, eingerammte Zweige, Steine, Gräben u. ä.) werden aus gesetzlichen Bestimmungen, volkstümlichen Überlieferungen (Sagen, Legenden, brauchtümlichen Riten) erklärt, allerdings wieder mit der sehr gewagten Annahme, daß z. B. der Wunsch des Sterbenden, auf seinem eigenen Grundstück begraben zu werden, als „das alte Prinzip der substantiellen Identifizierung des Totems mit dem Menschen“ zu erklären sei. In den einschlägigen Materialien begegnen wiederholt Wandergeschichten wie z. B. jene vom Meineidigen, der in seinen Schuhen Erde von daheim mitbringt und beim Grundstücksstreit auf fremdem Boden behauptet, er stehe „auf eigener Erde“. Dazu klingen altertümliche Überlieferungen auf: Erdtragen beim Eidspruch; Strafverwandlung des Grenzfrevlers in einen Maulwurf; Essenmüssen der unrechtmäßig erworbenen Erde als Strafe u. ä.

Bei den „Grenzsteinzeugen“, den verborgen unter oder neben den Marksteinen vergrabenen Kohlenstückchen, Steinchen, Knochen usw. zieht der Verfasser einer wohl auch möglichen rationalistischen Deutung wieder die Verbindung mit dem Totemgedanken vor, die er auch in der Deutung anderer serbischer Volksbräuche (z. B. in seiner Schrift: Christentum und Aberglaube bei den Serben, Belgrad 1953) zugrunde legt. Aus totemistischer Erinnerung deutet er den Brauch des Rechtspruches durch alte Leute an der Grundstücksgrenze, die Gemarkung als Gerichtsstand. „Seit der Besitzergreifung des Bodens begann das ehemalige Totemzeichen die Unangreifbarkeit dieses Bodens und die auf dem Bodenprivateigentum beruhende Ordnung zu beschützen“ (S. 91). Erst in der gegenwärtigen Auflösung des Bodeneigentums in Serbien beginne der Grenzstein seine alte Bedeutung zu verlieren.

Die anregende Arbeit, die zu vielen Vergleichen mit sozial- und wirtschaftsgeschichtlich anderen Bereichen verlockt, wird in den meisten Einzelheiten Zustimmung finden, wo der Verfasser die magischen Grundlagen des Weltbildes der agrarischen Volkskultur zur Erklärung heranzieht. Eine Spezifikation des Magischen auf das Totemistische wird deshalb widerspruch finden, weil dem Totemismus nach unserer heutigen Ansicht keineswegs jene überragende Rolle im menschlichen Geistesleben zukommt, die ihm noch vor kurzem zugeschrieben worden war. Der Geltungsbereich des Totems ist im Geistigen und räumlich gesehen wesentlich enger, als man bisher annahm. Vgl. Josef Haekel, Der heutige Stand des Totemismusproblems (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXXXII, Wien 1953, S. 33—49).

Insbesondere wird Teilhabe und also auch Nachklang bei europäischen Volkskulturen nicht angenommen. Vgl. Kaj Birket-Smith, Geschichte der Kultur, 2. Aufl., Zürich 1948, S. 293, Karte der Verbreitung des Mutterrechtes und des Totemismus, wo für Europa keinerlei Totemismus angenommen wird. Hingegen gewinnen die Beispiele des serbischen Gelehrten für die magischen Verhaltensweisen hohen Wert auch für die Rechtsvolkskunde anderer geographischer Bereiche. Zu dieser Arbeit, der eine gute deutsche Zusammenfassung beigegeben ist, stellen sich neuerdings auch die Studien von W. E. Peuckert, Traufe und Flurgrenze (Zeitschrift für Volkskunde Bd. 50, Stuttgart 1953, S. 66 ff.) und J. Hanika, Kultische Vorstufen des Pflanzenbaues, ebenda S. 49 ff. (der Zaun „als Ursymbol der Kultur“).

Leopold Kretzenbacher

Wien 1954

Österreichischer Bundesverlag

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Verlagsnummer Z 957-1/2

Das Aussterben der Bauern-Badstuben in Salzburg

Eine amtliche Erhebung über die Badstuben aus dem Jahre 1793¹⁾

Von Herbert Klein

Das Steinschwitzbad in der Form der alten Badstube gibt es als volkstümliche Einrichtung heute nur noch in Finnland (Sauna mit kurz angefeuchteter Heißluft) und Nordrußland (Banja mit dauerndem Dampf).

Die finnische Badstube ist im übrigen Europa zuerst durch die Erfolge der finnischen Sportler (die die Sauna eifrig benützen) bekannt geworden und stellenweise in Schweden, Deutschland, Österreich und in der Schweiz seit den 50er Jahren auch eingeführt worden. Einen zweiten, noch kräftigeren Anstoß gab der zweite Weltkrieg, als zahlreiche mitteleuropäische Soldaten in Finnland die Wohltat der Sauna an Ort und Stelle kennenlernten. Seither sind in Mitteleuropa viele Hunderte solcher Bäder gebaut worden.

Damit ist die Badstube in ein Gebiet zurückgekehrt, in dem sie bis rund 1600 und dann in abnehmendem Maße stellenweise bis 1800 als ein unentbehrliches Mittel der Gesundheitspflege üblich war, in gleicher Weise bei Bauern wie bei Städtern, nämlich in Mittel-, Ost- und Nordeuropa (weniger Westeuropa und gar nicht Südeuropa, wo die Wasserbäder vorgezogen werden).

Auch in den Ostalpenländern waren Badstuben sehr häufig, und zwar nicht nur als gewerbsmäßig betriebene öffentliche Badstuben der Bader, sondern auch als Eigenbäder vieler Bauernhöfe. Solche kleine, aus Holz gezimmerte Badhäuschen standen wegen der Feuersgefahr abseits von den übrigen Gebäuden. Sie haben sich in den Ostalpen zu Hunderten bis heute erhalten, weil man sie für das Dörren des Obstes und Flachses (als „Brechelbäder“) oder als Waschküchen, Werkstätten („Schnitzhütten“)

1) Durch Zusätze und Bilder erweiterter Neudruck des im „Mitteilungsblatt. Salzburger Heimatwerk. Gemeinschaft für Volks- und Brauchtumpflege“, Jahrgang 1 (1943), Folge 2—4, erschienenen Aufsatzes „Schwitzbad (Sauna) noch vor 150 Jahren in Salzburg. Zur Gesch. d. Badstuben in Salzburg“.

u. ä. verwendete. Auch Salzburg ist reich an solchen alten „Badstuben“.

Über ihre frühere Benützung zum Baden, über den Zeitpunkt und vor allem über die Gründe des Aufhörens dieses Gebrauchs war aber nur wenig bekannt: In Salzburg bisher nur ein Verbot des bis zum Jahre 1736 üblichen Zusammenbadens beider Geschlechter²⁾. Vielfach konnte daher sogar die Ansicht laut werden, die bäuerlichen Badstuben wären immer nur zum Flachsbrecheln verwendet worden, zumal da nachweisbar in der Spätzeit manche tatsächlich nur noch zu diesem Zweck errichtet wurden³⁾.

Um so erfreulicher ist es, daß sich die Akten einer von der Salzburger Hofkammer im Jahre 1795 veranstalteten Rundfrage erhalten haben, die überraschenderweise ergeben, daß das Schwitzbadewesen damals im Salzburgischen noch gebräuchlich, wengleich schon dem Aussterben nahe war⁴⁾.

Die Veranlassung zu dieser Aktion gab ein Gesuch des Saalfeldener Chirurgus Matthias Gschray vom 12. „Wonnemond“ 1795. Er hatte sein bisheriges Haus, das „Bader-Urban-Haus“, verkauft und sich ein anderes erworben, dessen gemauerten

²⁾ § 12 der Sittenordnung vom 28. Jänner 1736, Judas Th. Zauner, Auszug der wichtigsten hochfürstl. Landesgesetze, 3. Bd., Salzburg 1790, S. 136: „Hat jede Ortsobrigkeit zu sorgen, daß in den öffentlichen sowohl, als besonders in den Privatbädern das Zusammenbaden der Personen beyderley Geschlechts völlig unterbleibe, und daher die Manns- und Weibspersonen zu verschiedenen Stunden ihr Baden anstellen, wo es aber in öffentlichen Bädern nicht thunlich wäre, beyde Theile doch wenigstens ehrbar bedeckt sich einfinden. Wer sich dagegen verfehlt, ist mit einer empfindlichen Leibs- oder Geldstrafe abzubüßen, der Bader oder Bauer aber, der ein solches ungebührliches Baden verstatet, um 25 bis 50 Rthl. zu strafen.“

³⁾ Im Jahre 1757 wird zwei Bauern aus dem salzburgischen Gerichte Wartenfels-Thalgau, einem Gebiete, in dem, wie unten gezeigt werden wird, die bäuerlichen Eigenbäder im 18. Jahrhundert nicht mehr üblich waren (Hans Oberrascher auf dem Kendlgut in der Faistenau und Thomas Eggschlager auf dem Gut Ramsau), von der Hofkammer zur „Bearbeitung des in die Hausnotdurft erzielnden Harr“ (Flachses) die Erbauung von besonderen „Dörr- oder sogenannten Badstuben“ gestattet. Sie hatten das Flachsdörren bisher in ihren Häusern selbst (in einer „Rauchstube“) betrieben, was sie aber der Feuersgefahr wegen aufgeben wollten (Salzburger Landesarchiv, Hofkammer, Wartenfels, 1758 K, L). Aber auch in einer Gegend, wo das Schwitzbad noch in vollem Betriebe stand, dem Landgericht Rauris, kam dergleichen vor. Dort erhält 1720 die Nachbarschaft von Wörth die Erlaubnis zur Errichtung eines „gemeinen Prechlpads“ auf der Gemeinen Frei. Bisher hatten sie im „Schwitzbad“ eines ihrer Nachbarn gebrechelt, das aber abbrannte (Landesarchiv, Hofkammer, Rauris, 1720 E).

⁴⁾ Das folgende nach Akten des Salzburger Landesarchivs, Hofkammer, Generale 1794 C; Lichtenberg 1793 D; Collegium Medicum, 1806 C. 1807 K; Regierung, Rub. 13, Nr. 10.

Pferdestall zum Schwitzbad umbauen zu dürfen, er nun bat. Es wäre ihm das zwar unlieb, allein da seine „Mitkollegen ebenfalls mit solch der Gesundheit allzeit gefährlichen Schwitz- und Schrepfbädern versehen seien“, könne er aus Geschäftsrücksichten nicht davon Abstand nehmen. Die Hofkammer bewilligte zwar sein Ansuchen, nahm aber die Gelegenheit wahr, sich einmal über diesen Gegenstand zu informieren. Am 11. Juni 1793

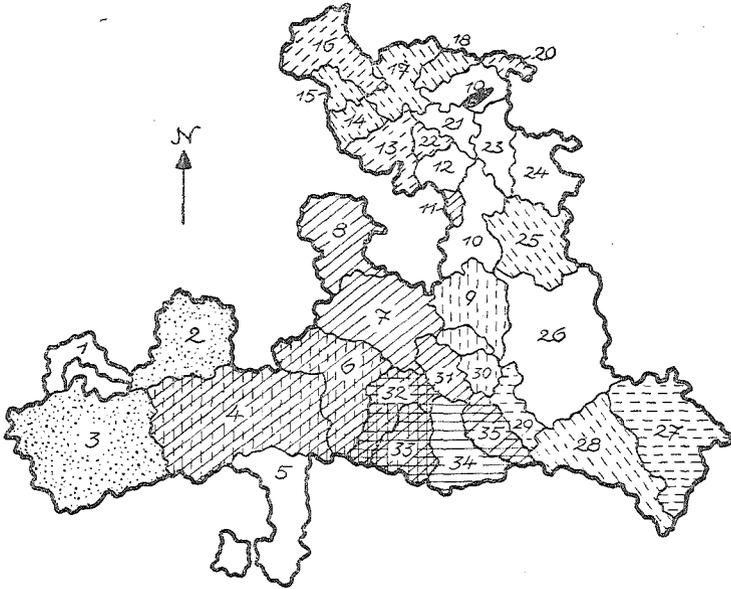


Bild 1
Badstube, Gemeinde Eben im Pongau.

Aufnahme: Karl Fiala

erging an alle Pfleg- und Landgerichte ein Zirkular: Man hätte schon mehrfach ersehen, „daß ein so andern Orten auf dem Lande die sogenannten Schrepf- und Schwitzbäder sehr im Schwung gehen und zum Gebrauch des gemeinen Volkes vielfältig unterhalten werden“. Es wird ihnen daher aufgetragen, ehestens zu berichten, „ob und in welchen Gegenden die sogenannten Schwitzbäder gewöhnlich seyen, dann, was eigentlich von dem Landvolk für ein Gebrauch von selben gemacht werde“. Radstadt und Kaprun (Zell am See) werden außerdem angehalten, von dem dortigen Medikus ein Gutachten einzufordern, „ob

DIE VERBREITUNG DES SCHWITZBADES IN SALZBURG IM SAHRE 1793



- | | |
|-----------------------------|-----------------------|
| 1 Fügen | 20 Strasswalc
chen |
| 2 Fieber | 21 Neuhaus |
| 3 Kropfsberg | 22 Salzburg |
| 4 Mittersill | 23 Warten-
fels |
| 5 Wind.-Matrei | 24 Hütten-
stein |
| 6 Kaprun | 25 Abtenau |
| 7 Lichtenberg | 26 Radstadt |
| 8 Lofer | 27 Tamsweg |
| 9 Werfen | 28 St. Michael |
| 10 Golling | 29 Wagrain |
| 11 Hallein | 30 St. Johann |
| 12 Glanegg | 31 St. Veit |
| 13 Stauffenegg | 32 Taxere-
bach |
| 14 Raschenberg | 33 Raaris |
| 15 Tettham | 34 Gastein |
| 16 Tittmoring | 35 Gross-
Arz |
| 17 Raufen | |
| 18 Mattsee | |
| 19 Alt- und
Lichterthann | |

SCHWITZBÄDER :

	Nicht gebräuchlich
	Abgekommen ,

**BAUERLICHE EIGEN-
SCHWITZBÄDER :**

	Gebräuchlich ,
	Zurückgegangen
	Badstüben nur noch zu Wannenbädern
	Abgekommen ,

**GEWERBLICHE SCHWITZ-
BÄDER (bei BADERN)**

	Gebräuchlich ,
	Nur mehr in Resten vorhanden
	Abgekommen ,

JNY

diese Schwitzbäder auch von der Medizinal-Polizey wegen zulässig seyen oder nicht“.

Aus den daraufhin einlaufenden Berichten der Pfleger und Landrichter läßt sich nun ein ziemlich genaues Bild über die damalige Verbreitung des Brauches gewinnen. Es geht daraus hervor, daß nicht nur die Bader (Wundärzte, Chirurgen) vielfach noch Schwitzbäder unterhielten, sondern daß auch in einem freilich räumlich sehr beschränkten Teil des Gebirgslandes die bauerlichen Eigenschwitzbäder noch im Betriebe waren. Bevor wir aber versuchen, dieses Bild nachzuzeichnen und auf die Gründe des Abkommens des Schwitzbades einzugehen, wollen wir einmal sehen, wie es in diesen Bädern zugeht.

Was zunächst die bauerlichen Badestuben betrifft, so gibt ein Bericht des Landrichters von R a u r i s, Joseph Karl Geißler, vom 18. Juli 1795 eine ziemlich lebendige Schilderung. Er, wie die meisten damaligen Beamten der Sache sehr abgeneigt, schreibt:

„Dieser uralte, wider gute Sitten, Ehrbarkeit und Gesundheit, zur Holzverschwendung gereichende Mißbrauch ist hier im ganzen Gericht eingeführt. Fast bei jedem Bauer, auch hie und da bei Kleinhäusern befindet sich ein von Holz gebautes Schwitzbad und beinahe würden solche die Zahl von 100 ausmachen.“

„Theils von der Nothwendigkeit und der Feuersgefahr belehrte Besitzer, besonders hier im Markt, haben in meinem kurzen Hiersein etwelche ganz abgebrochen und hiedurch den Grund ihrer Gärten, worinn sie meistens stehen, vergrößert. Es wird aber auch künftig der sorgsamste Bedacht genohmmen werden, durch versagende Reparationen und Holzbewilligungen diese im Grunde auszurotten.“

„Der Gebrauch hievon wird Ostern, Pfingsten und Weynachten folgendergestalten gemacht: Der in solchen Schwitzbädern ganz gemauerte Ofen, worauf Kieselsteiner von mittelmäßiger Größe liegen, wird stark geheizt und das Hausgesinde, männlichen und weiblichen Geschlechts separiert, bereitet sich vorher durch Brandwein und Midritat zur Ausdünstung, stellt sich ganz nakend auf die darin angebrachte Bank, dann wird warmes Wasser auf die erhitzten Kieselsteine des Ofens gegossen, welches einen unleidentlichen Dunst verursacht, jeden wird sodann eine Portion warme Lauge zu trinken gegeben und endlich der Körper des Badenden in die Zichtigung genohmmen, mit warmen Wasser begossen und derb herabgewaschen, daher geschieht es sehr oft, daß Leute, die nicht eiserne Naturen haben, krankbedäubt herausgebracht werden müssen.“

„Hier ist aber auch ein zweiter Gebrauch von solchen Bädern theilsorten in Übung, da sich mehrere Persohnen zusam begeben

und gegen 4 Kreuzer Gebühr von dem Bader schrepfen und die Haut durchlöchern lassen.“

Kürzer faßt sich Herr Kajetan von Waltenhofen, Landrichter von Gastein (15. Juli): „Vormahls wurden bey den meisten Häusern solche Schwitzbäder, bis auf den Ofen von Holz gebauet, unterhalten, worinn die Feyerabende das Gesind einen gemauerten Ofen mit einen Kößl beheizte, sich dann hineinstellte und da sowohl durch die Hitze des Ofens, noch mehr aber durch Aufgießen des Wassers auf die zu diesem Ziele nebenherliegende Steine aus allen Luftröhrchen schweißte. wenn nun der ganze Leib durchgehends genug mit Schweiße überronnen, wurde der Mensch mit dem im Kößl befindlichen warmen Wasser abgewaschen und die ganze Bademanipulation war zu Ende.“

Man sieht, alles war wie in der Sauna. Sogar das eigentümliche Schlagen mit Ruten oder dem Badequast („Wadel“) kam vor (die „Züchtigung“). Aus andern Berichten sei ergänzend angeführt, daß als Badetermine genannt werden „Weihnachten und heilige Zeiten“ (St. Johann), „zu heiligen Zeiten“ (Mittersill), „zu hohen Festen“ (Großarl). Auch schon zu Zeiten, wo man sie in



Bild 2

Badstube, Gemeinde Anken, Pinzgau.

Aufnahme: Karl Fiala

erster Linie zum Baden verwendete, wurden die Badstuben daneben „zum Tuchansetzen, Waschen, Ledern und Prechlbädern“ gebraucht (Taxenbach), namentlich zu letzteren, weshalb es auch wohl heißt, das Bauernvolk bediene sich der „Brechlbadstuben“ auch zum Baden (Großarl), dagegen meldet St. Johann korrekter, das Baden sei „eine Zeit her“ fast gänzlich abgekommen, die wenigen noch vorhandenen Badstuben werden zum „Haarrösten“ gebraucht.

In mehr Gebieten als das bäuerliche Eigenbad waren noch die Bäder der Chirurgen (Wundärzte) üblich. Die Wundärzte übten in alter Zeit ja auch den Beruf des Baders oder Barbiers aus, daher der Spitzname Bader für Ärzte. Sie hatten um 1795 noch vielfach Badstuben in ihren Häusern, manchmal auch anderswo, so der Bader zu Palling, Pfliegergericht Tittmoning, beim dortigen Wirt. In Unken fanden öffentliche Bäder in einem Bauernhause statt. Den Schwitz- und Schröpföfen der Badstube eines Baders beschreibt uns der Pfleger von Lichtenberg (Saalfelden, 6. Juli): „Er wird von feuerhältigen Steinen trocken, aber fest und Esrücken-förmig zusammengesetzt; um diesen werden gleichhohe geringe Mauerl aufgeführt und die 4 Höhlungen oder Tiefen, so hieraus entstehen, werden wieder mit einschichte kleine Steine locker angefüllt; dann wird solchergestalt geheizt, bis die lockern Steine roth und glühend werden. Auf diese Steine wird dann heißes Wasser gegossen, welches einen heftigen Dampf und dann das Schwitzen verursacht. Wenn man heftig zu schwitzen verlangt, muß das Aufgießen des Wassers auf die glühenden Steine wiederholt werden. Allein die vernünftigeren Bader unterhalten dafür einen Dampf von warmen Wasser, wozu die Gefäße eigens unterhalten werden.“

Es war aber nicht das einfache Schwitzbad, um dessentwillen man zum Bader ging, sondern, wenigstens in der behandelten Zeit, nur das Schröpfbad. Das ist ein Schwitzbad in Verbindung mit dem Schröpfen, dem Blutentzug durch Ansetzen von Schröpfköpfen, im Gegensatz zum Aderlaß, bei dem dies durch Öffnen einer Vene geschah, beides als Universal-Heil- und Gesundheitsmittel gleich beliebt. Wie das Schröpfbad vor sich ging und weshalb man es nahm, teilt uns der eben erwähnte Liechtenberger Bericht mit:

„Der Gebrauch vom Volke hingegen ist zweifach: a) das Vollbad und b) das Schrepfbad.“

„Das Voll- oder Ganzbaden ist, wenn Leute glauben, nach dem Schrepfen hinlänglich geschwitzt zu haben, daß sie wieder in die Waschwanne steigen, in der das warme Wasser unterhalten wird, um sich alldort vom Schwitz und Kothe vollkommen

zu reinigen. Die Wirkung soll sein, sich vom Ausschlage zu retten, der durch den Schwitz bey den starken Arbeiten entsteht.“

„Das Schrepfbad oder das Schrepfen mit Schwitzen aber soll ihnen dienen, die Schärfe aus dem Leibe zu treiben, die sie durch die fette Kost und das schlechte Wasser in Leib bringen.“

„Im ganzen aber dient und braucht es jeder nach seiner Einbildung und ist für alles gut.“

Eine hinsichtlich der Dampferzeugung etwas andere Art der Schwitzbäder beschreibt samt dem Gebrauch der Pfleger von Stauffenegg, wo die Badstuben der Bader (in Siezenheim, Piding und Anger) allerdings schon abgekommen waren. Sie bestanden darnach „am gewöhnlichsten in einer außerordentlichen Heizung eines engen niedern und größtentheils hölzernen Behältniß, woselbst mittels einer an der Öffnung des Ofens angebrachten eisernen Platte durch Bespritzung derselben mit Wasser ein starker Dampf erzeugt wurde, welcher in Vereinigung der ungewöhnlichen Hitze die Schweißlöcher eröffnete und eine ungemaine Ausdünstung verursachte. Hiebey ließen sich manche der zahlreichen Patienten und Badgäste in den Frühlings- und Herbstmonathen schrepfen, andere begnügten sich mit der bloßen Schweißbeförderung. Die Reinigung vom ekeln Aussatz und dergleichen einer Schärfe des Geblüts zuzuschreibenden Gebrechen waren die Wirkungen, welche dadurch erzielet werden sollten.“

Freilich waren auch die Schröpfbäder schon im Abkommen. Nicht im selben Maß das Schröpfen selbst, das jedoch meist schon ohne Schwitzbad vorgenommen wurde. Der Bader schröpft dann beim Ofen in der Barbierstube (Tittmoning), in der geheizten Wohnstube (Tamsweg), „in seiner ordinären Wohnstube oder in der Küche“ (Oberalm, Pflegericht Glanegg). Wo Schröpfbäder noch in Übung waren, wurden sie zu bestimmten Terminen abgehalten, meist im Mai und im Herbst, so von den Badern des Pflegerichts Kaprun (in Zell a. S., Glemm, Piesendorf), je sechsmal zu beiden Jahreszeiten. Im Pflegericht Liechtenberg hielt der Bader zu Alm und einer der beiden Saalfeldner sechsmal im Jahr Bäder, wozu jedesmal 50 bis 70 Personen kamen, der zweite in Saalfelden nur zweimal, der zu Leogang dafür alle 8 Tage. Zwei- oder dreimal jährlich taten dies die vier Chirurgen des Pflegerichts Mittersill, zweimal auch der letzte Bader des Pflegerichts Tittmoning, der noch sein Schwitzbad in Betrieb hatte, und der in Fridolfing. Im Gebirge wurden die Termine vielfach durch öffentlichen Verruf bekanntgegeben (nach Bericht des Pflegers zu Straßwalchen), in Mittersill geschah das durch Trommelschlag.

Mancherorts bestand auch noch die Einrichtung der Seelbäder, auch Frei- oder Armenbäder, aus dem Mittelalter herrührende Stiftungen, die den Armen die verschiedenen Annehmlichkeiten der Badstuben zukommen lassen sollten. Einer solchen Institution war es zu verdanken, daß der alte Badeofen selbst in der Hauptstadt Salzburg noch nicht ganz erloschen war. Dort praktizierten damals sechs Chirurgen. Ihre Gerechtsame waren mit ebensoviel alten Badstuben verbunden (im 15. Jahrhundert waren es sieben gewesen). Während nun die Chirurgen vom Sebastiansbad, Griesbad, Rapplbad, Kreitnerbad und Bad auf dem Markt angeben, keine Bäder mehr zu halten, bekennt Florian Peer, bürgerlicher Chirurg im Bürgerspital (Spitalbad), ganz beschämt (6. Juli 1795), „daß er noch wirklich ein Schwitzbad habe. Von der Bürgerschaft und andern Personen wird es nicht besucht, doch sei eine Stiftung von einem gnädigen Landesfürsten vorhanden, vermög welcher das Jahr hindurch dreymal bey ihm das Schwitzbad gehalten wird. In dieses kommen arme Leute, welche geschöpft, zur Ader gelassen, die Haar und der Bart geschnitten wird. Dieses Bad wird in der hochfürstlichen Domkirche zum

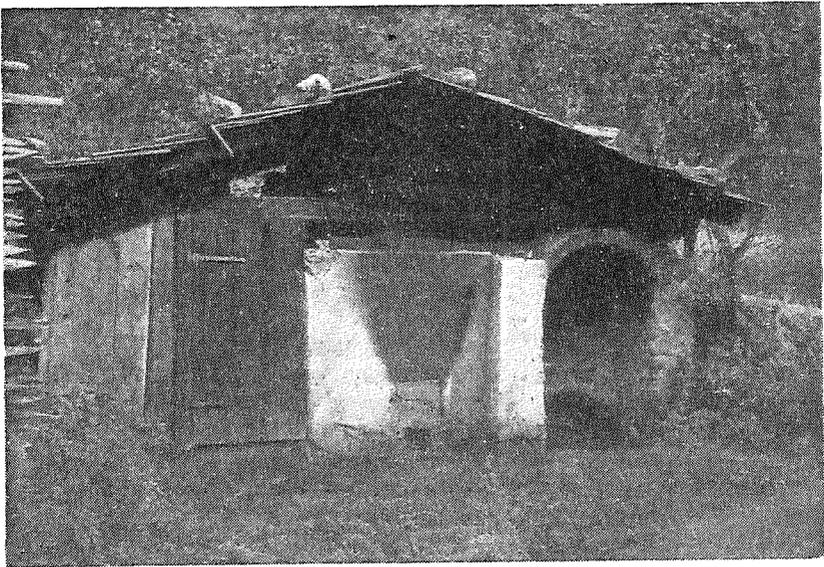


Bild 3

Badstube mit Backofen unter einem Dach, Gemeinde Goldegg im Pongau.

Aufnahme: Karl Fiala

Besten der Armen verkündet und öffentlich angeschlagen. Man nennt es insgemein das Seelenbad.“ Ein solches hielten auch die beiden Bader der Stadt Hallein, die ihre Badstuben aber auch daneben noch offen hielten, je einmal jährlich. Armenbäder waren eigentlich auch die Schröpfungsbäder im Gericht Lofer, deren im Frühjahr und Herbst sieben im Markt Lofer und sechs zu Unken nach öffentlichem Verrufe gehalten wurden, die Kosten trug nämlich die Gerichtsgemeinde.

Eine besondere Art von Schwitzbädern waren die Lohbäder. Man nahm sie in den Rindendörren der Lederstampfen. Bei den beiden Lederern in Salzburg, wo sie früher gebraucht wurden, dem zu Lehen und dem zu Maxglan, waren sie aber schon außer Gebrauch gekommen. Der Pfleger von Stauffenegg meldet von früheren Lohbädern zu Liefering, und daß solche vielleicht in dem neuerrichteten Lohstampf des Christian Zezi zu Keferham ⁵⁾ in Aufnahme kommen würden.

Mehr in das Gebiet der öffentlichen Bäder der Bader als in das der bäuerlichen Eigenbäder fallen die Schwitzbäder in Betrieb. Deren gab es 1795 noch zwei. Das eine war das „Schlaggen-Bad“ für die Knappschaft des Großarler Bergwesens in Hüttschlag. Es wurde zu Schröpfungsbädern (alle 14 Tage oder drei Wochen) auch von Bauern besucht (diese gingen übrigens zu diesem Zweck im Frühjahr und Herbst häufig auch nach Gastein). Das andere war im Eisenwerke Hammerau an der Sallach. Dieses wurde damals aber „mehr zu einem Reinigungsorte für die Eisenarbeiter daselbst, als zu einem Heilungsorte für das gemeine Volk verwendet“ (Stauffenegg).

Die Verbreitung des Schwitzbades im Salzburgischen um 1795 ist aus dem Kärtchen zu ersehen. Zu ergänzen wäre, daß es in der hier nicht mehr aufscheinenden Enklave Mühldorf „längst abgekommen“ war. Manches ist natürlich infolge ungenauer Angaben unsicher. Immerhin geht deutlich hervor, daß das bäuerliche Hausschwitzbad nur im Gebirgsland bekannt war, was außerdem mehrmals ausdrücklich gesagt wird, so von den Pflegern von Golling, Stauffenegg und Straßwalchen. Der von Raschenberg (Teisendorf), v. Agliardis, betont es sogar mit wenig angebrachter Befriedigung: „Der einfältige häufige Gebrauch deren Schwitzbädern hat sich nur in dem Gebirge eingeschlichen, wo auch die Quacksalbereyen von jeher weit mehr als in den Gegenden des sogenannt-flachen Lands ihren Sitz haben.“ Daß sie im Flachlande jemals üblich waren, geht aus dem vorliegen-

⁵⁾ Über die Gründung der Zezischen Lederfabrik vgl. H. Klein, 340 Jahre Jos. Ant. Zezi (1610—1950), Salzburg 1951, S. 40 ff.

den Material nicht hervor, scheint aber durch das Vorhandensein alter Badstuben gesichert⁶⁾. Jedenfalls war um 1795 schon jede Erinnerung daran geschwunden. Aber auch das gewerblich betriebene Schröpfbad der Bader war hier schon fast ausgestorben. Wirklich im Gebrauch standen, wie zum Teil schon erwähnt, nur noch eine Badstube in Salzburg für das „Seelbad“, zwei in Hallein für den gleichen Zweck, aber auch noch zum Gebrauch für das Landvolk, eine in Fridolfing (Tittmoning) und schließlich das Bad des Hammerwerks in Hammerau. Unklar berichtet der Pfleger von Straßwalchen, daß dort „außerordentliche“ Schwitz- oder Schröpfbäder gar nicht üblich seien, aber: „Wer von dem Landvolke hier eines solchen Mittels bedarf, braucht selbes einzig und allein in dem Hause des hiesigen Baders.“ Da und dort waren Badstuben bei den Badern zwar noch vorhanden, wurden aber nicht mehr benützt, so in Laufen, Tittmoning, Teisendorf. Anderswo waren auch sie schon verschwunden. Der Bader zu Mattsee z. B. hatte die seine in ein Wohnzimmer umgebaut. Als einen Beitrag zur Geschichte der Badesitten der Zeit erwähne ich den Bericht des Pflegers von Hüttenstein (St. Gilgen), J. B. Berchtolds von Sonnenburg, Nannerl Mozarts Gatten. Bezüglich des Schwitzbades bietet er eine Fehlanzeige, meldet aber: „Wenn hier gebadet wird, so zur Sommerzeit von wenigen beschiehet, so gebrauchen sie das kalte Seebad in abgelegenen Orten.“

Im Gebirgsland war das Baderschröpfbad noch ziemlich allgemein üblich. Das Schwitzbad in den *Eigenbadstuben* der Bauernhöfe war aber auch hier schon stark abgekommen und im wesentlichen nur noch in zwei Gerichten voll in Schwung: In *Rauris*, worüber der Bericht schon gebracht wurde und das auch vom Pfleger von St. Johann als Verbreitungsgebiet genannt wird, und im anrainenden *Taxenbach*. Der dortige Pfleger nennt zuerst die Bäder des (Bergbau-)Handelsbaders zu Lend und der Badmeister zu Taxenbach (zu Vordered am Embach) und zu Bruck und fährt dann fort: „Die andern Schwitzbäder, welche von dem Landvolk zugleich zum Tuchansechten ... usw. (siehe oben) gebraucht werden, ordentlich zu beschreiben, würde wegen weiter Entlegenheit der Bauersgüter wenigst eine Zeit von 5 Wochen erfordern.“ Im benachbarten Gastein waren die meisten der früher bei jedem Haus vorhandenen Bäder abgekommen „und nur mehr in Dörfern oder wo mehrere Bauernhäuser beysamen stehen in brauchbaren Stande, wo nicht öfter als das ganze Jahr hindurch zwey oder dreymal auf vorerwähnte Weise (siehe oben)

⁶⁾ Vgl. jedoch Anm. 3. Privatbäder waren im Flachlande mit seinen zahlreichen Baderstuben in den Dörfern gewiß stets seltener als im Einzelhofsiedlungsgebiet des Gebirgslandes.

gebadet wird“. In Großarl gab es „Brechelbadstuben“, deren sich, wie schon angeführt, „das Bauernvolk an hohen Festen auch zum Baden bedienet“. Sie waren „fast bey jedem einzelstehenden größeren Lehen“. Damit ist der Raum, in dem das Eigenbad überhaupt noch üblich war. umschrieben. In den Gerichten Wagrain und Tamsweg wurden die Badstuben wenigstens noch dazu verwendet, das Warmwasserwannenbad dort zu nehmen. In anderen waren die Schwitzbäder erst seit einer Reihe von Jahren abgekommen: St. Johann, Werfen, Kaprun (Zell am See), Mittersill und St. Michael; in Kaprun und Mittersill nicht ohne energische Nachhilfe der Obrigkeit. Johann Gualbert Magauer, Pfleger zu Kaprun seit 1770, erwähnt, daß sie dort, „weil ich anfänglich zur Abstellung dieser öftere Visitationen vornehmen ließ, gänzlich außer Übung gekommen seyen“. Der Mittersiller Pfleger Johann Josef Koch aber glaubt melden zu müssen, „daß vorzeiten derley Bäder in denen Badstuben stark in Schwung gegangen sind, und da sich hiebey das männliche und weibliche Geschlecht einfand und diese Zusammenkünfte ärgerlich zu werden anfiengen, wurden von Gericht aus Visitationen vorgekehret und,



Bild 4

Badstube zu Kleinwohnhaus ausgebaut. (Man beachte den aufgebauten Rauchfang.) Gemeinde Goldegg im Pongau.

Aufnahme: Karl Fiala

wenn Mans- und Weibsbilder beysammen angetroffen wurden, Bestrafungen vorgenommen. Dieses Verfahren brachte mit der Zeit die Schweißbäder in Badstuben, wie auch die Schröpfungsbäder in hiesigem Pfliegericht ganz ab.“ Vom Pfliegericht Lichtenberg-Saalfelden wird 1795 von Privatbädern nichts mehr berichtet, doch wissen wir aus anderen Quellen, daß sie auch hier wenigstens in der 1. Hälfte des Jahrhunderts noch üblich gewesen waren⁷⁾.

Ein Blick auf die Karte scheint übrigens auch über die Verbreitung des Brauches jenseits der altsalzburgischen Grenzen Aufklärung zu geben. Es kann nach der ganzen Lage kein Zweifel bestehen, daß in den benachbarten Teilen Tirols und der Steiermark das bäuerliche Schwitzbad bereits verschwunden war, von Bayern und Österreich ob der Enns gar nicht zu reden. Die Lage des letzten salzburgischen Verbreitungsgebietes läßt an ein Bestehen des Brauches in dem südlich der Tauernkette angrenzenden Oberkärnten denken. Und tatsächlich: die einzige Gegend Kärntens, für die das ehemalige Bestehen des Schwitzbades ausdrücklich belegt zu sein scheint, ist das Mölltal⁸⁾. Es ist daher gar nicht ausgeschlossen, daß der Raum nördlich und südlich der Tauern, um den Großglockner und den Sonnblick (Rauris-Taxenbach, Mölltal), das letzte Rückzugsgebiet des Brauches in den Ostalpen und damit im ganzen deutschen Sprachgebiet war.

Über den Zeitpunkt des Verschwindens der bereits abgekommenen öffentlichen und privaten Schwitzbäder werden selten genaue Angaben gemacht. Meist heißt es nur allgemein „vor mehreren Jahren“ oder „vor vielen Jahren“. In der Stadt Salzburg wurden die letzten Schröpfungsbäder außer dem Seelbad von Badern 20 Jahre vorher bereitet (also um 1775), die beiden Lohbäder ebenda vor vier und vor dreißig Jahren (1789, 1765). Die Baderbadstuben in Palling (Fittmoning), in Siezenheim, Piding und Anger (Stauffenegg) waren seit dreißig, zwei, acht und zehn Jahren stillgelegt (1765, 1791, 1785 und 1785), im allgemeinen

⁷⁾ Im Jahr 1707 wurde noch einem Marktbürger von Saalfelden, dem Kramer und Riemermeister Wilhelm Herzog, der zum „Baaden und Seibern“ seiner vielen Kinder eines Badstübls bedürftig war, gestattet, ein solches in seinem Garten zu erbauen. 1803 war es schon seit Menschengedenken zu einem (hölzernen) Wohnhäuschen, bestehend aus Vorhaus (zugleich Küche), Stübl und Kammerl umgestaltet (seit 1781 selbständig). Die Bewohnerin, Anna Steinbichler, betrieb — auch ein Bild des Sittenwandels — einen heimlichen Kaffee- und Schokoladenschank (Landesarchiv, Hofkammer, Lichtenberg, 1804 2 E).

⁸⁾ O. Moro, Das Karlbäd. (Archiv f. vaterl. Geschichte und Topographie, 24 [1936], S. 241.) Wiederdruck Carinthia I, 1953.

kann man wohl sagen, daß noch gegen Mitte des 18. Jahrhunderts das Schwitzbaden bei den Badern im ganzen Lande, das in den bäuerlichen Hausbädern in großen Teilen des Gebirges im wesentlichen noch allgemein verbreitet war.

Die Gründe für den Rückgang wurden schon im obigen mehrmals berührt. Sie waren dreierlei: 1. Sittlichkeitsrücksichten, 2. Gesundheitsrücksichten, 3. der große Holzverbrauch. Dieser war auch der Hauptanlaß des gelegentlichen behördlichen Einschreitens gegen das Schwitzbad, namentlich gegen die bäuerlichen Hausbäder, wenn dabei auch die beiden ersten Gründe in den Vordergrund geschoben wurden. Nicht nur die Heizung, sondern auch die zahlreichen Badstubengebäude verschlangen viel von dem für das Salinen- und andere Hüttenwesen geschonten Holz. Die manchmal erwähnte Feuergefährlichkeit dieser Holzbauten diente wohl mehr als Vorwand. Die vermeintlichen Anstands- und Gesundheitsrücksichten wieder waren es, die dem Brauch bei der Bevölkerung selbst den Boden entzogen. Noch wirksamer als die seit den Zeiten der Reformation und Gegenreformation in das Volk hineingetragene gesteigerte Prüderie war dabei die von den Ärztekreisen her sich verbreitende Ansicht von der Unwirksamkeit, ja Schädlichkeit der Schwitzbäder. Einerseits hatte die übertriebene Vorstellung von der Heilkraft des Schwitzbades gegen alle möglichen Krankheiten eine entsprechende Reaktion hervorgerufen, andererseits hatte — wahrscheinlich seit dem katastrophalen Auftreten der Lustseuche um 1500 — die Meinung sich verbreitet, das Bad befördere Ansteckungen aller Art. Am ausführlichsten läßt sich über diese Ansichten der Pfleger von Straßwalchen vernehmen:

„Daß der eingeführte Gebrauch der sonderbaren Schrepf- und Schwitzbäder sowohl in phisikalischen als moralischen Anbetracht gefährlich und schädlich sey, unterliegt gar keinen Zweifl. Durch die außerordentliche Hitze, die in diesen Schwitzbädern herrscht, werden die pori geöffnet, die übleste Ausdünstung und dadurch die Gefahr erzeugt, daß einer von dem andern angesteckt werde, selbst die Bader und ihre Gesellen haben den härtesten Stand hiebey und sind sehr oft angesteckt und von allerley Zufällen befallen worden. Die Moralität scheint darum dabey zu leiden, weil beide Geschlechter ganz entblöst in einem Gemach beysamen sind, wo es dann nicht allzeit zum ehrbarsten zugeht.“

Auch der Pfleger von St. Michael im Lungau behauptet, daß viele Leute vom Schwitzbad krank geworden seien.

So kam es, daß das Baden gewissermaßen aus der Mode kam. Es galt als veraltet — „Das Vertrauen auf die Schwitzbäder hat

bey den Leuten aufgehöret“, sagen die Salzburger Lederer —, zunächst in den Städten, wie der Tittmoninger Pfleger ausdrücklich angibt. Auch die Halleiner Bader heizten ihre Bäder außer für das Armenbad nur noch fürs Landvolk. Charakteristisch ist es auch, daß der Landrichter von Rauris mit seinem Bestreben, die Badstuben umzubringen, zunächst im Markt Erfolg hatte. Den Städten und Märkten folgte die „aufgeklärtere“ Landbevölkerung des Flachlandes, wozu allerdings kam, daß das Brennholz hier teurer war als im Gebirge (Stauffenegg).

Interessant und besonders anschaulich schildert den Vorgang des Absterbens der Pfleger von Tetlham. Er meldet, daß der Bader zu Waging, Anton Gimpl, „zwar die ersten Jahre, als er solche Gerechtigkeit übernommen hat, noch ordentliche Bad-Tage gehalten und einige alte Weiber noch das Schwitzbad gebraucht haben. Nachdem aber diese gestorben, die jüngeren Leuthe sich dessen nicht mehr bedienen wollten und das Holz immer theurer geworden, habe er solche gänzlich abkommen lassen.“ Ähnlich hat der Bader zu Tyrlaching (Tittmoning) seine Badstube geschlossen, weil der Gebrauch „bey denen jungern



Bild 5

Flachsbrecheln vor einer Badstube, Gemeinde Kaprun, Pinzgau. (Die Männer mit Grobbrecheln, die Frauen mit Feinbrecheln.)

Aufnahme: Josef Rauch

Leuten gänzlich, bey alten aber ebenfalls fast ganz außer Gebrauch gesetzt worden, daß sich nur je zuweilen da und dort eine alte Person hiezu anmelde“, wobei er nicht auf seine Kosten komme. Auch die benachbarte, noch im Betrieb stehende Badstube in Fridolfing wurde nur noch von alten Leuten besucht.

Das Ergebnis der Rundfrage von 1795 wurde in der Hofkammerratssitzung vom 5. April 1794 vom Hofkammerrat Virgil von Helmreich in einem großen Referat vorgetragen. Sein Votum lautete dahin, daß die Entscheidung, ob die öffentlichen Schwitzbäder in den Häusern der Bader beizubehalten oder gar zu vermehren seien, dem Collegium medicum vorzubehalten sei. Die „eigen dazu bestimmten Gebäude für ganze Gemeinden oder gar für jeden Gutsbesitzer insbesondere“ könne man aber aus forstpolizeilichen Gründen „in keinem Falle länger mehr dulden“. Was die Nebenzwecke der Badstuben betrifft, so sollen die Waschküchen bei Neubauten in den „gemeinen Hausküchen“ untergebracht werden und für das Flachs-dörren statt der Brechelbäder nur Flachsgruben in der Erde angelegt werden. Letztere waren übrigens auch sonst im Gebrauch, der Flachs wurde aber angeblich in den Badstuben schöner (St. Johann). Zu einem Erlaß der Hofkammer kam es vorderhand jedoch nicht. Es wurde nur beschlossen, für den Hofrat, als die Stelle für innere Angelegenheiten, einen Aktenauszug anfertigen zu lassen. Dann aber blieb die Sache aus unbekanntem Gründen liegen. Auch ohne daß die obersten Landesbehörden mit ihrem schweren Geschütz gegen die Badstuben aufzuziehen, dürfte deren Stunde bald geschlagen haben. Wann genau in der letzten davon das Wasser noch einmal über die heißen Steine gegossen wurde, werden wir freilich kaum je erfahren.

Während so der alte Brauch erlosch, hat sich merkwürdigerweise schon wieder eine Neueinschätzung des Schwitzbades geltend gemacht und gerade die Aktion von 1795 gab den Antrieb zur Errichtung eines neuen Dampfbades. Unter den wenigen Stimmen, die sich zugunsten des alten Badewesens erhoben, war die des Landschaftsphysikus zu Radstadt, Dr. Ignaz Niederhuber, dessen Gutachten (7. Oktober 1795) dem Bericht des Pfliegerichts Radstadt, wo übrigens das Schwitzbad sonst nicht üblich war, beiliegt. Das Gutachten des zweiten Medikus im Gebirge, zu Zell am See, das eingefordert worden war, kam nicht zustande, da dieser inzwischen starb. Niederhuber verurteilt zwar auch „die in den älteren Zeiten der Arzneikunde herrschenden Schwitzkuren, mitls welcher man damals alles Gift der Krankheiten durch die Schweißlöcher mit oder ohne Willen der Natur

aus dem Körper zu schaffen suchte“, bedauert aber, daß, „als endlich das Licht der Vernunft und der Erfahrung diese Finsternissen zerstörte und all diese Mordkuren, alle die Theriake, Begoarden, Pestessenzen und Schwitzöfen aus den Recepten der Ärzte und Officinen verjagte“, auch die Schwitzbäder aus der Gewohnheit kamen. „weillen man ihren wahren Vortheil miskannte“. Und mit warmen Worten preist er den Nutzen dieser „Qualm- und Dunstbäder“ namentlich für das Landvolk zur Beförderung der Reinlichkeit und Verhütung aller mit der Unsauberkeit zusammenhängenden Krankheiten. Er ließ es aber nicht beim Worte bewenden. Schon im folgenden Jahr (1794) errichtete er in Badgastein, wo er den Sommer über immer als Badesarzt tätig war, ein Thermaldunstbad ⁹⁾, und zwar auf eigene Kosten, da der Landesfürst hiefür nicht zu haben war, aber mit Beihilfe von Vorschüssen aus öffentlichen Mitteln und mit Bestimmung des Collegium medicum. Es handelte sich um ein Kastenbad, wobei die Köpfe der Badenden durch eine Öffnung aus den hölzernen Schwitzkästen herausragten, eine Form, die er schon in seinem seinerzeitigen Gutachten empfohlen hatte. In einer seiner Eingaben beruft er sich wieder darauf, „daß sich die ältesten unserer Vorfahren auf dem Land und in den Städten so häufig der Dampfbäder“ bedienten. „Zu dem Verfall der Dunstbäder und zu der Seltenheit der jetzigen trug auch ungezweifelt vieles der eingerissene Holzmangel oder die in manchen Provinzen so nothwendige Ökonomie in diesem Artikel bey.“ Das falle hier aber weg, da sein Bad die heißen Quellen benütze.

So sehr sich also Niederhuber in gewisser Hinsicht als Freund der alten Schwitzbäder erweist, ebensosehr war er dem Schröpfen abgeneigt, das im Gasteiner Bad noch zu seiner Zeit und weit ins 19. Jahrhundert hinein ¹⁰⁾ in Verbindung mit dem Gebrauch der Thermalquellen üblich war: „Dieser unsinnige Hang zum Schröpfen ist noch ein Überbleibsel jener alten Schwitzbäder, jener die Menschheit und die Wissenschaft so entehrenden Mörderstuben ¹¹⁾.“ Sein Gasteiner Dunstbadbau, ein

⁹⁾ Darüber seit dem erstmaligen Erscheinen dieses Aufsatzes ausführlicher H. v. Zimburg, Die Geschichte Gasteins und des Gasteiner Tals. Wien 1948, S. 197 ff.

¹⁰⁾ Emil** (Tremel), Reise-Handbuch für Kranke oder Naturfreunde, welche das Thal und Wildbad Gastein . . . besuchen wollen. Wien 1827, S. 306. Vgl. a. Zimburg, a. a. O., S. 238.

¹¹⁾ I. Niederhuber, Einige nothwendige, praktische Erläuterungen über den nützlichen Gebrauch des . . . Gasteiner Wildbads. Salzburg 1792.

auf Steinfeilern stehendes eingeschossiges Holzhaus bäuerlichen Gepräges mit einem Umgang, verfiel bald nach seiner Abwanderung aus dem Salzburgischen (1804). Im Jahre 1810 wurden die Überreste an das Ärar verkauft und erst 1827 neuerdings ein Dunstbad, aber an anderer Stelle, errichtet¹²⁾. Die Thermalquelle jedoch, über der das ursprüngliche Gebäude stand, heißt noch heute nach Niederhuber die „Doktorsquelle“.



Bild 6
Badstube (Vorraum) als Schnitzhütte in Verwendung. Gut Vorderkreh, Gemeinde Hüttschlag, Pongau.

Aufnahme: Karl Fiala

¹²⁾ Altes Grundbuch Gastein, Hofurbar Klammstein (Landesarchiv Salzburg, Urbar 881), fol. 171. — Zimburg, a. a. O., S. 233.

Salzburger Heimatdichtung und Volkskunde

Von Leopold Schmidt

Seit mehr als einem Jahrhundert, vor allem aber seit dem Aufwachsen des Werkes Peter Roseggers gibt es in Österreich eine besondere Art der Heimatdichtung, die ständig in enger Nachbarschaft mit der Volkskunde gedeiht. Die Schriftsteller als Beschreiber einer erlebten bäuerlichen und kleinbürgerlichen Welt gestalten zumal in jenen Fällen, wenn sie auf ihr Eigenstes zu sprechen kommen, bewußt oder unbewußt nach Vorbildern. Und diese Vorbilder werden eben seit langem schon von der mehr oder minder volkstümlichen Form der Volkskunde gestellt. Gewisse Gruppen der Forschung, besonders die Brauchtums-kunde, die wissenschaftliche Nachzeichnung des Jahresbrauches vor allem, haben hier immer wieder anregend gewirkt. Nur selten lassen sich diese Vorbilder direkt nachweisen, wie etwa in dem Sonderfall der Kalendergedichte „O Mensch, gib acht“ von Josef Weinheber¹⁾, die trotz ihres Nietzsche-Titels von der Darstellung des österreichischen Volksbrauches im Kirchenjahr durch Hanns Koren²⁾ angeregt wurden, wie Josef Nadler festgestellt hat³⁾. Ich habe schon vor etwa anderthalb Jahrzehnten darauf aufmerksam gemacht⁴⁾, daß wir vor allem seit dem Erscheinen von Viktor Gerambs Jahresbrauchwerk⁵⁾ in Österreich mit derartigen Dingen zu rechnen haben, und damals besonders auf Karl Heinrich Waggers Kindheitsbuch „Das Jahr des Herrn“⁶⁾

¹⁾ Josef Weinheber, O Mensch, gib acht. Ein erbauliches Kalenderbuch für Stadt- und Landleut. München 1937.

²⁾ Hanns Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr. Salzburg 1934.

³⁾ Josef Nadler, Josef Weinheber. Geschichte seines Lebens und seiner Dichtung. Salzburg 1952. S. 248.

⁴⁾ Leopold Schmidt, Wurzeln und Wege der dichterischen Gestaltung volkhafte Lebens in Österreich (Dichtung und Volkstum. Neue Folge des Euphorion, Bd. 40, Stuttgart 1939, S. 8 ff.). Dort auch die ältere Literatur zum Gegenstand.

⁵⁾ Viktor Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich. Graz 1924. Seit der 3. Auflage unter dem Titel: Sitte und Brauch in Österreich. Graz 1948.

⁶⁾ K. H. Waggers, Das Jahr des Herrn. Roman. Leipzig 1933. Dazu recht anschaulich: Waggers, Wie ich arbeite (Der Krystall. Literarische Beilage der Österreichischen Furche, Nr. 43 vom 21. Oktober 1950, S. 1 f.).

hingewiesen. Salzburg steht also mit den Kindheitserinnerungen seines bedeutenden Wagrainer Dichters durchaus in dem gleichen Bereich der geistigen Wechselseitigkeit zwischen Heimatdichtung und Volkskunde, wie alle anderen österreichischen Länder.

Seit meiner damaligen Darstellung ist viel an verwandter Prosa hinzugekommen. Fast in allen Fällen kann man von einer besonderen Anreicherung der ganzen Gattung wie jedes einzelnen ihrer Vertreter durch das persönliche Jugenderlebnis sprechen. Es sind zum Teil direkt Jugenderinnerungen, die an die Stelle der älteren Roman- oder Erzählungsform treten. Zum Teil ergänzen derartige Jugenderinnerungen das übrige Werk des betreffenden Schriftstellers, erläutern es aus seinem Herkommen, aus seinen Kindheitseindrücken, und geben fast unwillkürlich dadurch der Volkskunde selbst wieder Stoff und Anregung. Ein bemerkenswertes Beispiel für dieses Widerspiel sind die Kindheitserinnerungen des Kärntners Josef Friedrich Perkonig⁷⁾. Der Ferlacher Dichter hat viel von dem aufgenommen, was wir sonst aus der Volkskunde dieses Berührungsraumes von deutschen und slowenischen Kärntner Heimatgenossen kennen. Es sind prächtige Schilderungen von Jahresbräuchen darunter, beispielsweise vom Nikolo, über dessen Auftreten in den verschiedenen österreichischen Selbstbiographien sich geradezu eine eigene Studie schreiben ließe. Aber Perkonig weiß auch, woran er sich erinnert, und sagt mitunter mit einer Nebenbemerkung, daß er sich eigentlich im Geist der aufklärenden Volkskunde erinnere; der Einfluß des Werkes Georg Grabers⁸⁾ ist zweifellos spürbar. Übrigens hat ein ausgezeichnete Kenner, nämlich Oskar Moser, gerade diesen Erinnerungen Perkonigs eine eindringliche Besprechung gewidmet, welche den beiden „Sehfeldern“, dem künstlerischen und dem volkskundlichen, und deren Durchdringung gerecht zu werden sucht⁹⁾. Auf diesem Weg wird weitergegangen werden müssen. Auch in den anderen Bundesländern, die in der gleichen Zeit verwandte Selbstbiographien haben entstehen sehen. Schon früh schrieb Richard Billinger im oberösterreichischen Innviertel seine Kindheit in neubarocker Stilisierung auf¹⁰⁾. Aber auch in allen seinen späteren Werken sind Teile aus diesen Erinnerungen verstreut und

⁷⁾ Josef Friedrich Perkonig, Im Morgenlicht. Wien 1943.

⁸⁾ Vgl. die Auswahl-Bibliographie der Arbeiten Grabers in: Georg Graber, Hildegard von Stein und ihre Stiftung. Klagenfurt 1952. S. 73 ff.

⁹⁾ Besprechung durch Oskar Moser: Carinthia I, Bd. 141, Klagenfurt 1951. S. 803 ff.

¹⁰⁾ Richard Billinger, Die Asche des Fegefeuers. Erzählung. München 1931.

verwendet. Es wäre begrüßenswert, wenn uns Ernst Burgstaller einmal mit seiner Durchforschung des Werkes Billingers bekanntmachen würde¹¹⁾. Dem schwerbäuerlichen Innviertel seien hier einmal die Mittelstände Tirols gegenübergestellt, aus denen in den vergangenen Jahren so manche Kindheitsdarstellung gekommen ist. Für Südtirol sei die ausgesprochen bürgerliche Jugendschilderung von Josef Wenter genannt¹²⁾. Es ist aber genug an altem Meraner Herkommen in die still besonnene Darstellung eingeflossen. Ganz anders freilich die Chronik einer Kindheit von Josef Leitgeb, die ein kindhaft verzaubertes Jahr von Frühling zu Frühling mit dem Ablauf eines ganzen Kinderlebens in einer Innsbrucker Vorstadt verschränkt¹³⁾. Eine Dichtung von höchsten Graden, und dennoch randvoll von nach-erzähltem Kindervolksgut. Für diese hohen Tiroler Dichter einmal die Erlebnisgrundlagen nachzuweisen, wird die Aufgabe einer eigenen Arbeit sein, die wir uns von einer Tiroler Stadtvolkskunde wünschen¹⁴⁾. In Steiermark liegen die Anregungen offener zu Tage. Vertreter der älteren Generation nehmen auf ihr Verhältnis zur Grazer Volkskunde direkt Bezug, und ohne Steirisches Volkskundemuseum wäre hier wohl manches Buch gar nicht geschrieben worden¹⁵⁾. Die Stärke der Anregungen spürt man schon bei Hans Kloepfer, dessen Jugendbilderbuch vielleicht die Reihe der neueren steirischen Dichtererinnerungen einleiten mag¹⁶⁾. Bis zu einem gewissen Grad wird man Paul Anton Kellers ausgezeichnete Kindheitserzählung auch hier heranziehen müssen¹⁷⁾, wenn man auch bei Kellers volkskundlichen Beziehungen vor allem an sein untersteirisches Jahreslaufbuch, diese vorzügliche Darstellung des Volkslebens im Sausal denken

¹¹⁾ Vgl. Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951. S. 142.

¹²⁾ Josef Wenter, Leise, leise! liebe Quelle. Eine Kindheit. München 1944.

¹³⁾ Josef Leitgeb, Das unversehrte Jahr. Chronik einer Kindheit. Salzburg 1948.

¹⁴⁾ Vgl. Anton Dörrer, Wandel im tirolischen Volkskörper seit 1900 (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Bd. VI, Kongreßheft, Wien 1952, S. 77 ff.). Eine Darstellung, die schon ihrerseits von Jugenderinnerungen des Verfassers erfüllt ist, und mit Dörrers Selbstbiographie (Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hg. Nikolaus Grass, Bd. II, Innsbruck 1951, S. 9 ff.) zusammen betrachtet werden muß.

¹⁵⁾ Mancher Hinweis dazu findet sich in den Erinnerungen Gerambs: Viktor Geramb, Verewigte Gefährten. Graz 1952.

¹⁶⁾ Hans Kloepfer, Aus dem Bilderbuch meines Lebens. Graz 1936.

¹⁷⁾ Paul Anton Keller, Jahre, die gleich Wolken wandern. Erzählungen aus einer Kindheit. Graz 1948.

mag¹⁸⁾. Der gleichen Generation wie Keller gehört Kurt Hildebrand Matzak an, dessen Kindheitserinnerungen aus Arnfels so manchen Eigenwert und Eigenreiz besitzen¹⁹⁾. Auch stofflich ist darin mehr enthalten als in so mancher flüchtigen und allgemeinen Brauchübersicht. Eine Sonderstellung nimmt in Steiermark der bedeutende Epiker Franz Nabl ein, aus dessen Lebenswerk die Anregung durch die Volkskunde nicht wegzudenken ist²⁰⁾. Aber gerade seine „Steirische Lebenswanderung“ ist durchaus keine Selbstbiographie, sondern eine sehr kunstreiche Verschränkung von Landschaft und Leben, die sie zu einer durchaus persönlich geformten Bildungsdichtung macht²¹⁾. Da haben Landeskunde und Volkskunde einmal ein Heimatbuch schaffen helfen, wie es in seiner Art vielleicht einzig dasteht.

Nabl ist nicht umsonst ein großer Romanschreiber und Novellist. Auch dieses sein Volks- und Landschaftsbuch ist eine Art von Roman, in einer Gestaltungsform, wie sie seit Rudolf Hans Bartsch in Steiermark Eigenprägung besitzt²²⁾. Es gibt auch sonst im Lande Romane, die in die Umgebung unserer Thematik gehören. Am stärksten vielleicht das eigenartige Werk eines Kindheitsromanes aus dem Ennstal von Sepp Keller, dessen starke Zeitgebundenheit nicht an der herben Selbständigkeit des Dichters vorbeisehen lassen sollte²³⁾. Gewiß, es ist die Romanteknik der Selma Lagerlöf, die hier einen Ennstaler Nachfolger gefunden hat. Aber schließlich hat auch Waggerl im Banne Knut Hamsuns begonnen. Vielleicht hätte Keller, wenn ihm ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre, noch stärker ein Eigener werden können, gerade aus den eigenen Bindungen seiner Jugend an die bäuerliche Vergangenheit, die ihn offenbar mit einer geradezu brutalen Macht zu sich zog. Auch hier wünscht man sich eine wissenschaftliche Auswertung, mit Bedacht auf die Ennstaler Landschaft, die schließlich in der älteren Generation eine Paula Grogger hervorgebracht hat, deren Wirkung im ganzen Alpen-

¹⁸⁾ Paul Anton Keller, Das Sausaler Jahr. Graz 1941.

¹⁹⁾ Kurt Hildebrand Matzak, Reife Früchte. Aus einer Jugend um die Jahrhundertwende. Graz 1949.

²⁰⁾ Vgl. Franz Nabl, Lebendige Vergangenheit. Gedanken zu Viktor Gerambs Steirischem Heimatwerk (Hanns Koren und Leopold Kretzenbacher, Volk und Heimat. Festschrift für Viktor von Geramb. Graz 1949. S. 7 ff.).

²¹⁾ Franz Nabl, Steirische Lebenswanderung. 5. Aufl. Graz 1950.

²²⁾ Vgl. Robert Hohlbäum, Rudolf Hans Bartsch. Der Lebens- und Schaffensroman eines modernen Dichters. Leipzig 1923; Adalbert Schmidt, Deutsche Dichtung in Österreich. Eine Literaturgeschichte der Gegenwart. 2. Aufl. Wien 1935. S. 52 f.

²³⁾ Sepp Keller, Das ewige Leben. Jena 1938.

land unübersehbar ist²⁴). Selbst der bedeutendste niederösterreichische Roman, der hierhergehört, die Mythe von den Rossen des Waldviertler Holzfuhrmannes Urban Roithner von Imma Bodmershof ist doch wohl, bei allem hohen Eigenwert, von der Sagenpoesie der Grogger angeregt²⁵).

Mit Sepp Keller und Paula Grogger stehen wir an der steirischen Grenze von Salzburg. Das kleine Land bringt seit geraumer Zeit in allen seinen Gauen Schriftsteller und Dichter hervor, die im Zusammenhang mit dieser österreichischen Entwicklung verstanden werden wollen, obgleich sie meist eine gewisse Distanz davon einhalten, die sich nicht zuletzt schon dadurch ausdrückt, daß zumindest die Bedeutendsten von ihnen sich reichsdeutsche Verleger gewählt haben. Für gewöhnlich kennt man von ihnen nur den Wagrainer Karl Heinrich Waggerl, der von einem alpinen Hamsun-Nachahmer zu einem deutschen Humoristen wurde²⁶). Es ist keine Herabsetzung des feinsinnigen Mannes, wenn man ihn in diesem Zusammenhang einmal zu den anderen Salzburgern stellt, die in unseren Jahrzehnten Stimme gewonnen haben. Am notwendigsten ist vielleicht der Hinweis auf den bereits verstorbenen Dichter aus dem Flachgau, auf Johannes Freumbichler aus Henndorf. Freumbichler ist glücklicher Weise durch seinen Bauernroman „Philomena Ellenhub“ berühmt geworden²⁷), sodaß sein Werk mit der Zeit doch auch jene volkskundliche Beachtung finden wird, die es verdient. Wie bei der Grogger wird im Ellenhub-Epos nicht die Gegenwart, sondern das frühe 19. Jahrhundert dargestellt, der quellenmäßige Wert der Darstellung für die flachgauer Volkskunde dürfte nicht unbeträchtlich sein. Ins Innere dieses Dichters sieht man aber auch erst durch seine Jugenderinnerungen, die er zwar zum Roman gestaltet hat, im tiefen Leid, als er sich in Wien völlig fehl am Platze fühlte, die aber durchaus autobiographische Züge zeigen²⁸). Es steckt ein Eichendorffscher Taugenichts in diesem

²⁴) Vgl. Adalbert Schmidt, wie Anmerkung 22, S. 91 ff.; Friedrich Pock, Steirische Dichtung der Neuzeit (Das Joanneum. Beiträge zur Naturkunde, Geschichte, Kunst und Wirtschaft des Ostalpenraumes. Bd. VI, Kunst und Geschichte. Graz 1943. S. 149 f.).

²⁵) Imma Bodmershof, Die Rosse des Urban Roithner. Wien 1950.

²⁶) Vgl. Rudolf Bayr, Karl Heinrich Waggerl. Der Mensch und sein Werk. Wien 1947.

²⁷) Johannes Freumbichler, Philomena Ellenhub. Roman. Wien 1937.

²⁸) Johannes Freumbichler, Auszug und Heimkehr des Jodok Fink. Ein Buch vom Abenteuer des Lebens. Tübingen 1942.

Jodok Fink, wie Freumbichler seinen literarischen Doppelgänger benannt hat, mit nicht sehr glücklicher Hand, wie man wohl einräumen wird, wenn man bedenkt, daß dies gerade der Name eines bedeutenden österreichischen Politikers war.

Waggerl, der Pongauer, hat solche Fehler eines unglücklichen Taugenichts nicht gemacht. Er hat nach seinen ersten bergbäuerlichen Romanen immer öfter seine Kindheitsgeschichte in zarte Erzählungen voll von einem gütigen Humor umgemünzt, wobei „Das Jahr des Herrn“ wohl zur gütigsten Ausprägung wurde²⁹⁾. Noch persönlicher und daher volkskundlich-stofflich auch nicht zu übersehen ist dann sein „Lob der Armut“ geworden, das die Volksgestalten von Gastein in diese Bubenkindheit aufs lebenswürdigste einzubeziehen weiß³⁰⁾. Rudolf Bayr hat vor kurzem in scherzhafter Form davor gewarnt, Waggerl als Dichter der im Lodengewande einherwandernden Heimatbewegung mißzuverstehen, und gemahnt, nur den hohen Poeten anzuerkennen³¹⁾. Das ist vielleicht eine Überspitzung; so bedeutend Waggerl als Dichter ist, ohne seine heimatliche Umwelt, ohne seine Kinderzeit im Volke wäre er zweifellos nicht derjenige geworden, der er ist.

Es ist aber selbstverständlich, daß man Waggerl nicht auf die gleiche Stufe mit manchen Heimatdichtern stellen wird, die eben schlicht von ihrer Lebenswelt künden. Solche haben sich in den letzten Jahren vor allem im Pinzgau zu Wort gemeldet. Zunächst war es der Baumeister Sepp Bacher, der mitten in der praktischen Arbeit lebt, und die Landflucht bekämpft, weil er das Land seiner Kindheit liebt, und „Die Kinder vom Dorfplatz“, wie sein erstes Buch hieß³²⁾. Aber das ist immerhin ein Bodenständiger, dem die Heimat das Seine nicht vorenthielt³³⁾. Ganz anders steht es mit Georg Eberl, dem Pinzgauer Bauernbuben, der infolge seiner Sonderbegabung Eisenbahnbeamter werden konnte. „Ich war ein lediges Kind“ heißt sein erstes Buch³⁴⁾, und damit ist Thematik und Problematik nicht nur des Menschen Eberl angeschlagen. Wir kennen besonders seit Josef Walleitners Dar-

²⁹⁾ Vgl. Anmerkung 6.

³⁰⁾ Karl Heinrich Waggerl, Fröhliche Armut. Erzählung. Salzburg 1948.

³¹⁾ Rudolf Bayr, Den frühen Tagen zugewandt. (Jahrbuch der Stadt Linz, Bd. 1953, S. 644.

³²⁾ Sepp Bacher, Die Kinder vom Dorfplatz. München 1936.

³³⁾ Sepp Bacher, Stahl und Brot. Die Rückkehr des Matthias Pronnebner. Graz 1948.

³⁴⁾ Georg Eberl, Ich war ein lediges Kind. Wien 1952.

stellung diese Verhältnisse im Oberpinzgau sehr genau ³⁵⁾, und die schweren Lebensumstände der Diensthofen dort, die, wie Walleitner und Eberl, so oft tatsächlich ledige, uneheliche Kinder sind und deren Knechtschicksal zu ertragen haben. Ob hier wieder literarische Beziehungen bestehen, und Walleitners erlebnisschwere Bücher auf Eberl anregend oder auslösend gewirkt haben, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls bietet die schlichte Erzählung Eberls, die er in seinem Jungknechtbuch fortgesetzt hat ³⁶⁾, eine ungewöhnlich stoffreiche Darstellung des ganzen bergbäuerlichen Lebens im Pinzgau, einschließlich des Jahreslaufes, vor allem der jahreszeitlich geordneten Arbeit, aber auch der Geräte, der Tracht, des Spruches und Liedes, der Sage und des Volksglaubens kirchlicher und außerkirchlicher Art. Es ist nicht wie bei Freumbichler eine nachkonstruierte Vergangenheit, sondern das Leben unserer Jahrzehnte. Besonders im Jungknechtbuch ist das ganze genau geregelte Arbeits- und Eßbrauchtum, wie es sich besonders seit Walleitner so gut überblicken läßt, zwanglos und einfach hingeschrieben, unliterarisch, in mancher Hinsicht an den jungen Rosegger erinnernd. Die Salzburger Volkskunde wird an dieser vorzüglichen Quelle nicht vorübergehen können. Typisches Jungmännerbrauchtum wie das Gasselgehen läßt sich zudem jetzt mit Ilka Peters vorzüglicher Darstellung ³⁷⁾, die ebenfalls auf Pinzgauer Aufzeichnungen der Sammlerin beruht, vergleichen, sodaß sich hier eine schöne Verdichtung unserer Kenntnis ergibt. Auch an anderen Stellen, etwa bei der Schilderung des Ungeschicks des jungen Knechtes mit seiner „Schneidfeder“ erinnert man sich ja an Peters Arbeiten ³⁸⁾, die uns in den letzten Jahren sehr gefördert haben.

Es sind also wohl nicht die größten Dichtungen Salzburgs, die da im Pinzgau entstanden sind, aber vielleicht die kundigsten Niederschriften, und als Jugenderinnerungen wieder nicht nur Stoffquellen unserer Forschung, sondern Erlebnisbücher, die

³⁵⁾ Josef Walleitner, Der Knecht. Lebens- und Volkskunde eines Berufsstandes im Oberpinzgau (= Veröffentlichungen des Institutes für Volkskunde, Salzburg, Bd. 1). Salzburg 1947; derselbe, Treue Helfer am Hof. Beitrag zur Lebens- und Volkskunde des Land- und Forstarbeiter-Berufsstandes. Salzburg 1950 (Selbstverlag des Verfassers).

³⁶⁾ Georg Eberl, Als ich Jungknecht war. Roman. Wien 1953.

³⁷⁾ Ilka Peter, Gasslbrauch und Gasslspruch in Österreich. Mit einer Verbreitungskarte der Gasslreimformen. Salzburg 1953.

³⁸⁾ Eberl, Als ich Jungknecht war, S. 194 ff.; Peter, Die Schneidfeder (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 90. Jg., 1950, S. 166 ff.) und Erwin Mehl, Woher kommt das Abnehmen der „Schneidfeder“? (ebendort. 91. Jg., 1951, S. 183).

ihre Bekanntmachung vollauf verdienen. Gerade die Stoffülle und der Erlebniswert der Bücher Eberls gemahnen, nun auch noch einen Blick über die Grenzen Salzburgs in das nahe und verwandte Berchtesgadner Land zu werfen. Das sollte man ja nie, wenn man salzburgische Volkskunde betreibt, versäumen, die alten Zusammenhänge zwischen den beiden geistlichen Fürstentümern sind in keiner Hinsicht zu übersehen. Berchtesgaden besitzt besonders seit seinem Anschluß an Bayern eine bedeutende Lokalliteratur. Auch seine Volkskunde ist gut erforscht, heute nicht zuletzt deshalb, weil einer der bedeutendsten Vertreter unseres Faches in der Gegenwart, Rudolf Kriss, selbst Berchtesgadner ist und außer seinen großen, weit ausgreifenden Werken die Volkskunde seiner nächsten Heimat nicht vernachlässigt hat. Die von ihm gegründete Serie der „Berchtesgadner Volkskundlichen Schriften“ hat dies bewiesen, und seine darin enthaltenen Bände über das Berchtesgadener Weihnachtsschießen³⁹⁾, wie über Sitte und Brauch im Berchtesgadner Ländchen⁴⁰⁾ gehören zu den gediegensten Erscheinungen unserer Jahre. Besonders für das letztere Werk hat sich Kriss vielfach der Hilfe von bäuerlichen Freunden bedient. Von diesem Zusammenleben mit häuerlichen Menschen seiner Heimat ist mander Zug in die Erzählungen des Forschers eingegangen, die er gelegentlich, freilich fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit in einem Novellenbändchen vereinigt hat⁴¹⁾. Ein bedeutender Gewinn dieses Lebens eines großen Volksforschers mitten unter seinen Leuten ist jedenfalls die nunmehr erschienene Erzählung „Im Schatten des Großen Göll“ von Hanns Angerer, einem jungen Bauern, der selbst „seine Wohnstatt im Schatten des Hohen Göll“ hat⁴²⁾. Das Buch hat eine Geschichte hinsichtlich seiner Entstehung, seiner Bilderung und seiner von der Weltgeschichte viele Jahre hindurch verhinderten Drucklegung, die selbst einem Roman gleichkommt; das steht aber auf einem anderen Blatt⁴³⁾. Nur eine Erinnerung daran läßt sich aus diesem

³⁹⁾ Rudolf Kriss, Das Berchtesgadener Weihnachtsschießen und verwandte Bräuche. Im Auftrage der Vereinigten Weihnachtsschützen des Berchtesgadener Landes (= Berchtesgadener Volkskundliche Schriften, Bd. I). Wien 1941.

⁴⁰⁾ Rudolf Kriss, Sitte und Brauch im Berchtesgadener Land (= Berchtesgadener Volkskundliche Schriften, Bd. III). München 1947.

⁴¹⁾ Rudolf Kriss, Auf stiller Wanderschaft. Wien 1941 (Privatdruck).

⁴²⁾ Hanns Angerer, Im Schatten des Hohen Göll. München (1953).

⁴³⁾ Vgl. Rudolf Kriss, Im Zeichen des Ungeistes. München 1948. S. 32 ff.

Buch ablesen, nämlich die Widmung an Rudolf Kriss, der für das Erscheinen des Buches alles getan hat, in der Erkenntnis der Außergewöhnlichkeit dieser Aufschreibungen. Es ist ein unliterarisches Buch, aber nicht in dem Sinn der Schlichtheit der Jugenderinnerungen Georg Eberls, sondern in der Beispiellosgkeit dieses mundartlich geradezu hingesprochenen Textes, der kaum komponiert erscheint, und dabei doch Jahreslauf und Lebenslauf fast unmerklich zusammenordnet und aus den kleinen Begebenheiten auf ein paar Höfen seiner Umgebung diese ganze Bergbauernwelt um das alte Stift spürbar zu machen versteht. Das Buch ist nicht leicht zu lesen, da alle Gespräche in der schweren, irgendwie maulfaulen Berchtesgadner Mundart geführt werden, die man sich erst beim lauten Vorsprechen zugänglich machen kann. Aber diese Gespräche, einschließlich der eingefügten Liedreste, Sprichwörter und Redensarten muten wie Stenogramme, mitunter wie Phonogramme an, so genau halten sie den Tonfall der bäuerlichen Sprecher fest. Vom Inhalt also ganz zu schweigen, der durch die unmittelbare Kenntnis des Erzählers unübertrefflich quellenstark ist, obwohl auch er, ähnlich wie Freumbichler, wenigstens um einige Jahrzehnte zurückerzählt, und das Berchtesgadner Leben um 1880 ablaufen läßt. Zweifellos nicht zum Schaden der Einheitlichkeit des Buches, wenn man bedenkt, daß die letzten Jahrzehnte gerade die Bauernwelt des Salzberges, auf dem die Erzählung spielt, grundstürzend verändert haben.

Die Salzberger gehen nach Dürrnberg ob Hallein wallfahrten⁴⁴⁾. Das schildert Angerer sehr drastisch, mit deutlichem Berchtesgadner Lokalpatriotismus. Aber uns stört das nicht, wir wollen darin nur die Berührungsmöglichkeit mit der salzburgischen Volkswelt ablesen, mit den Bauern, Marktbürgern und Bergleuten zu beiden Seiten der Grenze. In Gleichheit und Verschiedenheit sind uns diese Dinge wertvoll, und für die Erkenntnis der Salzburger Volkskunde im besonderen unentbehrlich. Es ist wohl aller Grund vorhanden, wenn sich die Volkskunde dieses Gebietes bei all jenen Heimatdichtern bedankt, welche sie mit den erwähnten Gaben in den letzten Jahren bereichert haben.

⁴⁴⁾ Angerer, wie Anmerkung 42, S. 32 ff.

Einige Quellen der lustigen Geschichten von Franz Resl

Von Anton Avanzin

Wer Gelegenheit hatte, Vorträgen des Linzer Humoristen Franz Resl, der seines Zeichens eigentlich Eisenbahnbeamter war, beizuwohnen, wird starke Eindrücke davon empfangen haben. Die überwältigende Wirkung dürfte aber nicht nur von der schauspielerischen Begabung und Technik des Vortragsmeisters ausgegangen sein, sondern auch von der Art und Qualität des von ihm Gebrachten. Franz Resl, der man nicht mehr unter uns weilt, teilte mir vor Jahren auf meine Bitte hin mit, daß er seine Schwänke nicht aus bestehenden Sammlungen schöpfe, sondern sich auf mündliche Überlieferung stütze und das meiste dem Anekdotenschatz seines Vaters verdanke. Wir haben es also tatsächlich mit guter alter Volkstradition, und zwar in der Form mündlicher Weitergabe zu tun. Dank den Leistungen zweier großer Gelehrter auf dem Gebiet der Erzählforschung, nämlich Johannes Bolte und Albert Wesselski, war es mir seinerzeit, als ich noch mitten in der Materie stak, ohne viel Mühe möglich, mehrere Stücke Resls ihrer Herkunft nach zu agnoszieren und örtlich wie zeitlich zu verfolgen, und so entstand die folgende Skizze.

Selbstverständlich könnte man das ganze Schwank- und Anekdotenwerk Resls, das er in seinen Sammelbänden unter dem Titel „Da is amal ... Da san amal ... Da hat amal ...“ in seine persönliche Form gebracht hat, nach den Grundsätzen der Erzählforschung analysieren. Das wäre jedoch Aufgabe einer umfassenden Arbeit, wozu diese Skizze nur anregen will.

Franz Resl bringt folgende Geschichte:

Da san amol zwoa z'samm kumma, die hab'n sie lang schon net g'sehn g'habt.

Sagt da anö: „Grüaß di Gott!“

Sagt da andere: „Grüaß di a Gott!“

„Hab di lang schon net g'segu“, sagt da anö, „wia gehts da den allwei?“

„Mir gehts guat“, sagt da andere, „— g'heirat hab i!“

„Ja wann's d' g'heirat hast“, sagt da anö, „ja dös is guat!“

„Na, woast“, sagt da andere, „gar so guat is dös net. I hab da schon so a gottsöwendige Bißgurn dawischt, mei Liaba, daß 's schon ganz aus is.“

„Ja, dös is schlecht!“ sagt da anö, „wann's d' so ani dawischt hast, ja dös is schlecht.“

„Na, gar so schlecht is's net“, sagt da andere. „Woast, sie hat do hübsch a paar tausend Kronen mitbracht in die heilige Ehe.“

„Ja, dös is guat!“ sagt da anö, „wann's a Geld g'habt hat, ja, dös is freili guat!“

„Na, gar so guat is dös net“, sagt der andere. „I han ma um dös Geld lauter kloane Lampeln kaft und hätt ma gern a weng a Schofzucht einricht'n woll'n. Wia da Teufi oft a G'spiel hat, werd'n ma auf oamal allsanda krank. I han aber eh glei in Herrn Tierarzt hol'n lass'n, is aba schan z'spat g'west, allsanda san hinworn. allsanda, bis auf'n Herr Tierarzt.“

„Ja, dös is schlecht“, sagt da anö. „wann's hinworn san, ja, dös is schlecht.“

„Na, gar so schlecht is dös net“, sagt da andere. „I han den Lampeln 's Fell abzog'n und hab weitaus mehr kriagt für die Häut', als wia mi' dö Viecha g'kost't hab'n.“

„Ja, dös is guat“, sagt da anö „wann's d' a Gschäft g'macht hast, dös is freili guat!“

„Na, gar so guat is's grad net“, sagt da andere. „I han dös Geld g'numma und a weng was Daspart's han i a g'habt, und han ma a kloans Häusl g'kaft auf da Leitn. Und wia neuli dös Weda g'wen is, dös damische, da hat ma da Blitz einig'haut in d' Hütt'n und dös Häusl is z'sammbrennt auf Putz und Stingl.“

„Ja, dös is schlecht“, sagt da anö, „ja wann's da z'sammbrennt is, dös is freili schlecht!“

„Na, gar so schlecht is's nöt“, sagt da andere, „mei Alte is a mit vabrennt 1)“.

Bolte glaubt den Ursprung in Heidelberger Universitätskreisen des 15. Jahrhunderts zu finden, da um 1475 zwei Handschriften entstanden sind, die wohl auf die Verfasserschaft eines deutschen Humanisten zurück gehen²⁾. Folgendes ist der Wortlaut des lateinischen Prosadialogs, der sich zwischen den zwei Personen Löllius und Theodericus abspielt:

„Salve consors. — Haud tibi sodalis sum in posterum. — Quamobrem? — Quia uorem duxi. — Benequidem actum est. —

¹⁾ Franz Resl, Da is amal ... Da san amal ... Da hat amal ... Lustige Geschichten aus meinem Schmierbüchl. Linz a. D. 1925. S. 76 f.

²⁾ Johannes Bolte, Gut oder schlimm (Festschrift für Marie Andree-Eysn. München 1928. S. 109 ff.).

Haud tam bene, ut existimas. — Qua de re? — Ea enim presbyter potitus est. — Est id hercle malum. — Quo pacto igitur? — Quia novas edes condidit. — Hoc etiam perbonum est. —

Minus autem quam arbitraris fecundum est. — Quare? — Nam incendio domus periit. — Per pol, malum id est. — Nec tam grande malum, ut tibi opinio est. — Quapropter? — Quia in area caulium factitavi ortulum. — Bene igitur egisti tute. — Deterias ac indicas. — Cur illud? — Inserta olera per porcos ineptosabsumpta sunt. — Periculosum, ut audio, est. — Neque tam ingens discrimen est, ut estimas. — Quo refer pacto. — Quia pinguedinem adepti sunt. — Et id bonum hercle est. — Adeo non est, quemadmodum recensens. — Ob quam causam? — Per lupos namque sues devorati sunt. — Malum audio existere. — Haud ut opinaris tam confectum est. Hoc quidem bonum. — Nec aieo, ut reputas. — Cur igitur? — Furtive raptor abstulit. — Perpravum est. — Melius, quam tu credulus es(t). —

Die quaeso, quapropter. — Fure capto suspensus est cruci annectitur, propera hinc, ut huius nates perflles rancidas!“

Übersetzung.

Sei begrüßt Bruder! — Nicht werde ich in Zukunft dein Genosse sein. — Warum? — Weil ich geheiratet habe. — Das ist gut gewesen. — Nicht so gut, wie du glaubst. — Warum? — Der Priester hat sich ihrer bemächtigt. — Das ist wahrlich schlecht. — Wieso denn? — Weil er (uns) ein neues Haus gestiftet hat. — Das ist sogar sehr gut. — Es ist weniger ergiebig als du glaubst. Warum? — Das Haus ging durch Brand zugrunde. — Wahrhaftig, das ist schlecht. — Aber das Übel ist nicht so groß, wie du glaubst. — Warum? — Weil ich auf dem Platz einen Kohlgarten gemacht habe. — Du hast daran sicher gut getan. — Schlechter als du sagst. — Warum denn? — Das Gemüse wurde durch die dummen Schweine abgefressen. — Es ist riskant, wie ich höre. — Aber das Risiko ist nicht so groß, wie du glaubst. — Wieso? — Weil sie fett geworden sind. — Das ist wahrhaftig gut. — Nicht so sehr, wie du denkst. — Warum? — Die Schweine wurden durch Wölfe aufge-fressen. — Das ist ein Unglück. — Es ist nicht so geschehen, wie du glaubst. — Das wenigstens ist gut. — Nicht so sehr, wie du glaubst. — Warum denn? — Die Räuber sind unversehens ent-wischt. — Das ist sehr schlimm. — Besser, als du glaubst. — Bitte sage, warum! — Ein Dieb wurde erwischt und wird aufgehangen gekreuzigt; mach dich fort von hier, damit du den Gestank seines Hintern ausatmest!

Bolte hat die Verbreitung des Schwankes bei den Humanisten verfolgt³⁾).

Des weiteren führt Johannes Bolte⁴⁾ noch eine Menge Parallelen an (eine Schweizer, eine schwäbische, eine Glatzer, eine sächsische, ferner niederländische, dänische, norwegische, schwedische, englische, französische, bretonische, spanische, russische, estnische, ungarische Fassungen, und zwar manchmal vertreten durch mehrere Nummern), zu der ältesten gehört die Bearbeitung des Abraham a Sancta Clara in dessen Heilsamem Gemisch Gemasch S. 578, die auf eine musikalische Bearbeitung als Wechsellied durch den kurfürstlichen brandenburgischen Kapellmeister Nicolaus Zangius (1617) zurückgeht⁵⁾).

Parallelen aus neuester Zeit stehen noch in der Sammlung von Schwänken, Erzählungen, Volksliedern und Rätseln der Ostjuden⁶⁾).

Eine Zeitungsfassung der Gegenwart lautet folgendermaßen: Zwei Männer, die in ihrer Knabenzeit Freunde gewesen waren, sich aber lange nicht gesehen hatten, trafen sich wieder. „Du siehst ja großartig aus, John,“ begann der eine. „Wie ist es dir denn die ganze Zeit gegangen?“ — „Mal dick, mal dünn. Ich habe jetzt vor kurzem geheiratet.“ — „Oh, das ist gut.“ — ‚s ist nicht so gut. Meine Frau ist die häßlichste Dame in der ganzen Stadt.“ — „Hm, hm. Wenig angenehm.“ — ‚s ist nicht so sehr unangenehm. Sie ist 14 Millionen Dollar wert.“ — „Oh, das ist großartig.“ — ‚s ist nicht allzu großartig. Sie ist so geizig, daß sie mir kaum das Fahrgeld für die Untergrundbahn gönnt.“ — „Das ist aber schlimm!“ — „Oh, nicht so sehr. Sie ist die Eigentümerin eines Hauses in der 5. Avenue mit 48 Räumen.“ — „Oh, das ist gut.“ — „Nun, ‚s ist doch nicht so sehr gut. Das ganze verdammte Haus ist in der letzten Nacht niedergebrannt.“ — „Oh, das ist schlimm.“ — ‚s ist nicht so sehr schlimm. Meine Frau war drinn.“⁷⁾

Dann erzählt Franz Resl folgendes:

„Da san amal a Frau und a Herr spaziern ganga an an Sunntag nachmittag. Und wie's fort war'n, is aner in die Wohnung

³⁾ Bolte, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Bd. IV, S. 484; Holstein, ebendort, S. 391; Beutler, Forschungen zur früh-humanistischen Komödie. Berlin 1927. S. 71.

⁴⁾ Bolte, Gut oder schlimm, passim.

⁵⁾ Vgl. noch Bolte, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, N. F. Bd. I, S. 375 f., Bd. IV, S. 226; Vierteljahresschrift für Literatur und Kultur der Renaissance, Bd. I, S. 484—486.

⁶⁾ Emmanuel Olšvanger, Aus der Volksliteratur der Ostjuden. Basel 1920.

⁷⁾ Salzburger Wochenzeitung „Die Neue Front“ vom 25. August 1951, S. 4, Sp. 1.

neig'stieg'n beim Fenster und hat si' vaschiedenes z'samm-
g'sucht . . .

Und grad war er im besten einpacken, da san der Herr und
die Frau wieda z'haus kommen . . .

Die Frau sieht den Einbrecher hinter dem Bett verschwinden
und fängt zu schreien an. Der Mann geht einige Schritte gegen
das Bett hin und schreit: „Is oana hint?“

„Na!“ hat da Einbrecha vürag'schrian.

„Na, siachst da's“, sagt da Mann, „daß i wieda recht hab! . . .“⁸⁾

Vgl. hiezu die Anekdote, die von Nasreddin erzählt wird:
Einmal kam einer zum Hodscha und wollte dessen Esel geliehen
haben. Der Hodscha antwortete: „Er ist nicht zu Hause.“ Kaum
waren die Worte gesprochen, als man den Esel drinnen brüllen
hörte. „Aber, Effendi,“ sagte der Mann, „du sagst, der Esel sei
nicht zu Hause und er brüllt drinnen.“ „Was?“ antwortete der
Hodscha, „dem Esel glaubst du und mir Graubart glaubst du
nicht? Du bist ein ganz sonderbarer Mensch.“⁹⁾

Wesselski nennt die türkische Schnurre eine glückliche Steige-
rung der Anekdote von Scipio Nasica und dem Dichter Ennunius
(Cic. de oratore II, 68, 276), „die ohne Namen im Philogelos als
Nr. 195 wiederkehrt.“¹⁰⁾ Er bringt eine Menge Parallelen. Siehe
ferner die Anmerkung Wesselskis zu seiner Übersetzung von
Castiglionis Hofmann Bd. I, Buch 2, Nr. LXXVII, wo jene Anek-
dote aus Ciceros De oratore erzählt wird.

Eine Parallele aus Deutschböhmen lieferte eine Zeitung vor
einem Jahrzehnt:

Sudetendeutsche Schnurren.

2. Der Roßwirt war ein Prahlhans ärgster Sorte. Er erfand
unglaublich klingende Heldentaten, die er selbst erlebt haben
wollte und die den Zuhörern das Maul vor Staunen offen stehen
ließen. Doch der Roßwirt war in Wirklichkeit ein Feigling, der
nachts beim geringsten Geräusch im Hause die Bettdecke fest
über die Ohren zog. Eines Nachts wurde der Wirt durch unsanfte
Rippenstöße der Frau aus seinem Schlaf gerissen. Die Frau hatte
Geräusche aus dem Keller gehört, in den anscheinend Diebe ge-
drungen waren. Als der Wirt das hörte, verkroch er sich tief in
sein Bett und wollte von einem Kampf mit den Einbrechern nichts
wissen. Doch die Frau ließ nicht locker. Der Wirt mußte den

⁸⁾ Resl, wie Anmerkung 1, S. 85.

⁹⁾ Albert Wesselski, Der Hodscha Nasreddin. Weimar 1911.
Bd. I, S. 65.

¹⁰⁾ Wesselski, ebendort, Anmerkung.

schweren Gang zum Keller antreten. Ausgerüstet mit einem schweren Schieß Eisen und der brennenden Laterne setzte der Wirt ängstlich einen Schritt nach dem andern. Er tappte recht laut, je näher er dem Keller kam, damit es auch die Diebe im Keller rechtzeitig hören. An der offenen Kellertür angekommen, steckte der Wirt, am ganzen Leibe zitternd, den Kopf ein wenig in das dunkle Loch hinein und fragte zaghaft: „Ist jemand da?“ Nach einer kleinen Weile rief eine kräftige Stimme aus dem dunklen Keller heraus: „Nee!“ — Damit gab sich der Roßwirt zufrieden und suchte eiligst sein Bett wieder auf¹¹⁾.

Gelegentlich erzählt Franz Resl folgendes:

Da is amal a Zahlkellner g'west, der hat Ferdinand g'haß'n. Und der hat in Wein recht gern trunken. Und alle Tag auf d' Nacht so uma zwölfi, halba ans, hat der Ferdinand einen Eselsrausch g'habt. In dem Wirtshaus war a a recht a lustige Stamm-tischg'sellschaft. Die hat amal ausg'macht, sie macht mit dem Ferdinand a Mordshetz. Na eines schönen Abends war halt der Ferdinand wieda sternhagelvoll und steif wie a Brett. Jetzt is' die G'sellschaft hergangen, hat dem Ferdinand den Frack auszog'n, hab'n eahm a Kapuzinerkutt'n anzog'n, die a Schauspieler aus seiner Garderob' mitbracht hat, hab'n ihm an Strick um den Bauch bund'n, hab'n ihm a so a alts Reisetaschl umg'hängt, hab'n in an Einspänner hineing'sitzt, san mit eahm zum Kapuzinerkloster g'fahr'n, hab'n in Ferdinand vor die Pfort'n g'legt, hab'n ang'läut' und san abg'fahrn. —

Es hat net lang dauert, sperrt der Portier die Pfort'n auf, siecht den fremden Kapuziner lieg'n, beutelt ihn, der rührt si net, der Portier geht wieder eini, sperrt zua, nach an Zeittl sperrt a wieder auf, zwoa Kapuziner kommen mit, der ane packt in Ferdinand beim Kopf — der andere bei die Füaß. Tragbahre hab'n 's kane braucht, denn der war eh steif wie a Besenstiel — und trag'n 'n eini in 's Kloster. Drinn hab'n 's n auf a Bett g'legt in aner Zell'n und hab'n schlaf'n lass'n. — In da Früh kommt da Prior, schaut sich den fremden Kapuziner an, laßt an Doktor hol'n, der schaut 'n auch an und sagt: „Es ist eine schwere Alkoholvergiftung, aber bis abends wird er schon wieder munter werden. —“

Aber abends is a a nu net munter wor'n, sondern erst am zweit'n Tag in da Früh.

Wie da Prior mit noch a paar Kapuziner hineinkommt in die Zell'n, da sitzt da Ferdinand am Bett, schaut amal die Kutt'n an,

¹¹⁾ Neues Tagblatt (Teplitz-Schönauer Anzeiger) vom 22. Februar 1944.

dann wiede 's Zimmer, dann wiede die Kutt'n, dann wiede 's Zimmer.

Sagt da Prior: „Also mein Lieber, wie heißt du?“

Sagt der Ferdinand: „Ich habe keine Ahnung.“

Sagt da Prior: „Aus welchem Kloster kommst du?“

Sagt da Ferdinand: „Kloster? — Kloster? ?? — Ich hab keine Ahnung.“

Sagt da Prior: „Ja weißt du denn nicht, wo du den schrecklichen Rausch herbekommen hast?“

Sagt da Ferdinand: „Rausch??? — Rausch??? — Ich hab keine Ahnung.“

Sagt da Prior: „Ja, weißt du selber denn keinen Rat, was wir machen sollen, damit wir erfahren, wer du bist?“

Sagt da Ferdinand: „Ja, mein Gott, da gibt 's nur ans. San 's so guat und schicken s' ins Gasthaus ‚Zum grünen Elefanten‘ und Jass'n S' fragen, ob da Ferdinand, da Zahlkellner, dort is. — Wann der dort is, dann waß i wirkli net, wer i bin.“¹²⁾

Und dann folgendes:

„Da is amal a Herr ins Hotel kumma in der Nacht. Sagt er zum Portier: „I bitt' Sie, Herr Portier, hätt'n Sie net a Zimmer zum Übernachten? I bin schon so hundsmüd, in elf Hotels war i schon und nirgends is a Platz zum Übernachten.“

„Bedaure sehr,“ sagt der Portier, „Zimmer hab'n wir leider keines frei. Aber ein Zimmer mit zwei Betten hätten wir, da wär noch ein Bett frei. Ich mach Sie aber aufmerksam, in dem einen Bett, da schläft ein Neger.“

„Das ist ja mir egal,“ sagt der Herr, „ob der schwarz oder weiß ist. Fressen wird er mich hoffentlich nicht?“

„Nein, nein,“ sagt der Portier, „der frißt Sie net.“

„Also, dann geben Sie mir, bitte, das freie Bett und wecken S' mich um sechs Uhr auf!“

Kaum is der fremde Herr eing'schlaf'n g'wes'n, is der Neger aufg'stand'n, is zum Ofen hingangen, hat 's Ofentürl aufg'macht, is mit der Hand hineing'fahrn, hat an Ruß herausg'nommen und hat dem Fremden das ganze G'sicht schwarz ang'strich'n — dann hat er sich wieder niederg'legt. —

Um sechs Uhr in der Früh weckt der Portier den Fremden auf, der steht auf, geht zum Waschtisch und schaut sich in Spiegel — — — reibt sich die Augen aus — — — schaut sich noch einmal

¹²⁾ Resl, wie Anmerkung 1, S. 53.

in Spiegel und sagt dann: „So ein Trottl! Jetzt weckt der den Neger auf und mi laßt er schlafen!“¹³⁾

Vgl. hiezu: Une vieille chanson de nourrice nous fournit un trait (qui rapelle la plaisante aventure de la pièce du Palais Royal, où) un voyageur noircit avec de la figure de son compagnon endormi. Au matin, celui — ci se reveille, court devant une glace et dit: „Tiens! on a reveille le negre!“ Et il va se recoucher.

Übersetzung.

Ein altes Ammenlied (Altes Ammenbuch) lieferte uns einen Streich . . . Ein Reisender schwärzte mit Ruß die Gestalt seines eingeschlafenen Genossen. Am Morgen läuft derjenige, welcher erwacht, vor den Spiegel und sagt: „Halt! Man hat den Neger geweckt!“ Und er legt sich wieder nieder¹⁴⁾.

Wesselski hat auch zu diesem Schwank eine große Zahl von Parallelen beibringen können¹⁵⁾. Außerdem wäre noch auf die Schwanküberlieferung der Ostjuden hinzuweisen¹⁶⁾. Aber das Motiv läßt sich noch weiter zurück verfolgen.

In einer Wiener Apophthegmensammlung aus dem 3. Jahrhundert nach Chr., die wahrscheinlich eine Überarbeitung des Philogelos von Philistion (Anfang des 1. Jahrhunderts nach Chr.) darstellt, kommt folgender Schwank vor: „Ein Scholasticus, ein Kahlkopf und ein Barbier machen zusammen eine Reise. In einer Einöde halten sie Rast und beschließen, je einer soll vier Stunden wachen und aufs Gepäck achten, während die anderen schlafen. Der Barbier, welcher zuerst Wache halten soll, will einen Witz machen und schert den schlafenden Scholasticus kahl. Als dann seine Zeit um ist und nun der Scholasticus die Ablösung hat, weckt er ihn. Noch schlaftrunken, kraut sich dieser den Kopf, merkt, daß er kahl ist, und ruft voll Empörung: Da hat nun dieses

¹³⁾ Resl, ebendort.

¹⁴⁾ Revue de Traditions Populaires, Bd. II, S. 297, nach Old Nurse's Book. Bennet 1857.

¹⁵⁾ Wesselski, Der Hodscha Nasreddin, Nr. 43, und Anmerkung, Nr. 278 und Anmerkung, Nr. 298, ebenso Wesselski, Johann Sommers Emplastum Cornelianum (Euphorion Bd. XV, S. 15). An diesen Stellen ist eine Menge von Material zu dem Thema „Sich nicht kennen“ verzeichnet, darunter auch die oben zitierte Stelle.

¹⁶⁾ Olšvanger, Aus der Volksliteratur der Ostjuden. Basel 1920. Nr. 171, und C. Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtiro. Innsbruck 1867. S. 173 ff. Ferner verweise ich auf das große Neidhartspiel (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 28. S. 432).

Scheusal von Barbier statt meiner den Kahlkopf aufgeweckt!“¹⁷⁾ Reich erinnert im Zusammenhang damit, daß in dem Interlude Jack Juggler, Jenkin Careaway und im Amphitruo des Plautus der Sklave Sosias aus ihrer Identität herausgeschreckt werden. Eine ähnliche Reisegesellschaft, darunter ein Barbiér und ein Dummkopf, sowie das Kahlscheren kommt auch bei Petron (106), wie Reich weiter ausführt, vor. Er meint, zugrunde liege ein Mimus, worauf auch die für derartige Stücke typische Figur des kahlen Narren (*μωρὸς φαλακρὸς*) deute, und vielleicht sei Phlistion der Verfasser. Man könne sich aus dem Schwanke ungemein komische Szenen entwickelt denken, wenn zum Beispiel der kahlgeschorene Scholasticus sich wieder aufs Ohr lege, statt zu wachen, und die drei Freunde dadurch in Gefahr und Verlegenheit kämen, oder wenn er den Kahlkopf geweckt und sich mit ihm dann gestritten hätte, wer der richtige *φαλακρὸς* sei¹⁸⁾.

Bei Franz Resl finde ich nachstehenden Schwank:

Da san amal in da Fast'nzeit bei an Gasthaus in der Auslag auf an Teller a paar recht appetitlich blond gebackene Fisch g'leg'n, schön verziert mit an Petersielkräutl und mit Limonischeib'n. Geht ein Herr vorbei, sieht die Fisch, kriagt einen wahnsinnigen Gusto, geht hinein und bestellt so ein paar Fische.

Wia der Kellner die Fische bringt, schaut der Herr di Fisch' a zeitlang an, auf amal fangt er mit die Fisch' so halblaut zu reden an. Der Kellner schaut 'n ganz g'schreckt an, geht zum Wirt und sagt: „Bitt' Sie, Herr Chef, da is aner drauß'n, der hat si' a paar Fisch ang'schafft und hiatzt red't a all'wei' mit die Fisch', mir scheint, der is narrisch.“ Dem Wirt war das unangenehm weg'n die andern Gäst; er geht ins Gastzimmer und sagt zu dem Herrn: „Entschuldigen Sie vielmals, sind leicht die Fische schlecht, weil Sie 's nit essen?“

„Nein, nein!“ sagt der Herr.

„Entschuldigen,“ sagt der Wirt, „warum reden Sie denn dann immer mit die Fisch?“

„Wissen Sie, Herr Wirt!“ sagt der Gast, „das is nämlich so a traurige G'schicht! — Mein Bruder ist nämlich vor zwei Wochen in der Donau ertrunken und wir hab'n bis heut' von ihm nix erfah'n, jetzt hab' ich mir denkt, vielleicht wissen die Fisch irgend etwas von ihm.“

Da hat der Wirt eine wahnsinnige Wut kriagt, daß 'n der für 'n Narr'n halten will, und er sagt: „Na, was hab'n denn die Fisch g'sagt?“

¹⁷⁾ Hermann Reich, *Der Mimus*. Bd. I, S. 456 ff.

¹⁸⁾ Reich, ebendort, S. 458.

„Die Fische?“ sagt der Herr, „die Fische hab'n g'sagt, wenn der Herr Bruder vor zwei Wochen ertrunken is, da wissen wir nix davon, denn wir liegen schon sechs Wochen in der Auslag' draußen!“¹⁹⁾

Es ist nicht gut, daß der Wirt, der den Gast für närrisch hält (siehe den Passus: „Dem Wirt war das unangenehm weg'n die andern Gäst“), über dessen verrückte Antwort in Wut gerät. Ebenso ist die folgende Parallele nicht einwandfrei, denn wenn der Jeschiwebocher solche Ehrfurcht vor dem Gastgeber hat, daß er sich nicht getraut, den Genuß des übelriechenden Gerichtes abzulehnen, so wird er sich auch nicht getrauen, ihm einen frechen Streich zu spielen.

Alte Fisch.

A jeschiwebocher (= Schüler der Talmudschule) is a mol gewen ba a balabos (= Hausbesitzer, angesehener Jude) af schabas. Hot men darlangt af 'n Tisch fisch. Der jeschiwebocher heybt on essen di fisch, hot sach fun di fisch schtark gehert (übel gerochen). Hot er di fisch nit gekonnt essen. Ober nit essen paast doch nit, un essen kenn er doch nit, un sogen dem balabos, as di fisch is alte, wil er doch nit. Hot er genummen di fisch un hot zugeleygt a schtikel fisch zum ewer (= Ohr). Fregt em der balabos: „Wos halt ir epes di fisch ban ewer?“ Macht der jeschiwebocher: „Farschteyt ir? ba uns in schtetel is dartrunken geworden do nit lang a id, un me hot em nit gekent gefinen. Freg ich dem fisch, zi hot er nit gesen im Wasser den iden?“ „Nu, is wos hot ayd der fisch geentfert?“ „Er hot geentfert, as er weys nit, er is scheyn lang fun Wasser gezeygn (= gezogen)²⁰⁾“.

Der Schwank hat eine lange Vergangenheit. Aus Wesselski entnehme ich das folgende:

„Bei einem Gastmahl wurden . . . einigen Gesandten, die geringere Männer waren als er (sc. Dante), große Fische vorgesetzt, ihm jedoch kleinere. Da nahm er einen und hielt ihn an sein Ohr. Der Doge fragte, was das zu bedeuten habe, und Dante antwortete ihm, er habe den Fisch um Nachrichten von seinem Vater gebeten, der in jener Gegend ertrunken sei. Der Doge fragte weiter: „Nun, und was hat er Euch gesagt?“ Dante antwortete: „Er hat gesagt, er und seine Gesellen seien zu jung, als daß sie sich daran erinnern könnten, aber die großen, alten,

¹⁹⁾ Resl, wie Anmerkung 1, S. 90 f.

²⁰⁾ Vergleiche Olšvanger, Aus der Volksliteratur der Ostjuden. Basel 1920. Nr. 39.

würden mir Auskunft zu geben wissen. Daraufhin schickte ihm der Doge einen großen Fisch.“²¹⁾

Die älteste von dieser Schnurre erhaltene Fassung stammt von dem Peripatetiker Phantias, einem Schüler von Aristoteles; aufbewahrt hat sie uns Athenaeus in den *Deipnosophistae*. Ihr Held ist der Dichter Philoxenus (etwa 455—580 v. Chr.) und er begründet die Befragung der Fische (siehe oben!) mit der Angabe, er schreibe an einer Galatea und habe sich deshalb um Neuigkeiten aus dem Reiche des Meerereises Nereus erkundigt. Diesen wirklich hübschen Scherz — Philoxenus hat tatsächlich den Galatea-Stoff bearbeitet — hat 1505 der gelehrte Bibliothekar des Herzogs von Urbino, Laurentius Abstemius, ans Licht gezogen, ihn aber barbarisch verunstaltet: aus dem Dichter ist ein „Gelehrter“ geworden, der sich nicht nach Halbgöttern erkundigt, sondern wissen will, was mit dem Leichnam seines zwei Jahre zuvor ertrunkenen Vaters geworden sei. Solcherweise dem Verständnis auch der nicht klassisch Gebildeten angepaßt, ist dann der Schwank, geringfügig geändert, von Heinrich Bebel, dem Tübinger Humanisten, der ihn von seinem Vater gehört haben will, in seine *Fazetien* (1508) übernommen worden, in dieser Fassung hat er seine Rundreise durch ganz Europa angetreten und auch den Weg zurück nach Italien gefunden²²⁾.

Ein anonymer Chronist von Venedig, der Dante vor dem Dogen Giovanni Soranzo (1512—1526) einen Beweis seiner Geistesgegenwart geben lassen will, fügt nun — im übrigen nach Abstemius erzählend — den Namen des Dichters ein, „obgleich dessen Kargheit bei Speise und Trank ausdrücklich bezeugt wird“²³⁾.

Im Gegensatz zur „törichtigen Erzählung bei Bebel oder Abstemius“ bringt Wesselski eine persische Variante: „Zwei Freunde saßen unter einem Baume bei ihrem Mahle, vor sich hatten sie drei gebratene Fische, einen kleinen und zwei große. Da sahen sie einen Mann herankommen; sie verbargen die zwei großen Fische in einem Topfe, und dann luden sie den Fremden ein, ihr Gast zu sein, und er nahm an. Da er mit einem flüchtigen Blick erhascht hatte, was mit den großen Fischen vorgegangen war, fragte er nach ein paar Bissen seine Gastgeber, ob sie die Geschichte von Jonas und dem Walfisch in allen Einzelheiten kennen. Auf ihre verneinende Antwort sagte er: „So gestattet mir

²¹⁾ Albert Wesselski, *Dante-Novellen*. Wien-München, 1924. S. 156.

²²⁾ Wesselski, ebendort.

²³⁾ Wesselski, ebendort.

denn, den Fisch zu befragen.“ Er hielt den Fisch an sein Ohr und korchte eine Weile, dann sagte er: „Er meint, er sei nicht gut unterrichtet, ich solle die zwei größeren dort im Topfe fragen.“ Die zwei Freunde lachten und brachten auch die zwei anderen Fische hervor.“²⁴⁾

Bei Franz Resl heißt es ungefähr:

„Zwei fechtende Handwerksburschen erhalten in einem Dorf nichts als ein kleines Stücklein Speck. Sie machen aus, derjenige sollte den Speck am nächsten Tag zu essen bekommen, der den schönsten Traum gehabt habe. Am nächsten Morgen erzählte der eine, zwei Engel hätten ihn bei den Händen gefaßt und in die Höhe gehoben, die Wolken seien auseinander gegangen und die Engel hätten ihn durch ein goldenes Tor zum lieben Gott geführt. Der andere erzählte, er habe die zwei Engel auf seinen Kame-
raden zufliegen und ihn in die Höhe heben und durch das Him-
melstor eingehen sehen. Nachdem dieses sich hinter ihm ge-
schlossen habe, habe er sich gedacht: Wann du eh im Himmel
oben bist, brauchst kan Speck mehr — und hab'n z'samm-
gess'n.“²⁵⁾

Der Schwank hat eine ungeheure Verbreitung, er kommt u. a. in der *Disciplina clericalis* des spanischen Juden Petrus Alfonsi (12. Jahrhundert) vor. Über die Verbreitung vgl. die von Wesselski in der Anmerkung hiezu gegebenen Hinweise²⁶⁾.

Bei Franz Resl heißt es:

Da is amal a Bauer zum Sterb'n g'west.

Sagt er zu seiner Alt'n: „Geh', Altö, i hätt' nu a Bitt an di!“

„Na, was war denn dös?“ fragt d' Bäurin.

„Geh', sei so gut und ziang dei' schönes Kloadl an und setz' dös neuche Kopftüachl auf und ziang d' Handschuah an und dö neuch'n Stieflett'n und dö goldanö Brosch nimmst a und dö Uhrkett'n und aft sitzt di' a weng her zu mein Bett.“

„Ja, hamei,“ sagt d' Bäurin, „weg'n was soll i' mi' den gar so schen z'samm'richt'n?“

„Geh, frag' net lang,“ jammert da Bauer, „geh' weida und richt' di z'samm!“

„Na,“ denkt si' d' Bäurin, „den letzt'n G'fall'n muaß i eahm do nu toan,“ geht aufi in d' Stub'n, ziangt si' nobl an und sitzt si' zum Bauern sein Bett.

²⁴⁾ Wesselski nach Mohorjbbhai Noshervanji Kuka, *The Wit and Humour of the Persians*. Bombay 1894.

²⁵⁾ Resl, wie Anmerkung 1, S. 74 ff.

²⁶⁾ Albert Wesselski, *Märchen des Mittelalters*. Berlin 1925. Nr. 62.

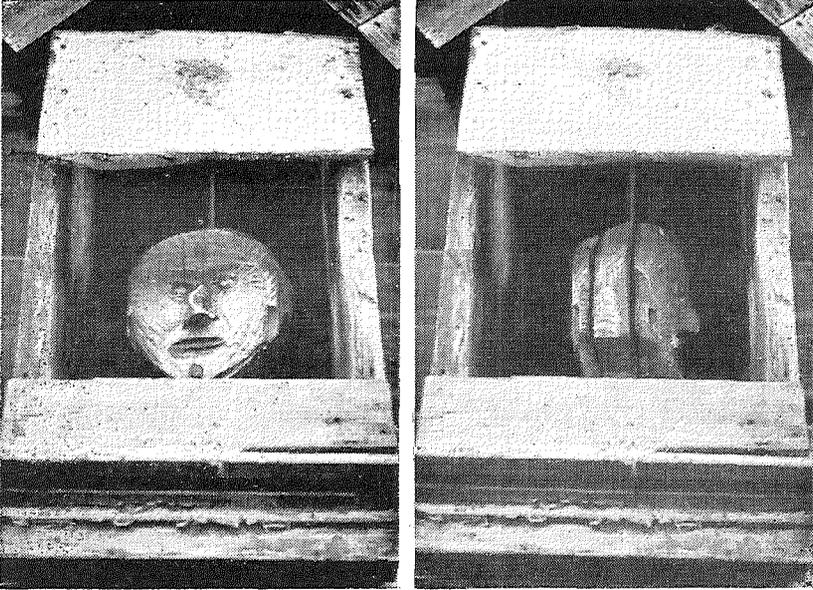
Aft hat' s'n bei da Hand g'numma und sagt: „Hiazt hab' i dein Will'n erfüllt, hiazt muaßt d' ma do sag'n, weg'n was i mi' gar so schen herricht'n hab müassn.“

„Woaßt d',“ sagt da Bauer, „alle Aug'nblick kan d' Tür aufgeh'n und es kimmt da Tod eina und will mi' mitnehma. Und da han i ma denkt, wann a hiazt kimmt, vielleicht g'fallst eahm do' du nachert besser!“²⁷⁾

Auch diese Anekdote findet sich bei Nasreddin²⁸⁾. Hier steht an Stelle des Todes, der den Bauern mitnehmen wird, der Todesengel Asrael und das ist das Ursprüngliche. Denn der Tod ist nach unserer Vorstellung für körperliche Reize der Menschen gefühllos. Die Anekdote ist aus dem Osten gekommen.

²⁷⁾ Resl, wie Anmerkung 1, Bd. II, S. 37.

²⁸⁾ Wesselski, Der Hodscha Nasreddin. Bd. II, S. 448 (kroatisch).



Wetteranzeiger aus Ferleiten (Salzburg).

Ein Wetteranzeiger aus Ferleiten

(Mit 2 Abbildungen)

Von Elfriede Lies

In Ferleiten im Land Salzburg konnte ich im Juli 1950 einen bäuerlichen Wetteranzeiger aufzeichnen, der im folgenden kurz beschrieben sei:

An der Stadlaußenwand beim Lukas-Hansl hängt ein doppelgesichtiger Wetterkopf in einem eigenen kleinen Holzhäuschen, das aber erst sekundär zu der Aufhängung dazugekommen sein soll. Der Kopf ist grob, aber einprägsam aus Holz geschnitzt. Das Gesicht für gutes Wetter ist regelmäßig geformt, das für schlechtes weist eine schiefe Nase auf. Das Doppelgesicht zeigt wie die Figuren eines Wetterhäuschens das Wetter an: die Gesichtseite für Schlechtwetter ist gelb bemalt, die für Schönwetter dunkelbraunrot. Der Kopf ist an einem Gensendarm aufgehängt, der, auf die Luftfeuchtigkeit reagierend, die jeweilige Drehung des Kopfes bewirkt. Auf dem Kasten ist eine gelbe Sonne auf ein helles Oberfeld gemalt, das untere ist naturdunkel belassen. Der Kopf ist offensichtlich aus einem Stück geschnitten, aber in drei Teile gekloben, diese wieder durch zwei Holznägel miteinander verbunden. Das Funktionieren des Wetteranzeigers hängt vom rechten Verhältnis zwischen dem Gewicht des Kopfes und der Länge des Darmes ab. Das Verhalten des menschenkopfgroßen Wetterkopfes wird

von den Hofleuten beobachtet. Sie wissen dazu folgenden Vers zu sagen, der aber vielleicht eine Zufallsschöpfung ist:

„Bal das Gsicht das gelbe is,
is ins a da Regen gwiß.
Is das schöni Wetter dran,
is das rote Gsicht vornan.“

Derartige bäuerliche Wetteranzeiger hat es früher in Salzburg öfter gegeben. Das Salzburger Museum Carolino-Augusteum verwahrt einen derartigen Wetterkopf, der im Jahr 1905 vom Gaferlbauernhaus zu Bruck im Pinzgau ins Museum gebracht wurde¹⁾.

¹⁾ Jahresbericht des Städtischen Museums Carolino-Augusteum in Salzburg. Salzburg 1905. S. 66.

Das Gehängtschmalz

Von Matthias Mayer

In der mittelalterlichen Medizin wurden, wie bekannt, die merkwürdigsten Dinge als Heilmittel verwendet: Alraunfiguren, Öle von ausgesottene Kröten, zerriebene Edelsteine und solche Dinge, denen man wegen ihrer eigenartigen Herkunft besondere Kräfte zuschrieb. Zu diesen letzteren zählte man in nicht wenigen Gegenden z. B. Teile von Stricken, die bei der Hinrichtung verwendet worden waren. Der Hienker beanspruchte sie als sein Eigentum und verkaufte sie stückweise teuer. Noch mehr Kraft schrieb man begreiflicherweise dem Fett zu, das angeblich aus den Körpern Gehängter gewonnen worden sein sollte. Daß dieser Glaube in Volkskreisen auch noch bis ins ausgehende 19. Jahrhundert fortlebte, dafür ein Beispiel aus dem wirklichen Leben der Heimat, dessen Kenntnis der Verfasser einer Mitteilung des Herrn Dr. Robert Stigler (Prof. i. R. der Physiologie a. d. Universität Wien und der dortigen Hochschule für Bodenkultur) verdanke.

In der ältesten Apotheke der Stadt Steyr, die sich am Hauptplatz befindet und seit Jahrhunderten im Besitze der Familie Stigler war, geschah es nicht selten, daß Bauern der Umgebung kamen und „Ghängtschmalz“ verlangten. Der Vorgang spielte sich in folgender mysteriöser Weise ab:

Der Bauer betrat die Apotheke. Nach einem kurzen „Grüß Gott“ wurde kein Wort mehr gesprochen. Der Kauflustige sah den Apotheker mit einem kurzen Ruck des Kopfes nach oben scharf an. Gleichzeitig deutete er mit den Fingern entweder 3 Gulden 33 Kreuzer oder 9 Gulden 99 Kreuzer an. Das waren die festgesetzten Preise, zu denen eine kleinere oder größere Menge „Ghängtschmalz“ verkauft wurde. Die Verständigung darüber geschah dadurch, daß der Bauer entweder an beiden Händen die 3 ersten Finger oder 9 Finger dem Apotheker entgegenhielt. Daraufhin griff dieser nach einer kleineren oder größeren Gspadel (= Spanschachtel, wie sie auch heute noch gebräuchlich ist), in der das „Ghängtschmalz“ schon eingefüllt war. Er selbst, der Gehilfe (Subjekt) und der Lehrling (Laborant) stellten sich um einen runden Tisch. Lautlos — sogar Husten war verboten — mit gekreuzten Unterarmen reichte der Apotheker die Salbenschachtel dem Subjekt, dieser dem Laboranten, der sie wieder dem Apotheker zurückreichte. Dieser Vorgang wurde noch zweimal in ganz gleicher Weise wiederholt. Hernach übergab der Apotheker dem Kunden die Schachtel. Dieser hatte den Geldbetrag schon bereit, sagte „Bhüat Gott“ und ging mit seinem Schatze.

So wurde es noch anfangs der Achtzigerjahre gehalten. 1883 ging der Inhaber der Apotheke von Steyr weg und überließ die Führung des Geschäftes seiner Frau. Dieser erschien die Abgabe des „Ghängtschmalzes“ nicht mehr zeitgemäß und einer normenmäßig geführten Apotheke nicht mehr entsprechend. Als daher eines schönen Tages wieder ein Bauer solches Schmalz verlangte, wies sie sein Begehren

mit den Worten zurück: „Das haben wir nicht mehr, das ist ja doch nur ein Aberglaube, Schweineschmalz tut den gleichen Dienst.“ Darauf erwiderte der Bauer sehr kurz: „Wollt's ma koas gebn oder habts koas?“ Sie sagte noch einmal: „Aber geh, schau, wenn ich dirs schon gesagt hab, das war ja immer nur Schweineschmalz!“ Mit einem kurzen „Pfüt Gott“ verließ der Bauer den Laden und ging schnurstracks zur benachbarten Göppelschen Apotheke. Dort sagte er: „Beim Stigler schwimmens äbi; der Herr is nimmer da, jetzt gibt's koa ‚G'hängten-schmalz' mehr.“ Rasch begreifend sprach der Geschäftsmann: „So, ja, das kannst bei mir immer haben. Ich habe erst vor kurzem wieder eines bekommen. Willst du um 3 Gulden 33 oder um 9 Gulden 99?“ Der Bauer bekam das Gewünschte und der Göppelsche Laborant erzählte die Begebenheit lächelnd seinem Kollegen in der Stiglerschen Apotheke.

Wie hier, so geschah es wohl auch anderswo. Das G'hängten-schmalz war nach dem Volksglauben ein ganz besonderes Allheilmittel. Geholfen hat es, wenn schon nicht denen, die es gebrauchten, so doch sicherlich den Apothekern¹⁾.

¹⁾ Vgl. Gustav Jungbauer, Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriß. Berlin und Leipzig 1934. S. 154 f.

Beiträge zur Volksheilkunde der Donauschwaben

Von Bela G u n d a

Im volkskundlichen Schrifttum wurde schon öfter das Messen genannte volkliche Heilverfahren besprochen. Sein Wesen besteht im folgenden:

Wenn die Glieder des Kleinkindes sich verrenkten, wenn es Magenschmerzen oder andere Beschwerden hat, legt man es auf den Rücken und berührt dann einmal oder wiederholt das rechte Knie mit dem linken Ellenbogen, das linke Knie mit dem rechten Ellenbogen. Dieses Berühren des Knies mit dem Ellenbogen dient oft nur zur Diagnose, kann aber anderseits schon einen Teil des Heilverfahrens bilden. Mit der Verbreitung des Messens in Ungarn, seinen Varianten, seiner Bedeutung in der Volksheilkunde beschäftigte sich A. V a j k a i - W a g e n h u b e r. Laut ihm kennt man das Verfahren auch in den schwäbischen Dörfern um Budapest (Piliscsaba, Leányvár): „Probieren wir, ob das Kind nicht unterwachsen ist!“¹⁾

Es ist mir gelungen, am 30. Dezember 1951 eine umfangreiche und interessante Variante des Messens in der Gemeinde Elek (Ungarn, Komitat Békés) aufzuzeichnen. Unter der deutschen Bevölkerung des Dorfes leben noch zähe die volklichen Heilmethoden. Aber die Eleker Schwaben suchen auch rumänische Quacksalber und Quacksalberinnen gerne auf. Mit den Rumänen haben sie überhaupt sehr rege Beziehungen. Bis zur jüngsten Zeit hatten die deutschen Landwirte rumänische Knechte. Vor dem ersten Weltkrieg kamen Rumänen aus den Bergdörfern des Komitates Arad zu den Eleker Schwaben, um zu ernten, dreschen, den Mais zu häufeln und zu brechen. Im Herbst brachten die Rumänen wagenweise Äpfel, Birnen, Pflaumen und Werkzeugholz. Wandernde Rumänen erschienen im Dorf und verkauften verschiedene Gefäße. Andere brachten hölzerne Gabeln, Backschaufeln, Besen, Tröge und Kalk. Auch wandernde rumänische Handschuhverkäufer erschienen im Dorf. Die heute 60- bis 70jährigen Schwaben erinnern sich, daß die wandernden Rumänen auch verschiedene Wurzeln verkauften. Von diesen Wurzeln kauften die Eleker nur die eine Sorte (wahrscheinlich die Wurzel des *Adonis vernalis*), die durch das Ohr des kranken Schweines gezogen wurde. Die Rumänen verkauften ihre Waren um Geld oder tauschten sie um Getreide ein. Die schwäbischen Landwirte von Elek gaben den wandernden Rumänen gerne Nachtquartier. Diese Rumänen überschwemmten vor dem ersten Weltkrieg förmlich den öst-

¹⁾ A. V a j k a i - W a g e n h u b e r, Erschütterung und Messen (ungarisch). (Ethnographia, Jg. XLVII, Budapest, 1936, S. 294—298.) — Zusammenfassende Darstellung in deutscher Sprache bei G. J u n g b a u e r, Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriß. Berlin—Leipzig, 1934, S. 57, 66, 103, 134, 184.

lichen Teil der Großen Ungarischen Tiefebene und spielten in der Verbreitung verschiedener landwirtschaftlicher Geräte eine große Rolle²⁾. Wandernde rumänische Wurzelverkäufer gibt es noch heute in Siebenbürgen³⁾.

Doch kehren wir zum Messen zurück. Weint das Kind sehr, ist es erkältet, hat es Magen- oder Darmschmerzen, so legt es die heilkundige Frau auf den Tisch. Sie macht auf die eigene Stirn, die Lippen und die Brust das Kreuz und faltet auf einige Sekunden die Hände. Vor dem Kreuzschlag spricht sie folgende Worte:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

Nach den heiligen Worten macht die Frau auch auf den Körper des Kindes wiederholt das Kreuz, vom Kopf angefangen bis zum Oberfuß. Dann beginnt sie den Magen des Kindes unter den Rippen zu massieren. Während des Massierens spricht sie folgendermaßen:

„Liebes Kind! Bist du angewachsen an deinen Rippen, so scheide, wie Jesus Christus geschieden ist von seiner Krippen.“

Nach dem Massieren und dem Rezitieren der heiligen Worte berührt die heilkundige Frau den rechten Ellenbogen des Kindes mit seinem linken Knie in Begleitung der folgenden Worte:

„Helf Gott Vater!
Helf Gott Sohn!
Helf Gott heilicher Geist!“

Nachher massiert sie wiederum den Magen des Kindes unter Wiederholung der Worte: „Liebes Kind! Bist du angewachsen . . . usw.“ Dann läßt sie den linken Ellenbogen mit dem rechten Knie zusammenkommen und spricht inzwischen:

„Helf Gott Vater!
Helf Gott Sohn!
Helf Gott heilicher Geist!“

Nachher massiert sie auch zum drittenmal den Magen des Kindes und spricht die Worte: „Liebes Kind! Bist du angewachsen . . . usw.“, berührt den rechten Ellenbogen des Kindes mit seinem linken Knie und spricht inzwischen wieder:

„Helf Gott Vater!
Helf Gott Sohn!
Helf Gott heilicher Geist!“

Dann legt sie das Kleinkind auf die beiden nebeneinandergelegten Unterarme und Handflächen, so, daß der Kopf des Kindes auf der Handfläche ruht und hebt das Kind in der Richtung der drei Zimmerecken in Begleitung der folgenden Worte:

²⁾ B. G u n d a, Hungarian Influence in the Making of Roumanian Folk Civilization. Kolozsvár-Klausenburg, 1943. S. 13. — Vgl. noch B. G u n d a, The Wanderers of Carpathian Europe. (The Hungarian Quarterly. Vol. VI. Budapest, 1940. S. 449—457.)

³⁾ B. G u n d a, Wandering Healers, Medicine Hawkers in Slovakia and Transylvania (Southwestern Journal of Anthropology. Vol. V. Albuquerque, 1949. S. 147—150.) — Über die wandernden deutschen und polnischen Wurzelgräber s. J. G r é b, Zipsper Volkspflanzen. Kásmark 1943. S. 17—19.

„Helf Gott Vater!
Helf Gott Sohn!
Helf Gott heilicher Geist!
Zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit!“

Nachher legt sie das Kind auf den Tisch zurück. Sie bekrenzt es, ebenso wie vor dem Heilverfahren. Auch sich selbst bekrenzt die Frau und betrachtet nun das Kind, ununterbrochen daran denkend, daß es gesund werden soll. Dann wird das Kind in das Bett oder in die Wiege gelegt.

Nach dem Zurücklegen muß die heilende Frau und die Mutter des Kindes am Hof, unter freiem Himmel das folgende Stoßgebet sprechen (dieses Gebet wird, im Gegensatz zu den anderen Texten, ganz in der Eleker Mundart rezitiert):

„Ich péd háld for tená arma séálá wu štorwa san eu eukwasana dass man liawa kind sa ksundhait zurickkéwa.“ (Ich bete [also=hald] für diese armen Seelen welche gestorben sind von Angewachsenheit daß [Sie] meinem lieben Kind seine Gesundheit zurückgeben.)

Nach dem Stoßgebet betet man noch drei Vaterunser, drei Ave Maria und ein Credo.

Dieses ganze volkstümliche Heilverfahren muß dreimal während eines Tages wiederholt werden. Nötigenfalls kann das dritte Verfahren auch am folgenden Tag vollzogen werden.

Die heilkundige Frau bekommt für ihre Tätigkeit Marmelade, Maisstengel, usw. Laut Mitteilung unserer Informatorin habe sie zweimal in dieser Art Kleinkinder geheilt. Das Heilverfahren wird bei Kindern bis zum zweiten—dritten Lebensjahr angewendet¹⁾.

¹⁾ Der Unterwachs-Segen mit der Reimformel Rippen—Krippen ist auch in Niederösterreich wohlbekannt und mehrfach aufgezeichnet: Vgl. Karl Altmann, Türnitz a. d. Traisen. Eine monographische Darstellung. Türnitz 1905. S. 88. O. Skala, Das Aussprechen von Krankheiten [Umgebung von Raabs] (Deutsche Heimat, Bd. 28, Wien 1933, S. 24). Schmidt.

Chronik der Volkskunde

Der Kopenhagener Pflugforschungskongreß

The International Conference for Research of Ploughing Implements
Kopenhagen 1.—5. Juni 1954.

Die Internationale Pflugforscher-Konferenz wurde beim Internationalen Kongreß für Anthropologie und Ethnologie in Wien 1952 beschlossen und vom Kongreß der International Commission for Arts and Folklore (CIAP) in Namur 1953 vorbereitet. Die Durchführung oblag dem Dänischen Nationalmuseum, und zwar vor allem der III. Abteilung, dem Dänischen Volkskundemuseum, dessen Leiter, Dr. Axel Steensberg, der tatkräftige Generalsekretär des Kongresses war. Der Kongreß wurde von allen beteiligten dänischen Stellen, dem Unterrichtsministerium, der Stadt Kopenhagen, der Universität Kopenhagen, dem Dänischen Nationalmuseum in seinen beteiligten Abteilungen und dem Dansk Landbrugsmuseum sowie dem Frilandsmuseum, der Dänischen Landwirtschaftsgesellschaft sowie verschiedenen großen Firmen unterstützt. Die angegebenen Institutionen veranstalteten auch Festessen für die Teilnehmer und verminderten so deren Aufenthaltskosten beträchtlich. Die meisten Institutionen widmeten den Teilnehmern literarische Spenden usw. und stellten einen großen Teil ihrer Beamten für die Kongreßdauer in den Dienst des Kongresses, so daß alle Wünsche in wirklich äußerst zuvorkommender Weise befriedigt werden konnten.

Der Kongreß sollte vor allem einer gewissen internationalen Vereinheitlichung der Pflugforschung dienen, dafür wurde die Gründung eines Sekretariates angestrebt, ferner die Schaffung eines internationalen Ausschusses, und eine lebhafte Diskussion über die Regelung der Nomenklatur und Terminologie abgeführt. Um die Teilnehmer dafür vorzubereiten, wurden schon vor Beginn des Kongresses vorläufige Vorschläge einerseits von Axel Steensberg, Kopenhagen, andererseits von Prof. Dr. Branimir Bratanić, Zagreb, versendet. Die Vorschläge laufen im wesentlichen darauf hinaus, ein Bezeichnungssystem aufzustellen, das ohne sprachliche Hindernisse alle Typen und ihre Einzelteile durch Buchstaben und Ziffern bestimmbar macht. Das System würde ungefähr dem Aarne-Thompson-schen Motivkatalog der Märchenforschung entsprechen. Allerdings ist der Stand der Pflugforschung in den einzelnen Ländern so stark verschieden, daß nicht alle Forscher von den Vorteilen eines solchen Systems überzeugt sind, und eine Sammlung der Typen mit Lichtbildern, Maßangaben usw. bevorzugen. Andererseits kommen viele prähistorische und archäologische Einzelfragen dazu (Schuhleistenkeile, Pflugeisen der Antike, usw.), die über den Rahmen eines solchen Systems hinausreichen und in anderer Form bewältigt werden müssen. Zur Besprechung dieser verschiedenen Fragen dienten die Referate und Diskussionen.

Der Kongreß begann nach einem Einleitungsabend am Montag, 31. Mai, mit der Eröffnungsversammlung am Dienstag, 1. Juni. Nach

der Eröffnung durch den Direktor des Dänischen Nationalmuseums, Prof. Dr. Johannes Brondsted trug der eigentliche Leiter des ganzen Unternehmens, Prof. Dr. Sigurd Erixon, Stockholm, seine Einführung in den Aufgabenkreis des Kongresses vor.

Zunächst wurden Länderberichte gegeben. Es kamen an die Reihe: Vereinigte Staaten von Nordamerika (Edward Kendall, Washington), Österreich (Leopold Schmidt, Wien), Dänemark (Axel Steensberg, Kopenhagen), Estland (Gustav Ränk). Am Nachmittag berichtete Ostdeutschland (Heinz Kothe, Ostberlin), Italien (Tomaso Del Pelo Pardi, Rom), Norwegen (Hilmar Stigum, Oslo) und Westdeutschland (Kunz Dittmer, Hamburg). Daran schloß sich eine längere Diskussion. Aus den Referaten und der Diskussion ging der gänzlich verschiedene Stand der Pflugforschung in den einzelnen Ländern hervor, aber auch die Bereitschaft, an einer internationalen Zusammenarbeit sich zu beteiligen und ein künftiges Sekretariat zu unterstützen.

Am Donnerstag, 3. Juni, wurde die Diskussion fortgesetzt, und zwar zunächst mit der Bekanntgabe einer Resolution, die von der Konferenzleitung den Teilnehmern vorgeschlagen wurde. Dazu legte Kunz Dittmer einen sehr vernünftigen deutschen Standpunkt dar. Paul Leser versuchte auf konkrete Forschungsvorschläge hinzuwirken, um von unklaren Begriffen wie „Kulturkomplex“ freizubleiben. Axel Steensberg konnte konkrete Angaben über die Dotierung des schaffenden Pflugforschungssekretariates machen, das Dr. Peter Michelsen am Dänischen Nationalmuseum leiten würde. Ein kleines dänisches Komitee, bestehend aus den Herren Prof. Dr. Birket-Smith, Mag. Heine, Prof. Feilberg, Prof. Glob und Dr. Steensberg, würde diese Arbeiten unterstützen. Jorge Diaz, J. W. Higgs, Heinz Kothe traten für verschiedene Förderungsmöglichkeiten des Sekretariates durch finanzielle Zuwendungen und Publikationsmöglichkeiten ein. Bratanic unterstrich die Forschungsmöglichkeiten Jugoslawiens. Higgs gab dann eine klare englische Fassung der gewünschten Resolution, die von allen Beteiligten einstimmig angenommen wurde:

Text der Resolution:

„The International Conference for Research an Ploughing Implements, Meeting in Copenhagen in June 1954, welcomes the Danish proposal to establish a Permanent Sekretariate at the Danish National Museum which, as part of its work, should establish a library and archive for the use of international research workers.

The members of the Conference give their wholehearted support to this proposal and pledge their full cooperation.

The Conference expresses the hope that the Permanent International Committee, which will be elected, will consider plans for the preparation of statistical and cartographical material etc. relating to the use and nomenclature of ploughing implements on a broad international basis.“

Am Nachmittag fand dann eine eingehende Besichtigung der vergleichenden Gerätesammlung im Untergeschoß des Nationalmuseums statt, bei der Prof. Feilberg, der Aufsteller der Sammlung, führte. Daran anschließend folgten im Vortragsaal der Ethnographischen Abteilung weitere Länderberichte und Kurzreferate. Es berichtete Dr. Robert Wildhaber über den Stand der Pflugforschung in der Schweiz, dann gab Bratanic einen kurzen Fundbericht über ein angeblich römisches einseitiges Pflugeisen. Darauf folgte der Bericht von Leopold

Schmidt über „Antike und mittelalterliche Pflugscharen (Funde) in Österreich“ mit Vorweisung der neuen Fundkarte. Zuletzt berichtete Dr. Ragnar Jirlow über „Southwest Swedish Ploughs with a Mould-Board“. Eine Anzahl von Länderberichten war schriftlich eingelangt, die Kopien wurden verteilt (Niilo Valonen: Litterature-report from Finland; Frantisek Sach: Die Entwicklung des Pfluges und der tschechische „Ruchadlo“; Robert Aitken: Notation for ploughs; Burhard Brentjes: Über das Problem des Verwendungszweckes der Schuhleistenkeile des Neolithikums; K. P. Chattopadhyay: A short note on Indian Ploughs.)

Anschließend daran fand eine Fahrt zu der ausgegrabenen Wikingerburg Trelleborg statt, die übrigens von der Traktorenfabrik Ferguson finanziert wurde.

Freitag, 4. Juni, gab Dr. Wildhaber unter dem Vorsitz von Paul Leser folgenden Vorschlag zur Wahl eines permanenten Komitees bekannt:

Prof. Dr. Sigurd Erixon, Stockholm
Prof. Dr. Branimir Bratanic, Zagreb
Prof. Dr. Jorge Diaz, Coimbra
Prof. Dr. Paul Leser, Hartford
Dir. M. A. Francis Payne, Cardiff
Prof. Dr. Heinz Kothe, Berlin
Dr. Axel Steensberg, Kopenhagen

Das Komitee wurde einstimmig gewählt.

An die Verhandlungen schlossen sich noch Verlesungen von verschiedenen Briefen und Begrüßungsschreiben, und nachmittags der Vortrag von Prof. Dr. Max Lohss, Württemberg, über seine württembergische Pflugforschung vor dem Ersten Weltkrieg.

Samstag, 5. Juni, wurde vormittags das Landsbrugsmuseet in Lyngby besichtigt, nachmittags das Frilandsmuseet gegenüber, von denen das erstere dem Dänischen Landwirtschaftsministerium untersteht, das letztere eine eigene Abteilung des Dänischen Nationalmuseums bildet. Auf dem Gelände des Frilandsmuseet wurde nachmittags ein Probepflügen mit Kopien der prähistorischen dänischen Pflüge durchgeführt.

Ein vom Dänischen Nationalmuseum gestiftetes Abendessen in der Halle des Ostfeld-Hauses, eines großen Niedersachsenhauses im Gelände des Frilandsmuseet beschloß die Konferenz. Die stark besuchte Tagung gewährte einen sehr guten Einblick in die derzeitigen Bestrebungen auf dem Gesamtgebiet der volks- und völkerkundlichen Sachforschung, insbesondere der Pflugforschung, wie sie im angelsächsisch-skandinavischen Sinn betrieben wird. Der Anteil der mitteleuropäischen Forschung erscheint verhältnismäßig gering, die Verbindung zu der klassischen Archäologie scheint nicht genügend angebahnt, und die Kenntnisnahme der geistigen Volkskunde (Folklore im skandinavischen Wortgebrauch) bemerkenswert schwach. Dennoch ist die Arbeit des Kopenhagener Sekretariates zweifellos der Unterstützung auch durch die mitteleuropäische Forschung wert. Der Anteil Österreichs hat sich als stärker als der mancher Nachbarländer erwiesen. Die Erfahrungen bei dieser Konferenz gestatten jedenfalls den weiteren Ausbau aller betreffenden Einrichtungen im Lande, besonders der Sammlungen im Archiv der österreichischen Volkskunde am Österreichischen Museum für Volkskunde, das mit dem Pflugforschungssekretariat am Dänischen Nationalmuseum in Austauschbeziehungen treten wird.

Leopold Schmidt.

Landeskommission der CIAP

Auf Wunsch der Hauptleitung der Commission Internationale des arts et des traditions populaires in Paris wurde im Juni 1954 eine neue österreichische Landeskommission der CIAP gegründet. Der neuen Landeskommission gehören folgende fünf Mitglieder an: Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, Graz; Kustos Dr. Franz Lipp, Linz; Prof. Dr. Oskar Moser, Klagenfurt; Direktor Dr. Josef Ringler, Innsbruck; Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Wien.

Volkskunde in der Denkmalpflege

Das österreichische Bundesdenkmalamt ist zur Zeit damit beschäftigt, den Kreis seiner ehrenamtlichen Mitarbeiter den heutigen Verhältnissen anzupassen und Fachleute aus dem Gebiete der Volkskunde dafür heranzuziehen. In diesem Sinn wurde Prof. Dr. Leopold Schmidt am 24. Dezember 1953 durch den Bundesminister für Unterricht zum ehrenamtlichen Konsulenten des Bundesdenkmalamtes für volkskundliche Agenden ernannt. Im Einvernehmen mit ihm wurden am 1. Juli 1954 folgende Persönlichkeiten zu Korrespondenten vorgeschlagen:

- für Kärnten Prof. Dr. Oskar Moser,
- für Niederösterreich Dr. Adolf Mais,
- für Salzburg Dr. Friederike Prodingner,
- für Steiermark Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher,
- für Vorarlberg Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg.

Direktor Dr. Josef Ringler wurde zum Konservator für Angelegenheiten der Volkskunde für Tirol vorgeschlagen.

Ausstellungen

Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien:

10. April—10. Juni 1954: Das Ostereii in der europäischen Volkskunst.

25. September—31. Dezember 1954: Marianische Wallfahrten in Österreich. Mit Katalog. (62 Seiten).

Museum für Völkerkunde, Wien:

26. Juni—31. Dezember 1954: Bauernwerk der Alten Welt. Europa, Asien, Afrika. Mit gleichnamigem Katalog (= Veröffentlichungen zum Archiv für Völkerkunde, Bd. 2. Wien, 1954, Verlag Wilhelm Braumüller, 112 Seiten). Hier ist darauf hinzuweisen, daß anlässlich dieser Ausstellung auch die erste Doppelnummer der neu gegründeten Hauszeitschrift des Museums für Völkerkunde, „Ethnographia Viennensis“, im Selbstverlag des Vereins Freunde der Völkerkunde erschienen ist, die auch einen Einführungsaufsatz zu der Ausstellung enthält.

Salzburger Museum Carolino-Augusteum:

24. September—2. November 1954: Hinterglasmalerei aus alter und neuer Zeit. Museumspavillon im Mirabellgarten.

Österreichisches Volksliedwerk

Österreichische Staatsdruckerei, Wien I., Wollzeile: 11.—30. Oktober 1954: Ausstellung „50 Jahre Österreichisches Volksliedwerk“.

Anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens des Volksliedwerkes fand am 30. Oktober ein feierlicher Empfang der Mitglieder des Hauptausschusses beim Herrn Bundesminister für Unterricht statt. Am 31. Oktober wurde im Großen Konzerthausaal eine musikalische Festveranstaltung unter dem Titel „Österreichs Volkslied“ in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Rundfunk abgehalten. Der III. Band des Jahrbuches des Österreichischen Volksliedwerkes ist als Festband in besonderem Umfang zeitgerecht erschienen. Die genannte Ausstellung zeigt alle erreichbaren Zeugnisse, sowohl Bilder wie Veröffentlichungen usw. aus der Geschichte des Volksliedwerkes.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

a) Wiederverleihung der Venia legendi

Prof. Dr. Richard Wolfram wurde ab Wintersemester 1954/55 die Venia legendi für Volkskunde wiederverliehen.

b) Dissertationen

Wilhelmine Redl, Wallfahrtsvolkskunde von Annaberg in Niederösterreich. Maschinschrift. 333 Seiten.

Albertine Kasser, Glaube und Brauch des deutschen Schauspielers. 1954. Maschinschrift 195 Seiten.

Universität Graz

Der Bundespräsident hat mit Entschließung vom 1. September 1954 dem Privatdozenten für Volkskunde an der Universität Graz Dr. Leopold Kretzenbacher den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen.

Gustav Gugitz 80. Geburtstag

Freitag, 9. April 1954 fand im Bildersaal des Österreichischen Museums für Volkskunde die schlichte Feier des 80. Geburtstages von Gustav Gugitz statt. Nach den Ansprachen von Prof. Dr. Leopold Schmidt, Hofrat Dr. Anton Becker (Verein für Landeskunde von Wien und Niederösterreich), Dir. Pd. Dr. Rudolf Geyer (Verein für Geschichte der Stadt Wien) und Hofrat Dr. Konrad Thomasberger (Bibliophilengesellschaft) konnte dem Jubilar die zeitgerecht fertiggestellte Festschrift „Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz“ (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. V) überreicht werden.

Titelverleihung

Der Bundespräsident hat mit Entschließung vom 14. September 1954 Gustav Gugitz den Titel Professor verliehen.

Nekrolog

Diesmal muß der Nachruf zwei Männern gelten, die von Österreich aus die Volkskunde ihrer fernen Forschungsgebiete gefördert haben, einerseits der Fär-Öyar, andererseits des Kaukasus:

Ernst Krenn, Dr. phil., Privatdozent für Skandinavistik an der Universität Wien, geboren 23. XII. 1897 in Allentsteig, fiel am 16. IV. 1954 einem tragischen Verkehrsunfall in seinem Heimatort zum

Opfer. Er war absoluter Spezialist auf dem Gebiet der Erforschung der Fär-Oyar und kannte auch die Volkskunde seiner Inseln genau. Zuletzt berichtete er noch an einem Vortragsabend unseres Vereins und Museums darüber.

Robert Bleichsteiner, Dr. phil., wirkl. Extraordinarius für Sprachen- und Völkerkunde des Kaukasus und Innerasiens, geboren 6. Jänner 1891 in Wien, starb völlig unerwartet am 10. April 1954 in seiner Heimatstadt. Bleichsteiner stand seit seiner Studienzeit in engster Berührung mit der Folkloristik, besonders durch seine Märchenaufzeichnungen von Kriegsgefangenen kaukasischer Abstammung, die er als I. (und einzigen) Band seiner „Kaukasischen Forschungen“ 1919 veröffentlichte. Als Beamter, zuletzt Leiter des Museums für Völkerkunde, stand er dauernd in Verbindung mit unseren Bestrebungen. 1945 hatte er sogar kommissarisch für einige Monate das Österreichische Museum für Volkskunde zu leiten und bereitete dabei dessen Modernisierung personell vor. Aus der Fülle seiner Kenntnisse und Erkenntnisse steuerte er besonders in seinen letzten Lebensjahren wichtige Arbeiten zur vergleichenden Volkskunde bei, von denen hier nur an seine äußerst wichtigen „Masken- und Fastnachtsbräuche bei den Völkern des Kaukasus“ (Kongreßheft 1952, S. 3 ff.) erinnert werden soll. Eine Bibliographie seiner sehr verstreut erschienenen Veröffentlichungen werde ich im Anschluß an meinen Nachruf im „Archiv für Völkerkunde“ geben. Bleichsteiner hielt viele Jahre hindurch für uns ein Fenster in die uns sonst doch recht verschlossene Welt des Ostens offen. Die österreichische Volkskunde ist durch seinen Tod sehr verarmt, da ein Sprach- und Brauchkenner von seinem Rang nicht so bald wiederkehren wird. Abgesehen von diesem sehr schweren sachlichen Verlust reißt sein Tod auch eine Lücke in den kleinen Kreis von Fachfreunden, die hier ernsthaft an der Ausweitung und Höherführung unseres Faches arbeiten, eine persönlich empfundene Lücke, die sich nie mehr schließen wird.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Hans Rupprich, **Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters** (= Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Klasse, 228. Bd., 5. Abh.) 190 Seiten. Wien 1954, Kommissionsverlag Rudolf M. Rohrer.

Es dürfte notwendig sein, auf das vorliegende, ausgezeichnete Buch hier ausdrücklich aufmerksam zu machen, da Akademieschriften im allgemeinen nicht so bekannt werden, wie es zumindest diese hier verdienen würde. Dann aber hat sich der Zusammenhang zwischen Literaturgeschichte und Volkskunde in den letzten Jahren bedenklich gelockert. Was August Sauer in seiner berühmten Programmrede einstmals einander nahebringen wollte, geht ein halbes Jahrhundert später ziemlich verbindungslos nebeneinander her. Da ist es umso bemerkenswerter, daß ein hervorragender Literaturhistoriker wie Rupprich die rein sachlichen Fäden wieder zu knüpfen beginnt, und in dieser Literaturgeschichte des Wiener Spätmittelalters auch die volksmäßige Überlieferung miteinbezieht. Die Wiener Volkskunde ist ihm dafür sehr zu Dank verpflichtet. Der Gewinn für die Germanistik dürfte sich von selbst verstehen.

Aus dem Reichtum dieses Buches, das viele bisher fast oder gar nicht berücksichtigte Teile der spätmittelalterlichen Literatur im weitesten Sinn miteinbezieht, seien hier nur die für uns wichtigsten Abschnitte herausgegriffen. In der Übergangszeit von den Babenbergern zu den Habsburgern werden die Spielleute und ihre Organisation behandelt. Im Bereich der „religiösen Zweckliteratur“ finden sich auch volkskundlich wichtige Verweise auf die Wiener Mystik, die Legendendichtungen, und einige noch zu behandelnde verwandte Themen wie die deutsche Fassung der Pilatussage mit der Veronikalegende in der Bibliothek des Schottenstiftes. Der IV. Abschnitt ist besonders bedeutungsvoll, da er das volkstümliche Lied und die Schwankdichtung behandelt. Die wichtige Gruppe der Lieder um König Ladislaus tritt dabei gebührend hervor. Auch das nächste Kapitel, das Lehr- und Spruchdichtung, Fabeldichtung und Novellistik behandelt, ist für uns bedeutsam. Die hier herausgestellte Verbindung der Brennenberger-Novelle mit Wien ist in der Balladenforschung bisher unbeachtet geblieben. Wie manches andere Thema dieser schlichten Übersicht würde auch dieses eine ausführliche Behandlung verdienen. Der umfangreiche Abschnitt über das Wiener Schauspiel im Mittelalter stellt eine Vermehrung der gleichnamigen Abhandlung des Verfassers im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Neue Folge Bd. 3, 1943, dar, die man nur freudig begrüßen kann. Zu dem ausführlich behandelten Neidhart-Spiel wäre nun schon die neue Literatur heranzuziehen, vor allem die wichtigen Arbeiten von Anton Dörner: Neidhartspiel-Probleme (Carinthia I, 141. Jg., Klagenfurt 1951, S. 160 ff.), und Sterzinger Neidhartspiel aus dem 15. Jahrhundert (Der Schlern, Bozen 1951, S. 103 ff., mit Nachtrag ebendort S. 185). Sehr wichtig scheint mir eine Einbeziehung der gelehrten Literatur,

der Übersetzungen, und ihrer teilweise religiösen, ja kultischen Hintergründe. Was sich da im Umkreis Rudolfs des Stifters entfaltet hat, kommt vielleicht hier erstmalig zur Geltung. Beispielhaft ist der Exkurs über den Kult der „Vierundzwanzig Alten“ der Apokalypse, S. 167 f., der allgemeiner aus dem Wandgemälde im Dom zu Gurk bekannt ist. Man vergleiche dazu jetzt P. Grosjean, *Les vingt-quatre vieillards de l'Apocalypse* (Analecta Bollandiana, Tom. LXXII, Brüssel 1954, S. 192 ff.).

Auf allen Seiten greift dieses Buch über die bisher übliche Literaturgeschichte hinaus und bezieht die bücherbesitzende, lesende Bevölkerung mit ein. Auch das Verhältnis der Schreibenden wird intimer, menschlicher gezeichnet als sonst üblich. Herkunft und Umwelt werden stets mitgewürdigt, ohne daß etwa ein starres Landschafts- und Stammes-Schema angelegt würde. Der geistesgeschichtliche Faden, der vom ausgehenden Mittelalter mit seiner eigenwüchsigen Fülle zum Humanismus mit seiner von außen her bedingten Art geführt wird, leitet bei aller Sparsamkeit im Wort doch sicher. Er leitet nämlich auch nicht nur von Person zu Person, sondern durch dieses ganze Wiener Volk dreier Jahrhunderte.

Leopold Schmidt.

Johann Knobloch, Romani-Texte aus dem Burgenland. Berichte, Erzählungen und Märchen der burgenländischen Zigeuner, aufgezeichnet, übersetzt und mit sprachlichen Bemerkungen versehen (= Burgenländische Forschungen, H. 24) 98 Seiten. Eisenstadt 1953, Burgenländisches Landesarchiv.

Der Verfasser, derzeit Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft in Innsbruck, hat diese Geschichten und Lieder burgenländischer Zigeuner vor einem Jahrzehnt im Anhaltelager Lackenbach aufgezeichnet. Sie sind hier vor allem sprachwissenschaftlich ausgewertet, zweifellos als sehr wichtiger Beitrag zur Zigeunerkunde. Von der Volks- und Völkerkunde aus gesehen sind selbstverständlich die überlieferten Geschichten, dieser Abglanz alter internationaler Erzählliteratur, die Hauptsache. Die Louwara-Geschichte von dem frommen Fräulein etwa, dessen Erbe im Himmel so groß war wie ein Kukuruzkorn, ist da ebenso bemerkenswert wie die Erzählung von der Romfahrt einer Dorfluexe. Unter den Romani-Geschichten fällt der Schwank vom zwölfmal getöteten Leichnam besonders auf, unter den Erzählungen im Liebinger Dialekt das Märchen von der Prinzessin ohne Hände. Aber auch prächtige Drei-Brüder-Märchen finden sich und eine schöne Fassung vom Meisterdieb. Daneben steht ein Drachentötermärchen mit dem Motiv des ausgesetzten Glückskindes. Im kroatischen Dialekt von Langenthal sind einige Lieder aufgezeichnet. Für die folkloristische Auswertung dieser sprachwissenschaftlich sehr genau behandelten Texte ist leider kaum etwas getan. Da wäre also ein dementsprechender Kommentar von volkskundlicher Seite her nachzuholen. Die Grundlage dafür ist von dem verdienstvollen Sammler und von den gleichfalls hervorzuhebenden burgenländischen Herausgebern geschaffen worden.

Leopold Schmidt.

Atlas von Niederösterreich. Herausgegeben von der Kommission für Raumerforschung und Wiederaufbau der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien, geleitet von Josef Keil und Anton Becker, redigiert von Erik Arnberger. Wien 1952 ff. Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria.

In diesen Jahren erscheinen in mehreren Bundesländern Heimatatlanten, die zum Teil auf Vorbereitungsarbeiten in der Kriegszeit zurückgehen. Es sind nicht etwa Volkskunde-Atlanten, doch wird in mehreren von ihnen die Volkskunde berücksichtigt, in manchen offensichtlich planmäßig und von Anfang an, in anderen wieder mehr zusätzlich. Zu den letzteren zählt auch der vorliegende Atlas von Niederösterreich, ein Werk der Hassinger-Schule, das sich kartographisch hoher Qualität rühmen kann, und dessen Karten schon rein drucktechnisch angenehm auffallen. Um zu zeigen, inwieweit die Volkskunde in diesem Atlas vertreten ist, seien die betreffenden Karten bis zur 4. Doppellieferung hier angeführt:

- II/ 1: Adalbert Klaar, Formen der bäuerlichen Siedlung.
- II/ 2: Adalbert Klaar, Stadt- und Marktformen.
- III/ 7: Adalbert Klaar, Grundrisse niederösterreichischer Städte und Märkte.
- III/8—9: Fritz Eheim, Die Ortsnamen in Niederösterreich.
- III/10: Heinrich Weigl, Verödete Ortschaften in Niederösterreich.
- III/16: Erik Arnberger, Landwirtschaftszonen und -typen und Getreideanbaugebiete.
- III/20: Gustav H. Baumgartner, Trachten Niederösterreichs.
- IV/11: Adalbert Klaar, Die Flurformen in Niederösterreich.
- IV/12: Adalbert Klaar, Die Hausformen in Niederösterreich.

Die einzelnen Karten sind von ganz verschiedenem Wert. Wo es kartographische Vorarbeiten auf Grund eingehender örtlicher Forschung bereits gibt, dort sind auch die Karten im Atlas gut. Wo erste Aufarbeitungen vorliegen, wie beispielsweise bei der Tracht, bleiben die Blätter selbstverständlich problematisch. Immerhin ist es günstig, daß die immer etwas vernachlässigte Volkskunde des großen und wichtigen Landes Niederösterreich wenigstens einigermaßen in diesem schönen Werk zur Geltung kommt. Leopold Schmidt.

J. Killian, **Chronik von Frauenhofen**. 290 Seiten, 6 Tafeln mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Plänen. Wien 1952, Österreichischer Agrarverlag.

Ein stattliches, sehr gut ausgestattetes Heimatbuch einer kleinen Gemeinde im Horner Kessel des niederösterreichischen Waldviertels. Der Verfasser, heimatisch an den Ort gebunden, schöpft weitgehend aus der persönlichen Erinnerung, die bis zum Jahr 1883 zurückreicht. Dadurch werden die Abschnitte über die heutigen Bauern- und Inwohnerhäuser sowie über die verschiedenen dörflichen Persönlichkeiten sehr lebensvoll. Volkskundlich ist vor allem der Abschnitt V „Die Dorfgemeinschaft“ bemerkenswert, in dem der „Halter“, die Dienstboten, Arbeit, Geselligkeit und Unterhaltung besprochen werden, ferner das Auf-die-Gasse-Gehen (was nicht mit dem alpenländischen „Gasseln“ identisch ist), und die Burschen- und Festbräuche: Die „Irkn“, der Kirtag und der Fasching. Bemerkenswerterweise sind auch einige Volkslieder und Vierzeiler aufgenommen, eine Bereicherung der immer etwas spärlichen Waldviertler Liedforschung. Die Lieder sind denn auch geläufiges Wandergut (wobei hier die Balladen, z. B. Graf und Nonne, S. 48 f. miteinbezogen seien). Die Vierzeiler sind auch geläufiges Gut, aber, wie Killian eigens bemerkt, von dauernder Lebendigkeit; die Vorsänger von Liedern und Vierzeilern sind erfreulicherweise namentlich festgehalten.

Frauenhofen gehört zur Pfarre Strögen, und so sind auch dessen volkskultische Altertümer hier festgehalten, ebenso die Marterln und Glocken. Auch alle anderen Kapitel des sympathischen Buches enthalten Aufzeichnungen von volkskundlichem Wert. Das Beharrsame einer derartigen schlichten Bauerngemeinde tritt aus jeder Zeile dieses Dorf-Erinnerungsbuches einprägsam hervor. Leopold Schmidt.

Heimatbuch des Bezirkes Bruck a. d. Leitha einschließlich des ehemaligen Gerichtsbezirkes Schwchat. Herausgegeben und bearbeitet über Anregung des Bezirksschulrates von einer Lehrerarbeitsgemeinschaft unter der Leitung des Obmannes Josef Grubmüller. 614 Seiten. Bruck a. d. Leitha, 1951 ff. Verlag des Bezirksschulrates.

In den Jahren 1951 bis 1954 ist in vier Teilen (I. Geschichte, II. Ortskunde, III. Landschaft und Wirtschaft, IV. Brauchtum und Verschiedenes) dieses Heimatbuch erschienen, das sicherlich zu den besten Erscheinungen dieser Gattung in Niederösterreich gehört. Aus zahlreichen kleinen Abschnitten baut sich eine große Übersicht auf, wobei auch ältere verstreute Arbeiten nochmals herangezogen wurden, wenn es galt, die Darstellung abzurunden.

Die Volkskunde ist nicht geschlossen behandelt, auch nicht in einem zusammenfassenden Kapitel von höherer Warte zu überblicken versucht worden. Zahlreiche Einzelabschnitte bringen jedoch volkskundlichen Stoff, und in dem Großabschnitt „Brauchtum“ wurden mehrere Kapitel der geistigen Volkskultur einzeln behandelt. Daher müssen diese Abschnitte besonders angeführt werden: Hans Kopf schreibt S. 466 f. zunächst allgemein über „Bräuche, ein uraltes Volksgut“, dann S. 467 ff. über „Familiennamen“, S. 472 ff. über „Flurnamen“, und der Herausgeber Grubmüller setzt S. 481 ff. mit „Unsere Fluß- und Ortsnamen“ fort. Raimund Trischitz gibt S. 486 ff. einen Überblick über die „Mundart“, mit Anführung von mundartlichen Redensarten und Sprichwörtern. Sinnvoll schließt hier der Beitrag „Ortsneckereien“ von Grubmüller an, S. 489 ff., wobei auf ein Manuskript von Hans Walter, „Ortsneckereien aus der Umgebung von Bruck“ hingewiesen wird, das eigentlich selbständig veröffentlicht werden sollte. Anna Wolfsberger gibt S. 492 ff. eine Übersicht „Heimatliches Brauchtum (mit besonderer Berücksichtigung der bauerlichen Bräuche)“, vor allem also einen kleinen dörflichen Jahresfestkalender. Der bekannte Deutsch-Haslauer Volksliedsammler Anton Tachezi bringt S. 499 ff. „Spruchgut im heimatlichen Brauchtum“, mit Reimgut aus dem Jahres- wie aus dem Lebenslauf. Auch die Deutsch-Haslauer Weihnachtsspiele sind abgedruckt, wobei die Erklärung des Adventsspielles aus meinen „Alten Weihnachtsspielen, gesammelt in Niederösterreich“ (Wien 1937, S. 71) übernommen wurde, zwar ohne Zitat, aber dafür mit der Verwechslung von mitteldeutsch und mittelalterlich. Aber mittelalterliche Adventsspiele gibt es nicht. Nach einem bunten Reigen „Lostage und Wetterregeln“, „Aberglaube“, „Ernst und Scherz“, „Zungenbrecher“, einem „Kettenspruch“, „Kinderreimen“, „Kniereitsprüchen“ und „Auszahlreimen“ folgt S. 512 ff. der selbständige Abschnitt „Volkslieder“, in dem Tachezi aus seiner Sammlung einige Beispiele bringt, vom barocken Legendenlieb bis zum sentimental Biedermeierschlag. Die Proben wecken lebhaftes Verlangen danach, diese Landschaft zwischen der Stadtgrenze von Wien und der burgenländischen Landesgrenze einmal als Volksliedlandschaft aufgeschlossen zu erhalten; Tachezis zahlreiche

Aufzeichnungen in den letzten dreißig Jahren wären eine schöne Grundlage dafür. S. 519 ff. schließt der Abschnitt „Sagen“ von Wilhelmine Kolbabeck an, im wesentlichen eine gute kurz zusammenfassende Übersicht, die freilich manchen überholten Deutungsversuch mit sich führt. Den „Wotan als Retter aus Schuldennot“ (S. 521) z. B. hätten wir leicht entbehren können. Aber die Sagen des Bezirkes sollen in einer eigenen Broschüre gesammelt werden: hoffentlich unter der entsprechenden fachlichen Anleitung.

Zahlreiche andere Abschnitte des Werkes enthalten noch volk-kundlichen Stoff. Besonders die Kapitel der „Ortskunde“ sind hier hervorzuheben, wenn auch diese Beiträge vielfach leicht in unserem Sinne hätten bereichert werden können. So hätten beispielsweise die zahlreichen Wallfahrten der Gegend sowohl einzeln wie im Zusammenhang entsprechend dargestellt werden müssen, einschließlich der Dynamik der einzelnen Gnadenorte, wobei für die ältere Zeit dem Moment der adeligen Grundherrschaften, für die jüngere dem Zustrom aus Wien Berücksichtigung zuzuwenden gewesen wäre. Andere Abschnitte wie bäuerliche Wirtschaftsgeschichte, Rechtsaltertümer usw. vermitteln ebenfalls noch viel Stoff aus den Randgebieten der Volkskunde. Durch diese Vielseitigkeit und ein deutliches Streben nach Genauigkeit, nach Zitierung der benützten Literatur, sowie durch die Anlage eines Registers zeichnet sich das Heimatbuch entschieden aus. Das im allgemeinen fast übersehene Ostniederösterreich hat durch dieses Werk viel gewonnen.

Leopold Schmidt.

Franz Brauner, **Steirische Heimathefte**. Was die Heimat erzählt. Heft 7—12. Graz, Leykam-Verlag (Pädagogische Abteilung), 1951—1953.

Zu den in dieser Zeitschrift (NS VI, 1952, S. 169 f., bzw. Kongreßheft 217 f.) schon von mir angezeigten sechs „Steirischen Heimatheften“ sind indessen sechs weitere mit Geschichtsüberlieferungen, Sagen, Schwänken usw. aus folgenden steirischen Teillandschaften gekommen:

Heft 7: Das Murtal von Predlitz bis Unzmarkt. 1951, 120 Seiten.

Heft 8: Das Ausseer Landl und das Ennstal von Mandling bis Liezen. 1952, 131 Seiten.

Heft 9: Das Ennstal von Selzthal bis Altenmarkt, Paltental, Salzatal und Mariazellergebiet. 1952, 124 Seiten.

Heft 10: Das untere Murtal von Wildon bis Radkersburg und die südöstliche Steiermark. 1953, 144 Seiten.

Heft 11: Die Oststeiermark. Das Raab-, Feistritz- und Lafnitztal. 1953, 152 Seiten.

Heft 12: Die Weststeiermark. Das Kainach-, Sulm- und Lafnitztal. 1953, 144 Seiten.

Damit liegt nun eine volkstümliche steirische Heimatkunde als geschlossenes Werk auf der Grundlage von Erzählüberlieferungen geschichtlicher und sagenhafter Art, aufgefüllt mit ausgezeichneten Lichtbildern, Wiedergaben von alten Stichen, von Wappen und anderen Illustrationen zur Kulturgeschichte des Landes vor. Mit der Zwölfzahl der Hefte soll es nur insofern sein Bewenden haben, als der rührige Herausgeber beim gleichen, verständnisvollen Verlag ein weiteres, allerdings unter gesondertem Titel geplantes Heft mit einer Übersicht über Sitte und Brauch in der Steiermark schon in Vorbereitung hat. Die hier angezeigten letzten sechs Hefte sind im wesentlichen in der Art der vorangegangenen gearbeitet. Es würde sich verlohnen, den reichen

Sagenschatz, der hier zum ersten Male nach Landschaften aufgegliedert vorgelegt wurde, durch ein gesondertes Gesamtregister nach Orten und Motiven leicht benützlich zu machen. Fehlt es doch bisher trotz so vieler vorliegender Einzelsammlungen, darunter auch einer neueren vom gleichen Verfasser (Die Raubritter von Ehrenfels und andere Sagen aus unseren Bergen. Graz 1951: vgl. die Anzeige in dieser Zeitschrift VI, S. 72 f.), an einer wissenschaftlichen Gesamtausgabe von steirischen Sagen. Der sorgfältige Druck, die ausgezeichnete Bildausstattung und der wohlfeile Preis der Einzelhefte machen das Zwölfheftewerk zu einem willkommenen Volksbuche, an dem auch die künftige Sagenforschung, soweit sie die steirischen Erzähllandschaften betrifft, nicht vorübergehen kann.

Leopold Kretzenbacher.

Leopold Kretzenbacher. **Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südost-Alpenländern.** Otto Müller-Verlag Salzburg 1952. 147 Seiten, 16 Abbildungen.

Leopold Kretzenbacher. **Frühbarockes Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark.** Klagenfurt 1952. Verlag des Geschichtsvereins für Kärnten. 129 Seiten.

Seiner aus dem eigenen Erlebnis erwachsenen Darstellung des steirischen Volksschauspiels, wie es die Überlieferung bis in die Gegenwart bewahrt hat, ließ Kretzenbacher nun zwei von gründlichster Quellenkenntnis zeugende Publikationen zur Spielgeschichte der Südost-Alpenländer folgen und zwar für die Stoffe der beiden christlichen Hauptfestkreise, die Passionsspiele und die Weihnachtsspiele. Er geht hier wie dort von den zwei Quellbereichen, den liturgischen Zeremonien der Kirche und den Jahreszeitbräuden des Volkes aus.

Zu den schon bekannten Osterfeiern steirischer Klöster und Stifte, aus St. Lambrecht, Seckau und Vorau sind nun zwei neue St. Lambrechter Funde gekommen, die ins 12. Jahrhundert zurückgehen und in verschiedener Hinsicht besonders bemerkenswert sind. Es sind die weitest entwickelten unter allen bisher bekannten Osterfeiern, sie enthalten bereits deutsche Kirchenlieder und schon den mimisch-dramatischen Wettlauf des Johannes und Petrus zum Grab des Herrn, und sie sind in zahlreichen Abschriften aus jedem Jahrhundert zwischen dem zwölften und dem sechzehnten weitergetragen worden. Aus St. Lambrecht stammt auch die erste Erwähnung eines von der Liturgie gelösten und zur theatralischen Darstellung geformten Passionsspiels von 1584 und der Text einer zwei Jahrzehnte später in deutsche Verse übertragenen *Passio Domini Jesu Christi*. Gleichfalls dem 16. Jahrhundert und der benediktinischen Klosterkultur gehört eines „Anonymi alt-deutsche Comoedia vom Leyden Christi“ aus Admont an, eine wertvolle Übergangsform mit noch stark liturgischen lateinischen Gesängen und erklärenden, paarweise gereimten deutschen Versen. Im Herkunftsbereich dieser beiden, der bisher einzigen Textzeugnisse vorbarocken Passionsspiels in der Steiermark, haben sich dann Bauernpassionen im Paltental bis ins 19. Jahrhundert und im Obermurtal bis 1938 gehalten. An der städtebürgerlichen, in Tirol zu so großartiger Entfaltung gelangten Spielkultur des Spätmittelalters hatten die Steiermark, Kärnten und Krain, geschichtlich und soziologisch erklärlich, kaum einen Anteil. In diesen Landschaften kam es erst in der Barockzeit zur Entwicklung volkstümlicher Spielformen und zwar über die vermittelnde Wirksamkeit der Orden der Gegenreformation, vor allem

der Jesuiten und der Kapuziner. Es ist richtig, und das wird durch die noch ungeschriebene Geschichte des Volksschauspiels in Bayern nur bestätigt, daß die Wurzeln des in unsere Zeit reichenden geistlichen Spielwesens der katholischen Gebiete eben im Barock zu suchen sind und nicht in einer, früher gern zu konstruieren versuchten, Kontinuität mittelalterlicher Überlieferungen. Das gilt auch für einen großen Teil festzeitlichen Volksbrauchs außerhalb der Spielformen. Es ist einer der methodisch fruchtbarsten Vorzüge in Kretzenbachers Forschungen, daß er nicht darauf ausgeht, alles und jedes Überlieferungsgut als möglichst alt erweisen zu wollen und hypothetisch an irgendwelche Vorformen anzuknüpfen, sondern daß er darzutun bemüht ist und auch überzeugend darzutun versteht, wie sehr jede einzelne Volkstradition an ganz bestimmte, zeitlich fixierte Kulturschichten gebunden ist.

Das Aufkommen des barocken Passionsspiels hängt zusammen mit der Entwicklung der Karwochenprozessionen, die von Spanien und Italien her nach dem deutschen Süden vordrangen und sich in einem erstaunlich kurzen Zeitraum — das ist aus dem sehr reichen archivalischen Quellenbestand Bayerns besonders deutlich, von Jahr zu Jahr, zu überschauen — Städte, Märkte und Dörfer eroberten. Kretzenbacher verfolgt an Hand von Prozessionsordnungen, Rechnungseinträgen, Protokollauszügen und schließlich Akten der Aufklärungszeit das gesamte Umgangswesen des von ihm behandelten Gebietes, den Palmesel-Umzug, die Büßerprozessionen und im besondern die Figuraldarstellungen des Leidens Christi in den Wandlungen vom reinen Umzug bis zum selbständigen Spiel. Parallel läuft eine Darstellung der Textentwicklung von frühbarocken Dialogspielen und geschlossenen Passionsdarstellungen des Schul- und Ordentheaters der Gegenreformation über ihre vielfachen Ausstrahlungen bis zu den reinen Volksschauspielfassungen, von denen eine späte, 1828 niedergeschriebene und in St. Georgen ob Murau gespielte, erstmals vollständig veröffentlicht und ausgezeichnet kommentiert wird.

In Kretzenbachers zweiter, der Geschichte des Weihnachtsspiels in Kärnten und Steiermark gewidmeten Arbeit ist noch stärkeres Gewicht auf den Nachweis der kulturgeschichtlichen Bindungen des Volksbarocks gelegt. Ausgehend von den tiefgreifenden Veränderungen der Volkskultur durch die Realisierung der Beschlüsse des Tridentiner Konzils, zu deren deutlichsten Folgen gerade die Barockisierung der volkstümlichen Spielwelt gehört, wird gezeigt, wie sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch ein neues Weihnachtsbrauchtum herausformt. Es sind drei Hauptelemente genannt: Die Weihnachtskrippe — dazu hat der Verfasser eine eigene Darstellung, ebenfalls auf kulturhistorischer Grundlage geliefert (L. Kretzenbacher, Weihnachtskrippen in Steiermark. — Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. III, Wien 1953) — zum zweiten das Weihnachtslied — die Geschichte des gesamten Ansingbrauchtums im Advent, um Weihnachten und Neujahr mußte in der Vielfalt und im Wandel seiner Formen auch einmal gesondert behandelt werden — und als drittes das Hirtenspiel im engeren Sinn. Die Ausbildung neuer, in der mittelalterlichen Überlieferung noch fehlender oder höchstens angedeuteter Szenen um die Hirten auf dem Felde, wie der des „Hirtenschlafs“, bedeutet einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung des Weihnachtsspiels. Leopold Schmidt hatte diese Neueinführungen auf spanische Einflüsse (Juan del Encina und seine Nachfolger) zurückgeführt und diese Auffassung gegen Bruno Schiers Einwände, wohl

überzeugend, verteidigt. Kretzenbacher kann nun zwar einen Einzelfall spätmittelalterlichen Vorkommens entsprechender Szenen in englischen Kollektivmysterien vorlegen, wobei aber die Frage, ob dort eigene Erfindung oder ein westeuropäischer Zusammenhang vorliegt, noch ungeklärt bleiben muß. Für eine Beeinflussung der deutschen Spiele von England her ist jedoch für diese Zeit kein Anhaltspunkt gegeben, während spanisch-italienische Einflüsse auf das vermittelnde Ordens-theater der Gegenreformation zur Genüge nachzuweisen sind. Eine sorgfältige Analyse der spanischen Weihnachtseklogen des frühen 16. Jahrhunderts, die Wiedergabe eines Grazer Dialogspiels um 1600 mit auffallenden thematischen Anklängen an die Fronleidendrammspiele aus spanischem Kulturerbe, Hinweise auf höfische Beziehungen zwischen Spanien und Österreich sowie auf die Vermittlerrolle Italiens, alles das läßt, auch wenn ein unmittelbar verbindendes letztes Beweisstück fehlt, die Herkunft dieser Szenen aus dem romanischen Süden und somit Leopold Schmidts Annahme als so gut wie gesichert erscheinen. — Ein eigenes Kapitel befaßt sich sodann mit den in deutschsprachigen Gebieten bezeugten Weihnachtsdialogen und -eklogen auf den Schulbühnen und in den Kirchen der Reformorden und ihrer raschen und allgemeinen Verbreitung, Erweiterung und Nachahmung, was eine über 13 Seiten gehende Zusammenstellung von Aufführungsnotizen eindringlich veranschaulicht. Diese umfangreiche Liste wird sich in Kürze durch bayerisches Material noch erweitern lassen. Da den zahlreichen Spielbelegen aber fast nichts an frühen Texten zur Seite gestellt werden kann, ist es ein besonderer Gewinn, daß Kretzenbacher außer dem schon genannten Grazer Dialogus noch zwei übersichtliche Dialogspiele („Gespräche“) von 1617 aus Klagenfurt, mit betont gegenreformatorischer Tendenz, ebenfalls erstmalig im Abdruck bieten kann. Zum Schluß greift der Verfasser in der Beweisführung für den gewaltigen Einfluß der spanisch-italienischen Geistigkeit auf die Welt der Gegenreformation kulturgeschichtlich noch weiter aus, auf die geistlichen Umformungen der modischen Pastoral-dichtung, auf die Pflege des Oratoriums als Gegenmittel gegen die rasch aufgeblühte Oper und er umreißt noch einmal die Entwicklungslinien, die vom Ordens-theater der Jesuiten und Benediktiner zum eigenwüchsigen österreichischen (und zum ganzen süddeutschen) Volksbarock führten.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß diese ausgezeichneten Volksschauspiel-Forschungen zugleich als vorbildliche Beiträge zur Geschichte der Volkskultur anzusehen sind. Sie tragen wesentlich zur Lösung bisher vernachlässigter Probleme bei, werfen aber auch noch eine Reihe von Fragen auf, um deren endgültige Beantwortung die weitere Forschung auch in anderen Landschaften bemüht sein muß.

Hans Moser, München.

Reiner Puschnig. **Geschichte des Marktes Weißkirchen in Steiermark.** 320 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. Judenburg 1954, Eigenverlag des Museumsvereines Judenburg.

Steiermark hat in den letzten Jahren zahlreiche sehr gut gearbeitete Ortsgeschichten und geschichtliche Heimatkunden erhalten. Die jüngste von ihnen, nämlich die vorliegende des Murtaler Marktes Weißkirchen, ist in vieler Hinsicht besonders beachtenswert. Da das Archiv des Marktes schon vor Jahrzehnten unversehrt dem Steiermärkischen Landesarchiv übergeben wurde, konnte Landesarchivar Puschnig aus ihm

wie aus allen verwandten Quellen alles erheben, was eben überhaupt einen aktenmäßigen Niederschlag gefunden hat. Außer der allgemeinen Geschichte des Marktes werden Bürgerschaft, Richter und Rat behandelt, ferner die Wirtschaft des Marktes einschließlich der einzelnen Handwerke und Gewerbe, dann Kirche und Schule, mit guter Berücksichtigung des volkreliösen Lebens, also der Feiertage, Prozessionen, Wallfahrten, Bruderschaften usw. Besonders beachtenswert ist die vollständige Häuserchronik des Marktes, die wie das ganze Buch mit den zierlichen Federzeichnungen des Architekten Karl Arnold geschmückt ist, die in ihrem Röteldruck eine besondere Bereicherung des schönen Bandes darstellen. Bei der Ausstattung mit Kunstdruckabbildungen wurde übrigens auch das „Wassergißbild“ von 1726 im Farbdruck wiedergegeben, eines der wenigen österreichischen Motivbilder, dem dies bisher widerfahren ist. Die Gestaltung dieses Werkes ist zweifellos nicht zuletzt der Tatkraft unseres verehrten Mitgliedes, Feldmarschallleutnant Ernst Klepsch-Kirchner zu verdanken, der durch die Gewinnung der ausgezeichneten Fachleute seinem Wohnort zu einer so schönen Heimatgeschichte verholffen hat. Leopold Schmidt.

Mohammed Rassem, Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus. 120 Seiten. Graz 1951, Akademische Druck- und Verlagsanstalt.

Diese Baseler Dissertation streift Teilgebiete der Geschichte der Volkskunde und sollte daher mehr beachtet werden, als dies bei derartigen vervielfältigten Publikationen meist der Fall ist. Insbesondere die Ausführungen über die französischen Volksstatistiken des 17. Jahrhunderts, über die Bedeutung einiger rechtshistorischer Strömungen der Barockzeit und über die Geisteswelt Montesquieus und seiner Zeitgenossen sind bemerkenswert. Manche Interpretationen sind offensichtlich nur bei genauerer Kenntnis der Basler Lehrer Rassems, also vor allem Karl Meuli und Hans Georg Wackernagel, zu verstehen. Besonders zu beachten ist jedenfalls, daß Rassem andere Quellen des Werdens der Volkskunde anrührt, als die geläufigen. Einige Ursprünge dieser Art von Weltbetrachtung liegen, das geht hier deutlich hervor, im Etatismus, wie man die Staatsvergottung in diesem Zeitraum genannt hat. Einige andere, das wird aber aus Rassems Arbeit ebenfalls deutlich, liegen auf der Gegenseite. Und sie sind wohl die wichtigeren gewesen. Leopold Schmidt.

Hermann Holzmann, Pfeiffer Hüsele. Der Tiroler Faust. 112 Seiten, mit Zeichnungen von Toni Kirchner. Innsbruck (1954), Universitätsverlag Wagner.

Hermann Holzmann, der verdienstvolle Sammler der „Wipptaler Heimatsagen“ (= Österreichische Volkskultur, Bd. 2, Wien 1948, Österr. Bundesverlag), legt hier einen variantenreichen Sagen-, Schwank- und Anekdotenkranz um einen Hexenmeister vor, der mit dem 1680 in Meran hingerichteten „Magus“ Mathaeus Haensele, vulgo Pfeiffer Hüsele identisch sein soll. Es mag wohl so wie in allen ähnlichen Fällen sein, daß sich in einem bestimmten Gebiet, hier also im Bereich des Jaufenpasses, die verschiedensten Geschichten an einen nicht so schnell verklingenden Namen ankrystallisierten. An einen Wanderhändler der Schneidfeder auf der rechten Seite des Hutes, weil er mit dem Teufel im Bund stand, und mit entblößtem Knie: wenn

er auf dem Tabak schnitt, konnte er sich unsichtbar machen. Im übrigen aber schrieb man ihm die Baumstockschwänke des Rübezahls zu, zahlreiche Wetterzauber-Geschichten, Hirten- und Milchzauber weitverbreiteter Art, und alle Folgeerscheinungen der Teufelsbünde kleiner Leute. Eigentliche Faust-Züge sind fast gar keine darunter, da leitet der Untertitel des Buches in die Irre. Man kann sich beispielsweise aus Anton Dörrer, *Dr. Faust in den Ostalpen* (Mimus und Logos. Eine Festgabe für Carl Niessen, Emsdetten 1952, S. 27 ff.) ein gewisses Bild davon machen, was für Faust-Überlieferungen bei uns tatsächlich wirksam waren. Auf dem Gebiet der Volkserzählung im Umkreis der Volksbücher des 16. Jahrhunderts wäre hier manches noch herauszuheben. Aber da gehören diese bäuerlichen Zauber geschichten nicht dazu. Gerade auf Grund von Holzmanns sorgfältiger Nachsammlung ließe sich dies genau herausarbeiten. Holzmann hat seine Erzähler angegeben, hat seine Gedanken über das Schwinden der Erzählerpersönlichkeiten dargelegt, und somit seine Sammlung erfreulich bereichert.

Leopold Schmidt.

Hippolytus Guarinonius (1571—1654). Zur 300. Wiederkehr seines Todestages. Zusammengestellt von Anton Dörrer, Franz Grass, Gustav Sausser und Karl Schadelbauer (= Schlern-Schriften, Nr. 126). 224 Seiten, 10 Tafeln. Innsbruck 1954, Universitätsverlag Wagner.

In der erstaunlich rasch anwachsenden Reihe der Schlern-Schriften ist nunmehr ein Gedenkbuch für den Arzt, Literaten und Kunstfreund der Frühbarockzeit erschienen, über den es seit langem bereits eine sehr umfangreiche Literatur gibt, ohne daß offenbar bereits alle Seiten seines Wesens schon gleichmäßig beleuchtet wären. Anton Dörrer, der sich mit Guarinoni bereits mehrfach beschäftigt und ihn 1939 als „einen Vorkämpfer für deutsche Volkheit aus dem Dreißigjährigen Krieg“ (Geistige Arbeit Bd. 5, Nr. 9, S. 11 f.) gefeiert hatte, hat nunmehr Beiträge von 14 Autoren gesammelt und mit Vorwort, Quellen- und Schriftumsweiser sowie Register umfaßt. Franz Grass behandelt das Leben Guarinonis sowie seine Zusammenhänge mit den Anfängen der „Geomedizin“ in Tirol. Rudolf Granichstaeden-Czerva gibt die Genealogie seiner Familie. Hans Hohenegg hat die Bildnisse des Gelehrten gesammelt. Eine Reihe von weiteren persons- und medizingeschichtlichen Abhandlungen erweitern und vertiefen unsere Kenntnisse über den Gelehrten. Volkskundlich bedeutsam sind vor allem die Beiträge von Dörrer selbst, der weit ausgreifend „Guarinoni als Volksschriftsteller“ behandelt (S. 137 ff.), von der „Volks- und Zeitschilderung“ über die „Volkssprache“ und die „Volksformen und Volksmotive“ bis zur „Lands- und Leidgenossenschaft“. Unter den „Volksmotiven“ sind vor allem die Bearbeitungen der Legenden tirolischer Nationalheiliger zu verstehen, wie sie Guarinoni im Sinn der Gegenreformation geprägt hat, also Anderl von Rinn, Simon von Trient, und Notburga von Rottenburg und Eben. Es sind stoffreiche Beiträge zur Legendenkunde, die Dörrer hier gibt, teilweise in Ablehnung der volkskundlichen Legendenforschung von heute. Zur breitflächigen Erörterung der Zeitstimmung, aus der heraus die barocken Neufassungen der Legenden dieser Bauernheiligen entstanden, tragen Dörrers Kapitel jedenfalls sehr viel bei.

Eine vielleicht unerwartete, aber sehr willkommene Bereicherung unserer Kenntnis stellt die Abhandlung von Elfriede Mayr, „Vols-

nahrung, Anbau und Wirtschaft in Guarinonis Werken“ dar (S. 119 ff.). Die Verfasserin hat 1946 über Guarinoni dissertiert, ihre Exzerpte aus den Werken des Gefeierten vermitteln manchen neuen Stoff. Der berühmte Speisezettel ist freilich schon mehrfach dargeboten worden, so bei Wilhelm Schram, Österreichische Bausteine zur Kultur- und Sittengeschichte. Brünn 1905. S. 58 ff., wie in Dörrers sonst so reichhaltiger Guarinoni-Bibliographie nicht angegeben ist. Im ganzen vermittelt die Abhandlung ein stoffreiches Bild der Hauswirtschaft des frühen 17. Jahrhunderts, wie es sonst nicht leicht gegeben werden könnte.

Leopold Schmidt.

Richard Beitzl, **Im Sagenwald. Neue Sagen aus Vorarlberg.** 464 Seiten. Illustrationen von Josef Hofer. Feldkirch 1953, Montfort-Verlag Othmar Kreißl.

1952 konnte an dieser Stelle (Kongreßheft S. 219 f.) die durch Beitzl erstellte Neuausgabe der „Sagen Vorarlbergs“ von Vonbun begrüßt werden. Der damals erhoffte zweite Band liegt nunmehr in voller Stättlichkeit vor. Die verstreut oder gar nicht veröffentlichten Sagen, vielfach Varianten zu den im ersten Buch gesammelten alten Aufzeichnungen, sind hier in nicht weniger als 594 Nummern vorgelegt. Neun Märchen ergänzen die Ausgabe. Eine besonnene Einleitung macht mit den Sammlern, den „Hütern der Volkssage“ bekannt, zu denen Beitzl selbst seit früher Mittelschülerzeit zählt, und legt die „Grundsätze der Ausgabe“ dar, um die er sich schon in seinem Beitrag zur Gerambfestschrift (Hanns Koren und Leopold Kretzenbacher, Volk und Heimat. Graz o. J., S. 193 ff.) bemüht hatte. Während Beitzl in seiner Neuausgabe des Hauptwerkes von Vonbun Untersuchungen über die „Gestalten und Motive der Vorarlberger Sagen“ beigab, fügt er in diesem Band eine „Sagenkunde“ bei, die gewissermaßen eine Sagenpsychologie darstellt, eine menschlich äußerst verständnisvoll ausgeführte Erörterung der beiden seelischen Bereiche, die Beitzl mit „Das Widerfahrende“ und „Das Rettende“ umschreibt. Die ungeheure Last an Angst-, Sorgen- und Kummer-Motiven, deren Druck in der Mehrzahl aller Sagen spürbar wird, ist hier nach drei Hauptgebieten „Jenseitssorge und Totenfurcht“, „Die Drohung der magischen Welt“ und „Die Last des Lebens“ aufgliedert, und die seelischen Schwierigkeiten, die sich aus den „Schatten der Vergangenheit“ und der „Gewalt der Bergwelt“ ergeben, werden mit aller Einfühlung dargetan. Als „Rettendes“ werden die vier Gruppen „Gefeite und Banner“, „Abwehr und Gegenzauber“, „Christliches Heil“ und „Schuld, Sühne und Erlösung“ zusammengefaßt. In diesen ebenso feinfühlig wie klugen Erörterungen spricht nicht nur der hervorragende Sagenforscher, sondern auch der bedeutende Dichter Beitzl, der uns in seiner „Johringla“ jenen prächtigen Roman geschenkt hat, der die ganze Volkswelt des Montafon umfaßt.

Es ist überflüssig zu betonen, daß eine solche solide Arbeit selbstverständlich alle Wünsche bezüglich der Literaturnachweise, der Angabe der Quellen und Gewährleute, und auch noch der Anmerkungen und des Registers erfüllt. Wichtiger erscheint es mir zu betonen, daß der scheinbar an eine so enge Landschaft gebundene Sagenforscher den vielleicht weitesten Blick auf die verschiedensten Probleme besitzt und erweist. Immer wieder zeigt er sein Verständnis für die Zusammenhänge dieser Welt der überlieferten Erzählmotive mit dem Bereich der modernen Individualdichtung, bezieht die trostlose Welt eines Franz

Kafka in seine Erläuterung mit ein, aber auch das Treiben der Pseudowissenschaften der Gegenwart, der neuen Welle der Astrologie, kurz, steht durchaus mitten in der Gegenwart. Die Bereicherung durch seine Werke ist also bedeutend größer als jene, die man von einem auch noch so guten neuen Sagenband erwarten würde. Leopold Schmidt.

Max Gottschald, **Deutsche Namenkunde**. Unsere Familienkunde nach ihrer Entstehung und Bedeutung. 3. vermehrte Auflage, besorgt von Eduard Brodführer. 630 Seiten. Berlin 1954, Verlag Walter de Gruyter & Co.

1932 konnte Michael Haberlandt in dieser Zeitschrift (Bd. XXXVII, S. 19) auf die erste Auflage dieses vortrefflichen Werkes aufmerksam machen, nunmehr kann bereits die dritte, stark vermehrte und verbesserte, hier angezeigt werden, nach dem Tode des Rezensenten von damals, der schon 1940, und auch des Autors, der 1952 abberufen wurde. Haberlandt hat damals auf die familienkundliche Bedeutung des Werkes hingewiesen. Die allgemein volkskundliche ist jedoch durchaus nicht geringer. Was Gottschald über die Namengebung zu sagen weiß, bildet ja geradezu ein Fundament unserer Volkskenntnis von sprachlicher Seite her. Eines der Hauptanliegen Gottschalds war die Betonung der altdutschen Namen, die er nach ihren ein- und zweistämmigen Eigenformen, nach Kurzformen und Verkleinerungen, Mischformen usw. ausführlich behandelt hat. Die heutigen Familiennamen werden nach ihren Hauptgruppen behandelt, also von den Taufnamen über Namen von Wohnstätte und Herkunftsort, Namen von Stand und Beruf, Übernamen und Satznamen bis zu den Judennamen, Latinisierungen usw. Bei den Namen nach der Wohnstätte finden sich wichtige Bezugnahmen zu den Hof- und Flurnamen sowie den Häusernamen. Selbstverständlich werden bei der Ableitung der Personennamen aus Orts- oder Flurnamen immer nur Beispiele gegeben, die lokale Deutung muß man dann schon selbst vornehmen. Das gilt auch für seltene Namen, wie den S. 102, Anmerkung 1 genannten wunderlichen Flurnamen, den Gottschald aus Oberfranken belegt. Er kommt auch in der Schweiz vor, und in Basel steht gerade auf einer so bezeichneten Flur das Gebäude der neuen Universität.

Bei den „Namen von Stand und Beruf“ und wohl auch bei den „Übernamen“ könnten wir von der Brauchforschung her wohl einmal darauf verweisen, daß eine gar nicht so kleine Zahl von Personennamen offensichtlich auf Brauchausübung zurückgeht. Brauchnamen, vielfach wohl Maskennamen, lassen sich aus jedem Namensverzeichnis herauslesen, ohne daß sie von der Namensforschung jeweils als solche erkannt worden wären. Da gehören, in alphabetischer Reihenfolge, etwa her: Bartel, Becht und Bechtler, Betz, Bockelmann, Botz, Dölger und Dölker, Fasching, vielleicht Gehmacher, ebenso vielleicht Hegel, gewiß Klaubauf, mitunter Klaus, sicherlich Pfingstl, dann Pöppelmann, Quark, Quatember und natürlich Rollenbutz, mit einigen Fragezeichen die zahlreichen Roller und Scheller, die uns vielleicht nur unter dem Eindruck des Imster Schemenlaufens so anregend vorkommen, dann eventuell noch Schrat, auch Semper und schließlich Tanzapfer. Raimund Zoder hat einmal auf eine verwandte Namensgruppe hingewiesen, nämlich auf „Tanz und Musik in Familiennamen“ (Das deutsche Volkslied, Bd. 46, S. 9 ff.). Die Anregung, diese Spielbühler, Tanzlauber und wie sie alle heißen, in die Namenkunde einzubeziehen, ist hier leider auch noch nicht

fruchtbar geworden. Aber Gottschalds Namenbuch umfaßt doch Beispiele auch für alle diese Gruppen und bemüht sich redlich, möglichst viele Deutungen beizubringen, die der Nachprüfung standhalten.

Leopold Schmidt.

Gottfried Henssen, Volk erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke. Mit sieben Bildtafeln und einer Karte. Gesammelt und herausgegeben. Münster i. W., Verlag Aschendorff, 1954. XVI. 408 Seiten.

Wenn ein Buch nahezu zwanzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen, das damals auch im Rahmen dieser Zeitschrift (Gesamtserie Jg. XI. 1935, S. 58 f.) von Leopold Schmidt gebührend gewürdigt wurde, buchstabengetreu wieder aufgelegt werden kann, so spricht dies zweifellos an sich für seine Qualität. Diese Landschaftssammlung, die damals in ihrer umfassenden „biologischen“ Betrachtungsweise der Volkserzählung unter Berücksichtigung des Erzählers und der Erzählergemeinschaft als neuartig und beispielgebend angesehen werden mußte, hat auf lange Sicht hin gewirkt, ja, die intensivierete Erzählerforschung hat wohl hier eine feste Basis gefunden und erst kürzlich wieder in den Arbeiten Karl Haidings (Träger der Volkserzähler in unseren Tagen. Diese Zeitschrift, N. S. Bd. VII, 1953, S. 24 ff. und Österreichs Märchenschatz, Wien 1953) auch in Österreich neue Früchte getragen. Läßt sich daraus schließen, daß die Erzählforschung in den letzten zwei Jahrzehnten im wesentlichen stabil geblieben ist? — Im speziellen Fall des Münsterlandes wäre es in Anbetracht der Neuauflage interessant zu erfahren, wie es heute dort um die Volkserzählung steht, was Krieg, fortschreitende Zivilisation und etwaige Bevölkerungsverschiebungen mit sich gebracht haben. Nur wenige Landschaften Europas wurden seinerzeit so gründlich untersucht, nur wenige könnten daher eine so glückliche Vergleichsmöglichkeit bieten.

Elfriede Rath.

Ernst Wasserzieher, Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Dreizehnte neubearbeitete Auflage von Werner Betz. Bonn, Ferd. Dümmler, 1952. 441 Seiten.

Ein längst bewährtes Nachschlagewerk, das stets mehr hält, als ein so durchaus handliches Buch versprechen mag, hat dankenswerter Weise eine Neuauflage erfahren. Der neue Herausgeber war vor allem bemüht, neue Sprachbildungen der letzten Jahre und Fremdwörter in weiterem Ausmaß als bisher miteinzubeziehen. Für den Volkskundler, der stets in Zusammenhang von „Wörtern und Sachen“ denken muß und doch nicht immer die großen Etymologien zur Hand haben kann, ein gewiß empfehlenswertes Stück der Handbibliothek.

Elfriede Rath.

Ernst Wasserzieher, Hans und Grete. Zweitausend Vornamen erklärt. Dreizehnte, verbesserte und vermehrte Auflage besorgt von Kaspar Linnartz. Bonn—Hannover—Stuttgart, Ferd. Dümmler, 1953. 140 Seiten.

Das Namenbüchlein, das — einst mit 500 Stichworten nur für den täglichen Gebrauch des Namengebens bestimmt — bis auf mehr als

2000 Namen angewachsen ist, erscheint hier in abermals verbesserter Auflage, ohne jedoch den ursprünglichen Rahmen ganz zu sprengen. Die Gliederung in deutschstämmige, fremde jeweils männliche und weibliche Namen und weiteren aus Geschichte, Sage und Dichtung wurde beibehalten, der Bestand jedoch aus historischen und gegenwärtigen Quellen wie Urkunden, Ahnentafeln, Romanen, Filmwerken u. dgl. ergänzt, um z. B. auch der Ahnenforschung nützlich sein zu können. Die Einleitung des Herausgebers bringt kurze Hinweise auf die Beweggründe der Namengebung wie traditionelle, ethische, religiöse, dynastische, politische, literarische oder euphonische, Streben nach Originalität oder Unauffälligkeit usw. — Fragestellungen also, die für Volkskunde und Kulturgeschichte von beachtlicher Bedeutung sein können, weil sie, wie Leopold Schmidt in seiner Arbeit über „Die deutschen Königsnamen“ (Handbuch der Geisteswissenschaften, Bd. II, Wien 1948, S. 126 ff.) ausgeführt hat, wichtige Schlüsse auf das Wesen der Überlieferung überhaupt oder auf zeitliche Strömungen wie etwa Wellen der Heiligenverehrung u. ä. erlaubt. Der Herausgeber hat auch an Hand der Stichworte da und dort auf solche Elemente der Namengebung hingewiesen.

Vielleicht wäre nur die eine oder andere Abteilung einer Überprüfung zu unterziehen. Es sei der Rezensentin gestattet, in Bezug auf ihren eigenen Vornamen, der ein „von Elfen behütetes“ Wesen bezeichnen soll (S. 71), leise Zweifel hegen. Eine in solche mythologische Tiefen zurückreichende Ableitung müßte auch durch ein entsprechend frühes Auftreten des Namens bewiesen werden. „Elfriede“ scheint jedoch vielmehr erst vor kaum mehr als einem Jahrhundert aus einer Zusammensetzung aus Elisabeth—Friederike (ähnlich Annemarie, Marlise etc.) entstanden und in den 20-er Jahren geradezu zu einem Modenamen geworden zu sein.

Elfriede Rath.

Georg Schreiber, Deutsche Wissenschaftspolitik von Bismarck bis zum Atomwissenschaftler Otto Hahn (= Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften, H. 6). 90 Seiten, 7 Abbildungen. Köln und Opladen 1954, Westdeutscher Verlag.

Schreiber hat die deutsche Wissenschaftspolitik vielfach gefördert und überblickt sie von seinem persönlichen Standpunkt aus, was durchaus instruktiv wirkt. Für uns sind manche Hinweise auf das Wachstum der Volkskunde-Organisationen wichtig, ferner die Bezugnahme auf österreichische Einrichtungen wie etwa die Herausgabe der „Austria Sacra“. Manche für uns wichtige Dinge waren schon in den Erinnerungen von Schmidt-Ott zu lesen. In Österreich läßt sich das Wachstum unserer Forschung und ihrer Einrichtungen aus manchen in letzter Zeit erschienenen Selbstbiographien ablesen. Es sei hier an die zwei Bände „Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen“, herausgegeben von Nikolaus Grass, Innsbruck 1950/51, erinnert, zu denen man sich nur ein Gegenstück von seiten der Anthropologie, Ethnologie, Prähistorie und Volkskunde wünschen würde. Aber auch einzelne Gelehrten-Memoiren, als Gegenstücke zu Georg Schreiber, Zwischen Demokratie und Diktatur, Münster 1949, seien hier wenigstens genannt. So die leider nur in tschechischer Sprache erschienenen Erinnerungen des großen Slawisten Matthias Murko, Parnet, Prag 1949. Dann die Essaysammlung von Viktor Geramb, Verewigte Gefährten. Ein Buch der Erinnerung. Graz 1952, und schließlich das Erinnerungs-

und Rechtfertigungsbüchlein des Literaturhistorikers Josef Nadler, Kleines Nachspiel. Wien, Österreichischer Bundesverlag 1954, aus dem unter anderem hervorgeht, daß Nadler mehrfach, in Freiburg wie in Königsberg, auch Volkskunde gelesen hat. Schreibers Buch regt jedenfalls an, die österreichische Wissenschaftsentwicklung unserer Fächer gelegentlich auch einmal nachzuzichnen und Gewinne und Verluste des letzten halben Jahrhunderts einmal nachzurechnen. Vielleicht schon um der Gerechtigkeit der Gegenwart gegenüber zu dienen.

Leopold Schmidt.

Josef Blau, Die Glasmacher im Böhmer- und Bayerwald in Volkskunde und Kulturgeschichte (= Beiträge zur Volkstumsforschung. Herausgegeben von der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde in München, Bd. VIII). XX + 286 Seiten. Kallmünz/Regensburg 1954, Verlag Michael Lassleben.

Seit einem halben Jahrhundert arbeitet Josef Blau an seinen Beiträgen zur Glasmacherkunde seiner Heimat. Vom V. bis zum XXII. Jahrgang ist sein Name mit unserer Zeitschrift verbunden, so daß es für uns ein besonderes Vergnügen ist, hier nun sein zusammenfassendes Werk anzeigen zu können. Blau hat wie bei allen seinen Arbeiten mit größtem Fleiß und ausgezeichnetem Lokalkennntnis den umfangreichen Stoff in durchdachter Gliederung zusammengestellt, die alte Glasmacherei des „Waldes“ hat in seinem Buch ein schönes Denkmal erhalten. Ob es sich um die Glashütten in ihrem geschichtlichen Werden handelt, oder um die Hüttenleute vom Hüttenmeister bis zum Aschenbrenner, verläßliche Angaben, die bis zur individuellen Anekdote reichen, lassen jeweils plastische Bilder entstehen. Zur Volkskunde im engeren Sinn rechnet Blau das Essen und Trinken seiner Glasmacher, die Kleidung, das Gesundheitswesen, die Arbeitsbräuche, das Leben der Glashändler und das Treiben der Leute in der Natur, beim Vogelstellen ebenso wie beim Wildern. Er rechnet aber auch Lebens- und Jahreslaufbrauch hierher, mit den Angaben über Totenbrett und Schimmelverkaufen, über den Pflugradkuchen und über das Christkindlspiel. Sitte und Unsitte in alter Zeit werden dokumentarisch belegt, ebenso der Aberglaube um Hexen. Räzel (Menschen mit zusammengewachsenen Augenbrauen) und den Hüttengeist Turandl. Dem schließen sich die Sagen an, und die alten Lieder. Die Hinterglasmalerei wird ausführlich in dem eigenen Kapitel Kunst und Kultur behandelt. Mit den ausführlichen quellenmäßigen Belegen und den guten Bildern zusammen stellen diese locker geschriebenen und flüssig leserlichen Kapitel ein gutes Buch dar, das sich den altberühmten Arbeiten des Verfassers, selbst seiner längst vergriffenen „Böhmerwäldler Hausindustrie und Volkskunst“ von 1917 durchaus an die Seite stellen kann.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens darauf hingewiesen, daß das Buch in Blaus Gastland erschienen ist, in Bayern, dessen Landesstelle für Volkskunde damit wieder einen wichtigen Band seiner langsam, aber gediegen anwachsenden Schriftenreihe vorlegt. Vor fast zwanzig Jahren erschien in der gleichen Reihe das schöne Buch von Heinrich Buchner „Die Hinterglasmalerei in der Böhmerwaldlandschaft und in Südbayern“. Da wird also bedächtigt immer wieder der gleiche fruchtbare Boden gepflügt.

Anhangsweise hier nur noch ein Hinweis. In Blaus Buch wird, wie selbstverständlich, auch die berühmte Grenzwallfahrt Neukirchen-

Heiligenblut erwähnt (S. 162). Von dort hat Gerhard Eis vor kurzem ein dreisprachiges Wallfahrerlied veröffentlicht: Ein deutsch-lateinisch-tschechisches Wallfahrerlied aus dem Bayerischen Wald (Südostdeutsche Forschungen. Bd. XII. München 1953, S. 191 ff.). Es ist ihm dabei nur leider entgangen, daß ich das gleiche Lied aus der gleichen Quelle schon vor anderthalb Jahrzehnten veröffentlicht habe: Ein deutsch-tschechisches Mischlied des 17. Jahrhunderts (Das deutsche Volkslied, Bd. 42, Wien 1940, S. 10 ff.).
Leopold Schmidt.

Deutsche Zeitschriften für Volkskunde

Vor dem zweiten Weltkrieg war die volkskundliche Literatur Deutschlands wesentlich durch ihre zahlreichen Zeitschriften bestimmt. Neben der alten vielseitigen Berliner Zeitschrift traten ober- und niederdeutsche Zeitschriften mit eigener Zielsetzung in den Vordergrund, und ältere Länderzeitschriften modifizierten sich mehr und mehr zu reinen Volkskunde-Publikationen. Diese reiche Fülle wurde durch den Krieg zunächst, und zwar auf Jahre hinaus, sehr stark eingeschränkt. Einzelne Versuche, größere Organe zu schaffen, wie das Jahrbuch „Die Nachbarn“, das Will-Erich Peuckert herausgab, und das „Archiv für Literatur und Volksdichtung“, das John Meier inaugurierte, blieben jeweils auf einen ersten Band beschränkt. Dagegen konnte sich das neugegründete „Rheinische Jahrbuch für Volkskunde“, das von Karl Meisen geschaffen wurde, durchsetzen, und hält nun schon beim IV. Band. Wir haben auf seine inhaltsreichen Bände jeweils hingewiesen. Die wirtschaftliche Wiedererstarbung Deutschlands hat es mit sich gebracht, daß in allerletzter Zeit doch eine gewisse Neublüte zu verzeichnen ist, auf die doch wenigstens kurz hingewiesen werden soll.

Zeitschrift für Volkskunde. Im Auftrag des Verbandes der Vereine für Volkskunde herausgegeben von Helmut Dölker und Bruno Schier. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer.

Diese westdeutsche Zeitschrift stellt sich als Erbin der Berliner Zeitschrift vor, als Heft 1/2 des 50. Jahrganges dieses berühmten Zentralorganes. Das bisher einzige Heft verrät noch nicht viel von den Strömungen der deutschen, zumal der westdeutschen Volkskunde von heute. Von den sieben Hauptartikeln stammen nicht weniger als drei von Österreichern (Viktor Geramb, Anton Dörrer, Richard Wolfram) und zwei von Sudetendeutschen (Alfred Karasek, Josef Hanika). Unserer alten Schwesterzeitschrift sei jedenfalls eine Wiederbelebung herzlichst gewünscht.

Deutsche Volkskunde. Herausgegeben vom Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften. Berlin. Geleitet von Wolfgang Steinitz und Wilhelm Fränger.

Von dieser ostdeutschen Zeitschrift liegen bisher nur Ankündigungen vor, die auf eine Sammlung der überlebenden Kräfte in den ostdeutschen Ländern schließen lassen. Um welche Persönlichkeiten es sich dabei handelt, geht aus dem Vortrag von Wolfgang Steinitz, Die volkskundliche Arbeit in der Deutschen Demokratischen Republik (= Studienmaterial für die Bildungs- und Erziehungsarbeit der Volkskunstgruppen, Sonderreihe zur Volkskunstforschung, Heft 1), Berlin 1953 (32 Seiten, Zentralhaus für Laienkunst), hervor.

Im Gegensatz zu früher dürfte es also, der derzeitigen Lage Deutschlands entsprechend, eine zeitlang zwei umfassende Zeitschriften für Volkskunde geben. Der Titel der ostdeutschen Zeitschrift erinnert allerdings daran, daß schon einmal, nämlich 1939 bis 1944, neben der Berliner Zeitschrift eine zweite umfassende Zeitschrift existiert hat, die ebenfalls „Deutsche Volkskunde“ hieß, und eine parteiamtliche Publikation war. Damals bestanden aber die vielen Länder-Zeitschriften, die, wie gesagt, nach dem Krieg nur langsam wieder in Erscheinung traten. Am frühesten in Hessen und in Bayern.

Hessische Blätter für Volkskunde. Herausgegeben im Auftrag der Hessischen Vereinigung für Volkskunde von Hugo Hepding und Bernhard Martin. Wilhelm Schmitz Verlag in Giessen.

Die altbewährten Hessischen Blätter haben nach dem Krieg bereits drei Jahressbände erscheinen lassen. Der letzte davon ist dem Gedächtnis Adolf Spamers, der ein Hesse war, gewidmet. Die Bücherschau der Hessischen Blätter gehört infolge des nach wie vor maßgebenden Einflusses von Hugo Hepding noch immer zu den bedeutendsten in allen unseren Nachbarzeitschriften. Durch Hepding wird hier auch noch der alte Zusammenhang zur klassischen Philologie gewahrt, der den meisten anderen Fachorganen, mit Ausnahme des Schweizerischen Archives für Volkskunde, fast ganz abhanden gekommen ist.

Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. Herausgegeben von Josef Maria Ritz, geleitet von Hans Moser. Regensburg, Verlag Josef Habbel.

Dieses stattliche Jahrbuch ist in jeder Hinsicht der Nachfolger der Zeitschrift „Bayerischer Heimatschutz“. Seit 1950 konnten bereits vier Bände erscheinen, davon der für 1951 die Festschrift für Ritz darstellte, ein äußerst wertvoller Sammelband von Beiträgen, besonders aus den Gebieten der Volkskunsthochforschung und der religiösen Volkskunde. Die von Altbayern und Heimatvertriebenen gemeinsam lebhaft geförderte Zeitschrift hat sich einen eigenen Rang unter unseren Fachorganen erobert. Die besondere Betonung der historischen Volkskunde, vor allem hinsichtlich der Erschließung handschriftlichen Quellenmaterials, wie sie an der von Hans Moser geleiteten Bayerischen Landesstelle für Volkskunde betrieben wird, ist aller Beachtung wert. Über dieses Gebiet unterrichtet jetzt übrigens der Vortrag von Hans Moser. Erfahrungen auf dem Gebiet der Quellenerschließung der historischen Volkskunde (Bericht über den III. österreichischen Historikertag in Graz, veranstaltet vom Verband österreichischer Geschichtsvereine in der Zeit vom 26. bis 29. Mai 1953. Wien 1954, Verband österreichischer Geschichtsvereine. S. 118 ff.).

Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Karl Meisen und Bruno Schier. Schriftleitung Martha Bringemeier und Matthias Zender. Bonn.

Dem Titel und wohl auch dem Gebiet nach handelt es sich hier um eine Weiterführung der alten Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. Das vorliegende Heft erweist das Vorwalten der Gedankengänge Meisens, der die Organisation und Publizistik der Volkskunde im Rheinland in den Jahren nach dem Krieg so tatkräftig gefördert hat.

Eine Anzahl von weiteren Zeitschriften steht der Volkskunde offensichtlich aufgeschlossen gegenüber, zum Teil bereits aus Tradition, zum

Teil infolge der Einwirkung neuerer Kräfte. Von den westdeutschen Zeitschriften wären noch die

Westfälischen Forschungen. Mitteilungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde. Münster in Westfalen, Verlag Aschendorff, in Verbindung mit Böhlau-Verlag, Münster-Köln.

zu nennen, die im 7. Jahrgang stehen, und beispielsweise heimische Beiträge zur religiösen Volkskunde im Sinne Georg Schreibers bringen.

Badische Heimat. Mein Heimatland. Herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat e. V. Freiburg im Breisgau.

Aus den beiden alten badischen Heimatzeitschriften ist eine einzige, umfassende geworden, die ihrer alten Zielsetzung getreu viel Volkskunde bringt, insbesondere Volkskunst und Brauchtum. Im Gegensatz etwa zum Bayerischen Jahrbuch hat sie die Entwicklung zum wissenschaftlichen Organ im Sinn der modernen Volkskunde nicht mitgemacht, sondern den künstlerisch-literarischen Zug beibehalten.

Deutsche Gaue. Kaufbeuren.

Die eigenwüchsigste aller Heimatzeitschriften hat sich nach dem Krieg wiederbelebt, in genau der gleichen Art und Form, die sie schon unter Christian Frank besaß. Aber der volkswundliche Beitrag ist derzeit sehr groß, in vieler Hinsicht ergänzt sie die großen süddeutschen Volkskundezeitschriften, indem sie kleineren Beiträgen und Diskussionen über Sonderthemen Raum gibt.

Schließlich nur ein kurzer Hinweis darauf, daß vor allem die germanistischen Zeitschriften wiedererstanden sind und zum Teil recht viel an volkswundlichen Beiträgen, Besprechungen usw. enthalten. Es ist besonders auf die „Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur“ (herausgegeben von Julius Schwietering, Wiesbaden, Verlag Franz Steiner GmbH) hinzuweisen, ferner auf die immer sehr anregende „Germanisch-Romanische Monatschrift“ (Geleitet von Franz Rolf Schröder, Neue Folge, Heidelberg, Carl Winters Universitätsverlag) und schließlich auf die „Zeitschrift für Mundartforschung“ (Herausgegeben von Walther Mitzka, Wiesbaden, Verlag Franz Steiner GmbH.), in der ja auch die österreichische Mundartforschung, die mit unserer Arbeit in so enger Verbindung steht, ausführlich zu Worte kommt.

Im Anschluß daran muß nun auf die neueste Zeitschrift unseres Faches aufmerksam gemacht werden, die im Gegensatz zu allen anderen von Niederdeutschland ausgeht und entschieden eine gewisse Sonder- und Mittlerstellung einzunehmen berufen ist:

Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde. In Verbindung mit Herbert Freudenthal, Dora Lühr und Helmuth Thomsen herausgegeben von Walter Hävernick. Hamburg. Museum für Hamburgische Geschichte. 1954.

Mit dem Tode von Hermann Tardel ist die von Bremen ausgehende Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, die 1947 noch einmal als Niederdeutsches Jahrbuch für Volkskunde erscheinen konnte, offenbar zu Ende gegangen. Die niederdeutsche Volkskunde ist Jahre hindurch unbetreut geblieben, obgleich das wissenschaftliche, insbesondere das

museale Leben offensichtlich wieder erwachte. Nunmehr hat sich Hamburg seiner Führerstellung besonnen, die ihm der heutigen Konstellation nach zukommt. Die Erben Otto Lauffers haben sich entschlossen, in seinem Geiste und dementsprechend vom Museum für Hamburgische Geschichte und dem damit verbundenen Lehrstuhl für Volks- und Altertumskunde an der Universität Hamburg aus eine neue Zeitschrift zu schaffen. Der vorliegende erste Band erweist, daß sie dazu berufen sind: sie haben dieser Veröffentlichung sofort eine eigene Note zu geben verstanden, einen eigenen niederdeutschen Ton, den man im Akkord der deutschen Volkskunde-Zeitschriften nicht mehr vermissen wollen wird. Das Rückgrat dieser „Beiträge“ sind die Museumsberichte und die Nachrichten über die wissenschaftliche Tätigkeit der landschaftlichen Vereine und Einrichtungen. In der Tat werden ausführliche Berichte über die Tätigkeit von neunundzwanzig niederdeutschen Kultur- und Heimatmuseen nach 1945 gegeben, die äußerst lehrreich sind. Sie werden noch durch verschiedene Buchbesprechungen über Musealveröffentlichungen ergänzt, deren kritische Einstellung für die Gesamthaltung dieser Publikation charakteristisch erscheint. Die Ergänzung nach der Berichtsseite stellt das ausführliche Referat von Helmuth Thomsen über die 28. Tagung des Niederdeutschen Verbandes für Volks- und Altertumskunde in Lüneburg dar. Diese referierende Haltung des neuen Bandes wird noch dadurch unterstrichen, daß eine eigene Spalte „Forschungsberichte“ eingeführt erscheint, in der in dieser ersten Folge Dora Lühr an Hand des neuen Sammelwerkes von James Laver über das westeuropäische Kostüm in der Renaissance und im Frühbarock berichtet. Verglichen an dieser Fülle berichtender und kritischer Beiträge scheint der den Abhandlungen zugemessene Raum zunächst etwas gering. Eine breite Nachlaßabhandlung von Otto Lauffer behandelt gewissermaßen die Sach-Etymologie des Familiennamens des Verewigten: „Der laufende Bote im Nachrichtenwesen der früheren Jahrhunderte“. Walter Hävernick, der berufene Hauptträger der neuen Zeitschrift, gibt seine Erhebungen über „Die Formen des Tragkorbes in Thüringen“ mit einer Typenkarte. Kurt Ranke versucht eine Ableitung des Pumpernickel aus einer bekehrungszeitlichen „pompa diaboli“, was wohl in anderem Zusammenhang kritisch beurteilt werden muß.

Alle diese neubelebten oder überhaupt neuen Zeitschriften aber versuchen einen einleitenden Beitrag darzubieten, der die Situation der Volkskunde in der Gegenwart darstellen soll. Die ehemalige Berliner, nunmehrige Stuttgarter Zentral-Zeitschrift hat Viktor Geramb mit „Der Volksbegriff in der Geistesgeschichte und in der Volkskunde“ vorangestellt. Karl Meisen spricht sich in der neuen Bonner Zeitschrift über „Der gegenwärtige Stand der wissenschaftlichen Volkskunde“ aus. Meisen hat im III. Band seines „Rheinischen Jahrbuches“ ausgreifender über „Europäische Volkskunde als Forschungsaufgabe“ (S. 7 ff.) gehandelt, was auch in diese Reihe gehört. Bei der Erörterung der Zielsetzung „Europäische Volkskunde“ wird man jetzt nicht übersehen dürfen, daß sich in Berlin eine lebhaft diskutierte Diskussion über das Verhältnis von Volkskunde und Völkerkunde abgespielt hat, deren Niederschlag wohl nicht in einem unserer Fachblätter, dafür aber in mehreren Folgen der wissenschaftlichen Berichtszeitschrift „Forschungen und Fortschritte“ festgehalten wurde. Ingeborg Weber-Kellermann schrieb dort „Zum Problem: Volkskunde und Völkerkunde“ (Bd. 27, Juli 1953, H. 1, S. 30 ff.), Wolfgang Steinitz „Zur Diskussion: Volkskunde und Völkerkunde“ (Bd. 27, November 1953, H. 5, S. 142 ff.) und Friedrich

Pfister antwortete schließlich unter dem gleichen Titel (Bd. 28, April 1954, H. 4, S. 113 ff.).

In der neuen niederdeutschen Zeitschrift nun umreißt Herbert Freudenthal „Historismus und Präsentismus in der Volkskunde“, wie er es sieht. Gewiß sind die meisten dieser Abhandlungen nicht für die Zeitschriften, in denen sie erscheinen, programmatisch. Meist stellen sie durchaus eigene Meditationen eben nur der Verfasser dar, und in vielen Fällen merkt man nicht, daß sie gerade in unseren Jahren geschrieben wurden. Neuere Gedankengänge finden sich kaum darin, selbst neuere Literatur wird nur spärlich verwendet, und häufig abfällig beurteilt. Wenn man also die neu aufwachsende deutsche Zeitschriftenliteratur nach diesen Einleitungsaufsätzen beurteilen würde, käme kein allzu positives Ergebnis zustande. Die deutsche Volkskunde hat in theoretischer und methodischer Hinsicht derzeit offensichtlich nicht sehr viel zu bieten. Die Berliner Diskussion über das Verhältnis von Volkskunde und Völkerkunde ist von einiger Bedeutung, insbesondere wenn man die positive Einstellung von Steinitz zu einer Zusammenarbeit der beiden Disziplinen mit der vollkommenen Ablehnung vergleicht, die Heinrich Harmjanz vor knapp zwanzig Jahren (Volk, Mensch und Ding. Königsberg 1936) einem solchen Zusammengehen zuteil werden hat lassen. Außerhalb Berlins werden in Deutschland diese Probleme kaum schon gesehen. Eine sachliche Beurteilung der eventuellen gegenseitigen Anreicherung, wie sie heute in Wien ebenso wie in Basel vertreten wird, fehlt ganz offensichtlich. Da ist die deutsche Völkerkunde wohl aufgeschlossener, wie man etwa an der Haltung der für uns durchaus wesentlichen, ebenfalls wieder erstandenen „Zeitschrift für Ethnologie“ sieht. Auch das Interesse, das die internationale ethnologische Zeitschrift „Anthropos“ an der Volkskunde nimmt, soll in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Von den Möglichkeiten einer gegenseitigen Anreicherung machen selbstverständlich manche deutsche Volkskundler Gebrauch. Ich verweise besonders auf Josef Hanika und auf Kurt Ranke. Will-Erich Peuckert hat hier in vieler Hinsicht Mut gemacht. In den theoretischen Betrachtungen der deutschen Zeitschriften kommt davon jedoch noch nichts zur Sprache, sie erörtern größtenteils die Wissenschaftsgeschichte unseres Faches, statt in seine Zukunft zu weisen. Aber die Zeitschriften selbst sind wieder da, und man hat den Eindruck, daß zumindest einige von ihnen gut konsolidiert sind. Sie werden also hoffentlich eine neue Basis bieten, neue Stoffe vorzustellen und neue Probleme zu erörtern, wie dies nunmehr nach vielen Jahren der Zurückhaltung dringend notwendig geworden ist. Leopold Schmidt.

Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv. Unter Mithilfe mehrerer Fachgenossen gemeinsam mit Erich Seemann und Walter Wiora herausgegeben von John Meier. Dritter Band: Balladen. 3. Teil, 2. Hälfte. — Berlin W. de Gruyter & Co., 1954 (S. 141—283).

Die Lieferung umfaßt zwölf Nummern (Nr. 60 bis 71). Diese wurden literarisch bearbeitet von † John Meier (10 Nrn), E. Seemann (1 Nr) und W. Heiske (1 Nr). Die gesamte musikalische Schlußredaktion besorgte W. Wiora, wobei Manuskripte von † H. Trede (4 Nrn), W. Wiora (3 Nrn) und † B. Maerker (1 Nr) zugrunde gelegt werden konnten. Vier Nummern sind ohne „Ton“: Nr. 64, Muschelbeck, ein Text aus

dem Elsaß, der in die deutsche Schweiz hinüberspielt, Nr. 66, Die heilige Elisabeth, ein Stoff aus dem 15. Jh., der in das Legendenhafte übergeht und nur aus niederdeutscher Überlieferung vorliegt, Nr. 69, Rache aus Eifersucht, aus der Kremnitzer Sprachinsel, ein Stück, zu dem noch vor wenigen Jahren die Melodie auffindbar gewesen wäre, und Nr. 70, Blutiges Gericht, aus zwei alten niederländischen Quellen. — Die Bearbeitung ist wie bei den vorhergehenden Lieferungen so umfassend, als dies überhaupt — mit den reichen Hilfsmitteln und Beständen des Freiburger Archivs — möglich ist. Sie scheint nun sogar einheitlicher, was auf die ganz überwiegenden Arbeitsleistungen von John Meier und W. Wiora zurückzuführen sein dürfte. — Hochinteressant sind die Melodietabellen: bei Nr. 68, Der grausame Bruder — Erk-Böhme Nr. 186 finden wir z. B. 17 Melodien vergleichsweise untereinander abgedruckt, ausgehend von Schweden, von den Färöer, aus den Souterliedekens 1540, von Corner den Ruf zur hl. Katharina 1631, eine Melodie aus Bartoks ungarischen Aufzeichnungen usw., ein weitgespannter Bogen, der kaum aus einer Melodiekartei gezogen werden kann, sondern offenbar in vergleichender Arbeit gesucht werden muß. — Es sei nur eine aus dem bayrisch-österreichischen Raum überlieferte Ballade etwas näher betrachtet, Nr. 65, Die Bernauerin. Da finden wir gleich die Quelle der ersten Lesart ungenau angeführt: sie heißt nämlich nicht „Teutoburgische Zeitschrift . . .“, sondern „Teutoburg. Zeitschrift für die Geschichte, Läuterung und Fortbildung der deutschen Sprache“, I — München 1815; die betreffende Stelle verdiente wohl wörtliche Mitteilung; der Aufzeichner Anton Nagel wird nicht genannt. Der abgedruckte Text D ist einem Flugblatt o. O. und J, im Britischen Museum entnommen, das gewiß bei Ignaz Eder in Wien gedruckt wurde (vgl. E. Marriage in *Alemania* NF I = 1900, S. 248—259: Alte Liederdrucke im Britischen Museum). Franz Ziska zeichnete den gleichen Text nicht in Regensburg auf, wo er zeitlebens nicht war, er sagt selbst: „Dieses geschichtliche Lied, welches ich das erstmal von einer Frau aus Regensburg singen hörte, und aufschrieb, ist, wie ich mich gegenwärtig überzeugte, in ganz Österreich verbreitet. Es gibt wenige alte Leute hier, denen es völlig unbekannt ist . . .“ (Büsching, *Wöchentl. Nachrichten* III - 1817). Es wäre wahrscheinlich noch heute möglich, im Burgenland, diesem fast letzten Reservat alten Volksgesanges, die Melodie, vielmehr: Melodien, aufzufinden. So stützt sich Wiora bei der musikalischen Bearbeitung in erster Linie auf eine Siebenbürger Aufzeichnung, die wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. durch oberösterreichische Emigranten nach Siebenbürgen gekommen ist. — Während im „Liederhort“ auf die dramatischen Bearbeitungen des volkstümlichen Stoffes hingewiesen wird, nimmt sie die Ausgabe John Meiers nicht zur Kenntnis: und doch besteht eine Wechselbeziehung zwischen Ballade und Dramen: wenn das Lied nach 1800 in Österreich noch so lebendig ist, dann hat wohl das volkstümliche Theater auch dazu beigetragen (vgl. Blümml-Gugitz, *Alt-Wiener Thespiskarren*); und die theatralische Aufführung in den 1780er, 90er Jahren mochte — wenn auch unbewußt — der Zeitstimmung entsprechen haben. Anzeichen der „Großen Revolution“ durften sich in Österreich nicht im geringsten an die Oberfläche wagen; aber ein Stück, ein trauriges Lied, das von der Ungerechtigkeit der Mächtigen und dem verfolgten Mädchen aus dem Volke handelte, die waren unverdächtig. Aber derlei „Volklied-leben“ entzieht sich wohl einer exakten Darstellung.

Karl M. Klier.

Arnulf Rüssel, **Das Kinderspiel**. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München-Berlin 1953. VI, 176 Seiten: 7 Textabb., 47 Abb. auf 6 Tafeln. Kart. DM 12,—.

Der Verfasser stellt die Erscheinungsformen des Kinderspiels — Spiel im weitesten Sinne — dar und deutet sie im Rahmen der kinderpsychologischen Forschung der letzten Jahrzehnte. Für die volkskundlich gerichtete Spielforschung sind von Interesse die Abschnitte über das „Regelspiel“ mit einer Neugruppierung der Spielmotive: Vorspiel (hauptsächlich Abzählen), Haupt- und Gegenspieler, Verwandlung (Leinwand, Stoffe, Vögel . . .), Aufzehrung (Herr von Ninive), der Wechsel, das Mal, die Probe. Aber auch bei dieser Neugruppierung wird manches nur nach äußerlichen Gesichtspunkten gereiht, etwa wenn das Umkehren im Gehen, „Ri ra rutsch . . .“ unter „Wechsel“ erscheint, während es ebenso gut — oder besser — zu den tanzartigen Bewegungen gezählt werden könnte. Die Lichtbilder von Spielphasen besagen, wie meistens in derartigen Arbeiten, nicht viel. Hervorzuheben ist das Literaturverzeichnis mit 83 Nummern.

Karl M. Klier.

Stig Walin, **Die schwedische Hummel**. Eine instrumentenkundliche Untersuchung. (= Nordiska museets handlingar 43.) Stockholm, Nordiska museet 1952. Lex. 8^o, 158 S., 89 Abb. Preis geb. kr. 10,—.

Diese vorzügliche Monographie befaßt sich mit einem Volksinstrument, das völlig den älteren alpenländischen Zithern entspricht. Es werden sämtliche in den schwedischen Museen vorhandenen Instrumente beschrieben, die ausländischen vergleichsweise herangezogen, Ursprung und Verbreitung verfolgt, die Tonreihen durch genaue Messungen festgestellt und in Zahlenreihen wiedergegeben, die Spieltechnik und Vortragsweise dargelegt und das Repertoire verzeichnet. Norlinds Geschichte der Zither (Stockholm 1935/36) erfährt solchermaßen eine willkommene Ergänzung. Wer sich mit der Erforschung der alpenländischen Volksinstrumente beschäftigt, wird Walins Darstellung mit Nutzen studieren.

Karl M. Klier.

Špiro Kulišić, **Porijeklo i značenje božićnog obrednog hljeba u Južnih Slovena**. (Ursprung und Bedeutung des weihnachtlichen Kultbrottes bei den Südslawen.) Glasnik Zemaljskog Muzeja u Sarajevu. (Zeitschrift des Landesmuseums in Sarajevo), N. Serie VIII, Sarajevo 1953.

Der Streit um Ursprung und Sinn der weihnachtlichen Gebäubrotte, um ihre Herkunft aus dem Totenkult der Mittwinterzeit, etwa als Sippenmahl (agapee), als Opfer an die Jenseitigen, etwa an dithonische Mächte oder als magisches Brauchtumselement zur Steigerung der Fruchtbarkeit fürs kommende Wirtschaftsjahr, wird seit langem geführt. Šp. Kulišić, Dozent für Ethnographie an der neuen Volluniversität in Sarajevo, hat als erster den Versuch unternommen, das geradezu unglaublich reichhaltige südslawische Material (Brauchtum und Volksglaube) um das Weihnachtsbrot, die *česnica*, in einer Studie von 40 Folio-Druckseiten zusammenzustellen und zu analysieren. (Ohne Bilder.)

Ausgehend von Piotr Caraman, „Obrzed koledowania u Slowian i u Rumunow“ (Neujahrssingen bei den Slawen und den Rumänen), Krakau 1933, der schon ausführlich auf das bulgarische Material hingewiesen hatte, polemisiert K. zunächst gegen die bisherigen Deutungen

des weihnachtlichen Gebäckbrottes bei den Slawen als Opfergaben an die Toten, also gegen Sima Trøjanović, „Stara srpska jela i pića“ (Alte serbische Speisen und Getränke) (Srpski Etnografski Zbornik ... Serbische Ethnographische Mitteilungen XVII) und gegen Veselin Čajkanović mit seiner vielzitierten Studie „Über den obersten Gott der Serben“ („O srpskom vrhovnom bogu“), Belgrad 1941; des weiteren noch gegen den ebenfalls verstorbenen Belgrader Kulturhistoriker Tihomir Djordjević, der in einer Besprechung für die Studie „The Basilcake of the Greek New Year“ von Margaret M. Hasluck (Folk-Lore XXXVIII/2, 1927) deren Ansicht zugestimmt hatte, daß die griechische vasilopita, das Weihnachts-, bzw. Neujahrsbrot, von den römischen Saturnalien abzuleiten sei und mithin die in vielen Einzelheiten verwandte serbische vasilica den Slawen über griechisch-heidnische Vermittlung zugekommen sei.

Dem gegenüber unternimmt es K. mit einer geradezu erdrückenden Materialfülle zu beweisen, daß der Ursprung des weihnachtlichen Gebäckbrottes der Südslawen einzig und allein in den Fruchtbarkeitsmagischen Riten zu Beginn des neuen Erntejahres zu suchen sei. Das gelte bereits für die früheste Erscheinungsform in jenem Riesenbrot, hinter dem sich der Priester im Svantevit-Kulte auf Rügen (nach Saxo Grammaticus) mit dem magischen Wunsche versteckte, man möge ihn im nächsten Jahre nicht sehen können, so groß solle die Ernte und damit auch das Gebäckbrot sein. Wichtig erscheinen uns die unzähligen Belege der Wesensverbindung zwischen dem Brauche um den Erntekranz und die letzte Garbe einerseits, und dem aus ihm gewonnenen Weihnachts-Kultbrote andererseits. K. flieht hier ausführliche Schilderungen über dessen Panspermie-Charakter ein, also die Beigabe von Körnern jeglicher Getreidesorte, wie dies übrigens auch den (von K. überhaupt nicht erwähnten) Luzienbrotten der Slowenen und Kroaten beigebacken wird, das sich ja als ein altes Mittwinter-Kultbrot hier einreihen ließe. (Vgl. L. Kretzenbacher, Das slowenische Luzienbrot [„Lucijsčak“] [Slovenski Etnograf VI/VII, Ljubljana 1953/54, S. 197—222; in deutscher Sprache] und M. Matičetov, Poprtnik, ebenda S. 223 ff., in slowenischer Sprache mit französischer Zusammenfassung.)

Erntekranz, letzte Garbe, Weihnachtsbrot und Weihnachtsstroh (zu des letzteren mittelalterlicher Herkunft vgl. jetzt L. Schmidt, Das Weihnachtsstroh im Burgenland, Burgenländische Heimatblätter XVI, Eisenstadt 1954, S. 67 ff.) stehen in engster Wesensverbindung genau so wie der dem Gebäckbrote zugehörige Figureschmuck: Pflug, Männchen, Tiere, Zweige, Schnittgeräte usw., und die Weihnachtshenne, die K. als eine Hypostase des Fruchtbarkeitsdämons (im Sinne der Mannhardt-Schule) zu erweisen sucht.

Unter absoluter Ablehnung einer vermeintlich nur nach formalen Gleichheiten urteilenden komparativen Betrachtung der europäischen Weihnachts- und Neujahrs-Kultbrote (die freilich noch so weit gehen hätte dürfen, daß grundlegende Arbeiten wie jene von Max Höfler, Weihnachts- und Neujahrs-Kultbrote zur Weihnachtszeit, Wien 1905, überhaupt nicht genannt werden) kommt K. zum Schlusse, daß sich die česnica rein aus slavischen vegetationsmagischen Riten der Frühzeit entwickelt haben könne, mithin eine Herkunft aus den mediterranen Saturnalien ausgeschlossen bleibe. Ferner daß selbst die Priesterfunktion im Svantevit-Kult auf Rügen bereits eine Weiterentwicklung aus jener Zeit sei, in der die mütterrechtlichen Ver-

hältnisse bei den Slawen durch das Patriarchat abgelöst worden seien, demzufolge der Sippenälteste gleichzeitig auch als der Vorstand der wirtschaftlichen Gemeinschaft den Fruchtbarkeitskultischen Ritus zu üben habe, in dessen heutigen Formen immer noch urchtümliche Auffassungen animistischer Art und magischer Praxis nachklängen. Erst später habe sich der Opfergedanke beigeesellt. Die schon von F. Engels sozialgeschichtlich ausgewertete Ansicht, daß der altgriechische Basileus primär der Älteste der Sippe gewesen sei (entsprechend dem etymologischen Zusammenhange des deutschen Wortes „König“ mit althochdeutsch *kuni* = Geschlecht), demnach auch das mit *basileus* zusammenhängende neugriechische *vasilopita*-Gebildbrot genau der Parallelentwicklung bei den Slawen und der Funktion des Sippenältesten dort entspreche, nimmt K. als Schlußstütze seiner interessanten Arbeit. Sie deckt sich trotz mancher Gegensätzlichkeiten in den Ausdeutungen der neuen schwedischen, kulturmorphologischen Volkskunde-Schule doch in vieler Hinsicht mit Ergebnissen eines heute grundlegenden (bei K. leider nicht verwerteten) Buches der neuen schwedischen Ethnographie, mit Albert Eskerö's „*Arrets äring*“ (Abhandlungen des Nordischen Museums, Band 26, Stockholm 1947). Leopold Kretzenbacher.

Niilo Valonen, Geflechte und andere Arbeiten aus Birkenrindenstreifen unter besonderer Berücksichtigung finnischer Tradition (= *Kansatieellinen Arkisto* Bd. IX). Vammala 1952. Tyrvään kirjapaino osakeyhtiö. 342 Seiten, mit 260 Abbildungen.

Seit zwölf Jahren erscheint diese neue Zeitschrift der finnischen Sachvolkskunde „*Kansatieellinen arkisto*“ = *Volkskundliches Archiv*, geleitet von T. I. Itkonen und Kustaa Viikuna, herausgegeben von dem „*Suomen muinaismuistoyhdistys*“ = Finnischen Altertumsgesellschaft. Trotz der schweren Jahre sind in diesen bereits neun Jahrgänge erschienen, die dieses „*Archiv*“ als ein fachlich sehr hochstehendes Organ erweisen, verwandt dem schwedischen „*Folk-Liv*“. Manche Bände umfassen eine einzige Monographie, so Bd. IV (1940): Olaf Lindtorp, *Finnskogens folk* (= Das Volk des Finnenwaldes), Bd. VI (1944): Esko Aaltonen, *Länsi-Suomen yhteismyllyt* (= Die Gemeinmühlen Westfinlands), Bd. VII (1946): Toini-Inkeri Kaukonen, *Pellavan ja hampun viljely ja muokkaus Suomessa* (= Anbau und Bearbeitung von Flachs und Hanf in Finnland), und Bd. VIII (1950): E. A. Virtanen, *Itäkarjalaisten kalastusoikeudesta ja -yhtiöistä* (= Über Fischereirecht und -gemeinschaften der Ostkarelier). Alle diese Monographien sind schwedisch oder finnisch geschrieben, enthalten aber Referate.

Der vorliegende IX. Band nun ist erfreulicherweise ins Deutsche übersetzt und wird daher der Fachwelt viel weitem mehr zugänglich sein als seine an sich ja auch sehr wichtigen Vorgänger. Niilo Valonen vom Kansallismuseo in Helsinki hat hier eine jener Monographien vorgelegt, die in ihrer Stoffkenntnis und Methodik für die skandinavische Sachvolkskunde bezeichnend sind. Nach Thema und Gründlichkeit wird man die schöne Arbeit vielleicht am ehesten mit John Granlund, *Träkärl i svepteknik* (= *Nordisk museets handlingar*, Bd. 12), Stockholm 1940, dem Standardwerk über die Spanbiegegefäße, vergleichen können. Valonen ist von einer Arbeit seines Lehrers Sigurd Erixon ausgegangen, der Vorarbeit zum schwedischen Volkskundeatlas über die schwedischen Säckörbe (*Den svensk saskäppan*. *Folk-Liv*. Bd. X, Stockholm 1946. S. 120 ff., der er seine Arbeit über die finnischen Säckörbe an die Seite

stellte (Kylvinvakka. Kotiseutu Bd. I. Helsinki 1946). Dabei ergab sich ihm die Frage, warum die aus Birkenrinde geflochtenen Säkörbe nur im nördlichen Europa gebraucht würden. Von den Säkörben griff er dann systematisch auf alle anderen aus Birkenrinde geflochtenen Behälter aus. In der vorliegenden, abschließenden Monographie behandelt er zunächst das Abziehen und Behandeln der Birkenrindenstreifen (mit den altertümlichen Knochen- und Holzgeräten), dann alle Arten von Birkenrinde-Körben, die Scheiden und Kapseln, unter denen mir die Sensenscheiden besonders wichtig sind, dann verschiedene kleinere Geflechte wie Ball, Senksteinkugel, Gürtel, Reisetasche usw. Daran schließen die Fußbekleidungen aus Birkenrinde an, die ja aus verschiedenen skandinavischen Traditionen bekannt sind. Gerade hier geht Valonen eingehend sach- und sprachkundlich auf die Altersfrage des birkenrindenen Fußzeugs ein. Dann behandelt er Strick, Wischer und gezopfte Arbeiten, ferner die verschiedenen Binden aus Birkenrindenstreifen, und schließlich die weithin interessierenden Blasinstrumente, also vor allem die Hirtenhörner. Eine Zusammenfassung der instruktiv bebilderten und immer wieder mit Verbreitungskarten belegten Arbeit behandelt die Gesamtverbreitung der Birkenrinde-Geflechte, die Ursprungs- und Altersfragen, wobei bedachtsam der Einfluß der Brandrodungswirtschaft herausgestellt wird. Alles in allem also eine gediegene, vorbildliche Arbeit.

Leopold Schmidt

Richard Bernheimer. *Wild Men in the Middle Ages*. Cambridge 1952.

Immer wieder wurde von der Forschung darauf hingewiesen, daß sich im Begriff des wilden Mannes ganz verschiedenartige Vorstellungen vereinigt haben (vgl. etwa Weinhold, ZYfVk. 1897, S. 436 Anm. 1; K. Reiser, Sagen des Allgäus II, S. 405, und W. Giese, Z. f. frz. Spr. u. Lit. 1932, S. 491). In einem im Band 55 (1952, S. 14—42) dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz: „Das Sommer- und Winter-Spiel und die Gestalt des Wilden Mannes“ ist dann Werner Lyngø energisch daran gegangen, mehrere Kreise von Erscheinungen, die sich nur sekundär des Wildemannmotivs oder auch nur des Namens Wilder Mann bedienten, abzuspalten, um so gewissermaßen zum eigentlichen wilden Mann vorzustoßen. Den Kern der so vielschichtigen Erscheinung sieht Lyngø in dem durch oberflächliche Literatur und zünftiges Brauchtum geformten Bild des wilden Mannes.

Ungefähr gleichzeitig mit Lyngøes Aufsatz erschien in Cambridge das Buch des durch kunstgeschichtliche Motivuntersuchungen bekannten deutschen Emigranten Richard Bernheimer. Er sucht nicht den Kernbezirk der Wilde-Mann-Vorstellung, sondern all die verschiedenartigen Schichten und Kreise zu zeigen, die sich in dem Begriffe vereinigt haben, und die sich nach seiner Ansicht so mannigfach überlagern, daß eine wirkliche Kernzone im Grunde nie vorhanden war. Bernheimer spricht diese Ansicht nie ausdrücklich aus; aber sie liegt dem Aufbau und der Darstellungsweise seines Werkes zugrunde. Es ist kein Zufall, daß Bernheimer sehr oft von „connotations“ spricht, von Bedeutungsgehalten also, die auch noch in der Erscheinung des wilden Mannes mitschwingen. Dieser Begriff der „connotation“ ist gefährlich, da er von klaren Definitionen zu befreien scheint; und doch trifft er einen im volkstümlichen Leben sehr häufigen Sachverhalt so gut, daß man fast vorschlagen möchte, ihn auch in unsere volkskundliche Fachsprache zu übernehmen.

In seinem ersten Kapitel behandelt Bernheimer die „Naturgeschichte“ des wilden Mannes. Er zeigt darin vor allem die verschiedenen Eigenheiten und Eigenschaften der wilden Männer. Im zweiten Kapitel, das der „mythologischen Persönlichkeit“ des wilden Mannes gewidmet ist, zeigt sich die Gefahr von Bernheimers Betrachtungsweise. Hier stellt er allzu schnell Zusammenhänge her zwischen den niederen antiken Gottheiten (Silvanus, Silen, Orcus, Maia usw.), aber auch zwischen den im Faschingsbrauchtum so häufigen Fleckenmasken und dem wilden Mann. Vor allem ist die Gleichsetzung mit dem wilden Jäger und, allgemeiner, die Bezeichnung des wilden Mannes als Todesdämon nicht überzeugend begründet. Gerade an diesen so wichtigen Stellen möchte man wünschen, daß der Autor Lynges scharfsichtig scheidende Untersuchung gekannt hätte.

Umgekehrt vermag das folgende Kapitel über die Verkörperung des wilden Mannes im Spiel vielleicht die Ansicht Lynges zu widerlegen, nach welcher der doch gar nicht sehr populäre Heilige Wildenus für die Personennamen Wildemann u. ä. verantwortlich wäre. Ähnlich wie beim Namen König dürfte vielmehr in den meisten Fällen entweder eine Eigenschaft oder aber eine Rolle beim Spiel angesprochen sein. Auch Lynge räumt ja dem Spiel eine wichtige Rolle ein (vgl. S. 22 f.); Bernheimer bringt darüber hinaus eine große Zahl von Belegen. Wo und wie freilich das sentimentalische Wilde-Leute-Spiel der Oberschicht sich mit grundschriftlichen Brauchtumsspielen vereinigte, wird auch durch Bernheimers Darstellung nicht völlig geklärt. Immerhin geben die zahlreichen Abbildungen einen guten Einblick in die verschiedenen Stile der Aufführungen und Maskeraden, wie sich überhaupt das Heranziehen bildlicher Quellen als sehr glücklich erweist. Auch Fragen wie die neuerdings wieder im Mittelpunkt literarhistorischer Untersuchungen stehende nach dem Wirklichkeitsverhältnis der mittelalterlichen Literatur können nur befriedigend beantwortet werden, wenn der Bereich der Literatur überschritten wird. Bernheimers Buch bedeutet hierin einen wesentlichen Schritt.

Besonders wertvoll ist der Abschnitt über die „gelehrte Auffassung“ vom wilden Mann im Mittelalter, in dem Bernheimer nochmals weit ausgreift auf antike Schriften. Das Kapitel „Erotic Connotations“ befaßt sich mit dem erotischen Aspekt der Wildheit. Ohne sich zu sehr in tiefenpsychologische Theorien zu verlieren, gibt der Verfasser doch einen gründlichen Überblick über die psychologischen Bedürfnisse, die der Vorstellung des wilden Mannes zugrunde liegen — vor allem der Wunsch nach schrankenloser Freiheit, der auch heute noch wirksam ist und gelegentlich zu gewaltsamen Ausbrüchen drängt. Schließlich bespricht Bernheimer noch die heraldische Rolle des wilden Mannes als Schildhalter und rundet so seine Monographie ab.

Zusammen mit der Arbeit von Lynge wird sie der Ausgangspunkt künftiger Forschungen über den wilden Mann sein müssen. Für diese sei hier wenigstens auf drei Punkte hingewiesen:

1. Bernheimer erwähnt Beispiele von Aufzügen, in denen die Gestalt des wilden Mannes die Ureinwohner verkörpern sollte — so bei der Tausendjahrfeier von Ripon in England 1886. Diese sehr späte und romantische Ausdeutung widerlegt aber die Möglichkeit noch nicht, daß tatsächlich auch im ursprünglichen Bild bzw. im Namen der wilden Leute die Erinnerung an vergangene Völkerschaften fortlebte (vgl. die Auseinandersetzung mit der volksgeschichtlichen Saligentheorie bei

L. Schmidt, Gestaltheiligkeit S. 50 ff.). Eine annähernde Klärung dieser Frage kann von einer genauen Untersuchung des Verbreitungsgebietes erwartet werden. Nachdem Lyngé sowohl die mitteleuropäischen als auch die skandinavischen Belege kritisch ausscheiden konnte, ändert sich doch schon das von Bernheimer gegebene Bild, nach dem die Wilde-Mann-Vorstellung einst über ganz Europa verbreitet gewesen sein soll. Eine dialektisch-kartographische Gegenüberstellung (vgl. hierzu L. Schmidt, Gestaltheiligkeit, S. 3), gerade etwa mit der Erscheinung der Fleckengewänder, könnte weiterhelfen.

2. Lyngé führt die fest umrissene Gestalt des wilden Mannes vor allem auch auf zünftigen Einfluß zurück (vgl. S. 23). Hier ist nun auch nach dem in den Städten wirksamen humanistischen Einfluß zu fragen, durch den sekundär antike Merkmale Eingang gefunden haben könnten. Der wilde Mann wird nicht nur als „Sylvicola“ bezeichnet (so in einem von Martin Crusius in seinen Schwäbischen Annalen wiedergegebenen Gedicht des Marbadhers Georg Hunn), auf einer vermutlich aus Ulm stammenden Ofenkachel jener Zeit (Fundort Altheim/Wtbtbg.) findet sich auch ein „Silvanus“ mit den wesentlichen Merkmalen des wilden Mannes. — Die von Lyngé angeführten Belege aus dem Zunftbrauchtum sind verhältnismäßig jungen Datums — so der Bildbeleg aus Unterwessen (Bayr. Hefte f. V. k. d. e. 1914, S. 212) aus dem Jahr 1781. Auch die Begabung der Zünfte mit Wilde-Mann-Wappen erfolgt im allgemeinen erst im 17. Jahrhundert (vgl. Siebmacher, z. B. I, 7, S. 15). Die ältesten Zeugnisse scheinen die vom Nürnberger Schenbartlaufen zu sein, und auch hier hat die Wilde-Mann-Gestalt bereits ihre ziemlich feste Ausprägung, während ihre Funktion schwankt. Auch das Zunftbrauchtum scheint also — sollten nicht neue Belege auftauchen — die Gestalt des wilden Mannes weniger ausgeprägt als verwendet zu haben.

3. Die Ausprägung scheint fast ausschließlich in der Oberschicht erfolgt zu sein; aber die Gestalt des wilden Mannes hat sich dann mit volkstümlichen Vorstellungen gekreuzt. Hierher gehört auch ein Fragenkreis, der kurz angedeutet wurde in Deutsche Gaue XII, S. 221 — dort werden nämlich die Gasthäuser „Zum wilden Mann“ in Verbindung gebracht mit dem hl. Christophorus. August Gebhardt nimmt in seiner kleinen Abhandlung über Wirtshausnamen (Dt. Gaue Bd. XIV — nicht wie bei Lyngé angegeben XXIV) diesen Gedanken auf. Hier müßten sich nun Untersuchungen mittelalterlicher Bildwerke, der Verbreitungsgebiete und örtlicher Traditionen anschließen. Sowohl an unbewußte Übertragung wie an bewußte Umdeutung kann gedacht werden. Für jene käme die Zeit in Frage, in der die neue Christophoruslegende noch nicht volkstümlich war, für diese die Reformationszeit. Man darf nur auf die kritische Einstellung hinweisen, die Luther so gut wie Cochlaeus gegenüber der Legende vom „wildem“ Heiligen Chrysostomus einnahm (vgl. A. Williams, Oriental Affinities of the Legend of the Hairy Anchorite [University of Illinois Studies 1925 f., S. 11]). Bernheimer faßt zwar die Möglichkeit eines direkten Zusammenhangs nicht näher ins Auge, aber er erwähnt doch auch die wilden Heiligen (vgl. S. 17). So ist sein Buch auch für eine Untersuchung in dieser Richtung ein wichtiger Ausgangspunkt. H. Bausinger, Tübingen.

Wien 1954

Österreichischer Bundesverlag

Verlagsnummer: Z 957-3/4

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I.